DEUTSCHE RUNDSCHAU

BAND CCXXXVI

(Juli–August–September 1933)

Stadt-Bibliothek Elbing

BERLIN
DEUTSCHE RUNDSCHAU G.M.B.H.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt
Übersetzungsrecht vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

zum

Zweihundertsechsunddreißigsten Bande

(Juli–August–September 1933)

	Seite
Kurt Leese. Völkische Religion und Christentum	1
H. van Ham. Der „Heilige Rock" von Trier	9
Ernst Tiessen. Vaterland und Vaterlandschaft	15
Paul Fechter. Verschärfung der Maßstäbe	21
Ruth Schaumann. Moria mortu ' amore oder Torheit von Liebe erlegt	25
J. v. Uexküll. Die Entplanung der Welt. I	38
Hugo Landgraf. Ein germanisches Museum auf der Museumsinsel	43
Wilhelm Kowsmann. Aufgaben und Wege des Kraftmaschinenbaus	46
Friedrich Stuhlmann. Der Luftschutz in Deutschland	50
Heint Strakele. Donau–Elbe–Oder	53
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum	
Die V. D. A. Tagung in Passau	55
Literarische Rundschau	
Werner Bergengruen. Dreivierteldutzend Neuheiten	57
D. R. Appell an das deutsche Gewissen	59
R. P. Falsche Edelsteine	61
Notizen	63
Politische Rundschau	63
Vor dem Schnellrichter	66
Gerhard Bückling. Wiederherstellung des Rechts	71
Georg Weippert. Deutscher Sozialismus	76
Kurt Leese. Katakomben-Theologie (Karl Barth)	84
Erich Maschke. Deutsche Grundlagen in der polnischen Kultur	88
Wilhelm Kohl. Der alte Piepenbrink	94
Paul Fechter. Revision der Kunstbetrachtung	100
Werner Deubel. Hans Prinzhorn und die deutsche Revolution	106
J. v. Uexküll. Die Entplanung der Welt. II	110
Paul Rühlmann. Der junge Ranke	116

Inhaltsverzeichnis

Seite

Karl Gottfried Hugelmann. Neue Gedanken zur Problematik des Nationalitätenrechts 120

Literarische Rundschau

Conrad Wandrey. Neue deutsche Lyrik. I 123
Werner Bergengruen. Weizen, Spreu und Teufelsdreck 128
Werner Wirths. Bücher von Krieg und Nachkrieg 130
Karl Hoffmann. Kriegsschuld und Reparationen 132
D. R. Von Großem und Kleinem 132
Wolfgang Goetz. Die Devrients 137
Otto Freiherr v. Taube. Spanischer Faschismus 137
Theophile v. Bodisco. Physiognomik einst und jetzt 138

Politische Rundschau 139

R. P. Brüder in Not! 141
Edgar J. Jung. Die christliche Revolution 142
Georg Weippert. Der Ständestaat 148
Hermann Ziese-Beringer. Die Wahrheit über Verdun 154
Peter Dörfler. Die Gesichte der Weberin 159
Otto Brunner. Die Türken vor Wien 163
R. P. Die Sobieski-Legende 168
Helene Voigt-Diederichs. Die Bernsteinkette 171
D. Kulenkampff. Renaissance der ärztlichen Wissenschaft 179
Franz Dülberg. Der Schöpfer der westnordischen Bildform 183
Otto Hachtmann. Wieland ein Klassiker? 189

Literarische Rundschau

Conrad Wandrey. Neue deutsche Lyrik. II 193
Reinoldus. Briefe an Masaryk 198
R. P. Politisches A B C 198
D. R. Von Brockhaus bis Luther 199

Politische Rundschau 202

Vor dem Schnellrichter 205

Kurt Leese

Völkische Religion und Christentum

I.

Das Thema ist in unserer Zeit zweifellos eines der aufwühlendsten und sein Gegenstand heftig umstritten. Was hat es zu bedeuten, wenn man von „Völkischer Religion" und von „Christentum" spricht und zwischen beiden ein Verhältnis der Spannung oder gar der Gegensätzlichkeit empfindet?

Man kann hier nicht mit klaren und eindeutigen Definitionen beginnen. Die Definition winkt allenfalls nur als Lohn am Ende langwieriger Ueberlegungen. Gerade das Starre und Unnachgiebige der Definition (= begrifflichen Festlegung) stellt sich leicht hindernd der allmählichen Verständigung über vorerst Aufzulockerndes entgegen. Wir müssen beim Phänomen einsetzen, d. h. bei dem, was vielfach nur rein gefühlsmäßig bei der Diskussion des Problems empfunden wird und diese in nicht abreißenwollender Bewegung erhält.

Damit hängt ein Zweites zusammen. Es handelt sich zunächst um eine Frage gegenwärtigen Lebens und gegenwärtiger Lebensgestaltung, nicht um das genealogische Problem des Ursprungs, was völkische Religion und Christentum eigentlich am Punkte ihrer historischen Entstehung sind, ehe sie sich getrübt oder verunreinigt, vermischt oder weiter gebildet haben. Es ist ja gerade die Frage, ob man zu reinen, homogenen Ursprungsphänomenen sich auf dem Wege historischer Forschung zurücktasten kann dergestalt, daß man schließlich die untrügliche Norm in den Händen hält, an der völkische Religion und Christentum ihre Unterschiedlichkeiten endgültig legitimieren können. Ist der Versuch, völkische Religion und Christentum als ursprünglich eindeutige und homogene Gebilde zu fassen, nicht von vornherein zum Scheitern verurteilt?

Das Christentum, so belehrt uns die Religionsgeschichte, ist gerade als im Neuen Testament zutage tretendes „Urchristentum" eine synkretistische Religion, an der altjüdischer Schöpfungsglaube, das soziale Ethos der Propheten, die Frömmigkeit der Psalmen, praktische Spruchweisheit, altorientalische eschatologische Vorstellungen, spätjüdische Apokalyptik, Einflüsse der iranisch-persischen und der hellenistischen Mysterienreligionen, um nur das Wichtigste zu nennen, zu einem untrennbaren, um die historische Person Jesu herumgelagerten Ganzen zusammengewachsen sind. Das Christentum ist also von vornherein als Symbiose ursprünglich heterogener Elemente entstanden, die zum Teil semitischen, zum Teil arischen Ursprungs sind, ohne daß ihre Träger echt jüdischen Geblüts, wie Jesus und die urchristlichen Missionare, darum wußten. Die Erlöser(„Menschensohn")-

vorstellung und der Auferstehungsglaube sind nicht auf autochthon jüdischem Boden gewachsen, sondern von Iran her eingewandert. Der Kyrios-Gedanke (Christus der „Herr") ist eine weit verbreitete Formel hellenistischer Frömmigkeit. Der Dualismus von göttlichem „Geist" (πνεῦμα) und erbsündig verdorbenem „Fleisch" (σάρξ), der ein Grundelement der paulinischen und — in Abhängigkeit von ihr — der reformatorischen Theologie ist, ist in dieser Zuspitzung wahrscheinlich fremder, iranischer, also weder jüdischer noch eigentlich christlicher Herkunft. Er hat jedenfalls in der jüdischen Anthropologie keine ausreichenden Grundlagen. (R. Reitzenstein, Das iranische Erlösungsmysterium, 1921). Nichtsdestoweniger gelten alle diese Vorstellungen mit Recht als christlich, nachdem die von der Kirche hochgetragene Autorität des Neuen Testaments sie im Namen des von den Christen verehrten Gottes der abendländischen Frömmigkeitsgeschichte eben einfach als „christlich" aufgezwungen hat. In der heutigen Kontroverse zwischen völkischer Religion und Christentum rangiert also manches als christlich, was nicht dem Geist des Volkstums entstammt, dem Jesus und Paulus angehören, und was dennoch unter dem Verdikt, es sei spezifisch nicht-arisch, als artfremd bekämpft und abgelehnt wird. Vorstellungen, Anschauungen, Wertungsweisen, Gefühlsrichtungen, Vorurteile, Weltbilder sind eben nicht unablösbar an bestimmte Volkstümer gebunden, sondern wandern, gehen über, verschmelzen, durchdringen, durchkreuzen, überdecken, durchwachsen sich, und zwar im langsamen Lauf einer sehr komplizierten und vielfach im einzelnen gar nicht aufhellbaren Geschichte.

Dasselbe gilt von der germanischen Religionsgeschichte. Was ist daran autochthon? Es gibt in ihr Züge (Magie-, Kult-, Opfer- und Zauberwesen), die nicht auf das Germanische beschränkt sind, sondern sich in allen Kulturen finden, die wir „primitiv" nennen. Die Götter der Edda sind die Standesgötter der kriegerisch-fürstlichen Oberklasse der Wikingzeit und haben wie die olympischen Götter Homers keine Beziehung zur Religion des eigentlichen Volkes. Der Hauptgott Odin, an den norwegischen Königshöfen und in dem südlichen Skandinavien verehrt, aber auch mit der Geschichte der Langobarden verknüpft, ist nicht nur niemals über die Königshöfe hinaus ins Volk gedrungen, sondern vielleicht auch vom Süden her erst in den Norden eingewandert. Freyr, Njörd (Nerthus) und Freyja, die sich im Norden großer Beliebtheit erfreuten, sind Vegetationsgottheiten, die mit ihren Kulten aus den Mittelmeerländern und mit dem Ackerbau zusammen in den Norden gekommen sind.

Tacitus berichtet (Germania c. 40): „Von den einzelnen Stämmen ist nichts Besonderes zu sagen; nur daß sie gemeinsam die Nerthus verehren, d. h. die Mutter Erde (terram matrem), und glauben, sie mische sich in die Angelegenheiten der Menschen und fahre von einem Stamm zum andern. Auf einer Insel im Ozean befindet sich ein unberührter Hain, und in diesem steht ein geweihter Wagen, der mit einer Decke verhüllt ist. Nur der Priester darf ihn berühren. Er merkt es, wenn die Göttin in dem Heiligtum anwesend ist; und wenn sie auf ihrem Wagen, der von Kühen gezogen wird, umherfährt, begleitet er sie in tiefer Ehrfurcht. Dann herrschen frohe Tage, und es werden Feste an den Orten gefeiert, wo sie einzukehren und zu verweilen geruht. Man zieht in keinen Krieg und nimmt keine Waffen zur Hand. Alles Eisen ist hinter Schloß und Riegel verborgen. Frieden und Ruhe kennen und lieben sie nur zu dieser Zeit, bis die Göttin von dem Verkehr mit den Menschen genug hat und der Priester sie deshalb wieder zu dem heiligen Bezirk zurückbringt. Darauf werden Wagen und Decken und, wenn man es glauben will, die Gottheit selbst in einem verborgenen See gewaschen. Sklaven verrichten den Dienst, die derselbe See sogleich verschlingt. Daher rührt die heimliche Furcht und die heilige Unwissenheit über das, was das sein mag, das nur die Todgeweihten schauen." Bei dem jubelnd-segnenden Frühlingsumzug der Nerthus handelt es sich um ein Fest der Vermählung der Herrin der Erde mit dem Himmelsgotte Tius-Ziu.

Vergleiche hierzu auch den um das Jahr 1000 aufgezeichneten, aber in die älteste Zeit zurückreichenden angelsächsischen Flursegen, dessen letzte Worte lauten:

Heil sei dir, Erdflur, der Irdischen Mutter!
Sei du grünend in Gottes Umarmung,
Mit Frucht gefüllt den Irdischen zu Frommen!

Freyrs Bild stand zusammen mit den Bildern Thors und Odins im Tempel von Upsala und war cum ingenti priapo versehen. Solche Vegetationsgottheiten (Kult der „Großen Mütter"), mit starkem Stich ins Erotische und Priapische, gab es in Babylonien, Syrien, Phönizien, Kleinasien, Aegypten. Sie wurden dagegen bekämpft von den Propheten in Israel. Jahwe war natur- und weltüberlegener „sittlicher Wille" und keine Potenz des natürlich-animalisch-vegetabilischen Lebens. „Natürlich", sagt V. Grönbech, „wird der fremde Kult mit der alten Religion der Germanen organisch verbunden und mit Schlachtopfer und Trinkgelage vereinigt." „Freyr und Njörd heißen Wanen im Gegensatz zu Odin und Thor, die Asen sind; hierin liegt angedeutet, daß sie verschiedenen Kultsphären, aber wahrscheinlich zugleich, daß sie verschiedenen Völkern angehören."

Wohin unser Blick in die Geschichte fällt, sehen wir keine isolierten Volkstümer, sondern geistige Austausch- und Verschmelzungsprozesse zwischen solchen (man denke z. B. auch an den Einbruch der thrakisch-kleinasiatischen Dionysosreligion in Griechenland im 7. Jahrhundert v. Chr. und ihre Assimilierung an griechischen Götterglauben), wenigstens soweit das Problem „Völkische Religion und Christentum" für den Deutschen in Frage steht.

II.

Von typischer Bedeutung für unser Problem dürfte sein, was der römische Bischof Gregor d. Gr. (590—604) anläßlich der Bekehrung der Angelsachsen zum Christentum an den Abt Melittus von Canterbury geschrieben hat:

„Sagt dem Augustinus (der mit 40 Benediktinern in England gelandet war, 596), zu welcher Ueberzeugung ich nach langer Betrachtung über die Bekehrung der Angelsachsen gekommen bin. Man soll die Götzenkirchen bei jenem Volke ja nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darinnen vernichten; man mache Weihwasser und besprenge damit die Tempel, man errichte Altäre und lege Reliquien hinein. Denn sind jene Kirchen gut gebaut, so muß man sie vom Götzendienste zur wahren Gottesverehrung umschaffen, damit das Volk, wenn es seine Kirchen nicht zerstören sieht, von Herzen den Irrglauben ablege, den wahren Gott erkenne und um so lieber sich an den Stätten versammele, an die es gewöhnt war. Und weil die Angelsachsen bei ihren Götzenopfern viele Tiere zu schlachten pflegen, so muß auch diese Sitte zu irgendeiner christlichen Feierlichkeit für sie umgewandelt werden. Sie sollen sich also am Tage der Kirchweihe oder am Gedächtnistage der heiligen Märtyrer, deren Reliquien bei ihren Kirchen niedergelegt werden, aus Baumzweigen Hütten um die ehemalige Götzenkirche machen und sollen so den Festtag bei kirchlichem Mahle feiern, so dem Teufel keine Tieropfer mehr bringen, sondern sie sollen zum Lobe Gottes die Tiere zum Essen schlachten und dem Geber aller guten Gaben für ihre Sättigung danken; denn wenn ihnen einige äußerliche Freuden bleiben, werden sie um so geneigter zu den innerlichen Freuden (der Bekehrung) werden. Den rohen Gemütern auf einmal alles abzuschneiden, ist ohne Zweifel unmöglich, weil auch der, der auf die höchste Stufe steigen will, durch Schritt und Tritt, nicht aber durch Sprünge in die Höhe kommt."

Auf solche und ähnliche Weise vollzog sich in der Sache die allmähliche Christianisierung der Germanen und die Germanisierung des Christentums. Und nicht wird es leicht sein, dasjenige, was so stark miteinander verwachsen ist, nachträglich in seine ursprünglichen Bestandteile fein säuberlich auseinanderzulegen. Diesem gegenseitigen Durchdringungsprozeß hat im Hinblick auf die „Deutsche Bibel" Conrad Ferdinand Meyer in seiner Huttendichtung ein schönes Denkmal gesetzt:

Ein frommer Tag, da ich, gestreckt ins Gras,
Die ‚Schrift, verdeutscht durch Martin Luther', las.

Gern hör' ich deiner Sprache, Luther, zu,
Wer braucht das Wort gewaltiger als du?

Auf einer grün umwachsnen Burg versteckt,
Hast du die Bibel und das Deutsch entdeckt.

Ich las und alte Mär aus Morgenland,
In Fleisch und Blut verwandelt, vor mir stand.

Beachten wir aber, daß es sich bei der Frage der Heutigen über das Verhältnis von völkischer Religion und Christentum nicht so sehr um eine historisch-genealogische Frage, sondern viel eher um die kämpferisch eingestellte Frage der Abwertung handelt dergestalt, daß dasjenige, was man der völkischen Religion gegenüber dem Christentum als eigen zuerkennt, nicht preisgegeben werden dürfe, so hat Leopold Ziegler den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er im „Heiligen Reich der Deutschen" (II, S. 328 f.) einmal sagt:

Es gelte „feierlich zu gestehen, daß christliches und heidnisches Weltfühlen zuletzt untrennbar zusammen gehören, ja, daß eines im anderen ein für allemal enthalten ist." Wahrheitsgemäß sei „der Befund unserer europäischen Seele" der, daß sie sich „der heidnischen und der christlichen Vergangenheit zu gleichen Teilen verpflichtet weiß und darum auch nicht zugeben kann, daß der eine dieser beiden Teile zur größeren Ehre des anderen geleugnet und unterdrückt, verdrängt und ausgeschlossen werden dürfe." Es seien „totgeborene Bemühungen", entweder das Christliche oder das Heidnische aus dem Seelenraum des deutschen Menschen hinauszuwerfen.

Bedenkt man zudem, daß kein geringerer als Ernst Moritz Arndt der vom Christentum im Bunde mit dem Platonismus emporgetragenen „Ideenbuhlerei", die sich um ein „von der lebendigen Kraft der Vegetation und des Lebens abgeschiedenes Ideentum" bemühe, den Satz entgegenstemmt: „Ich denke, ein gewisses Heidentum hätte nie zerstört werden sollen, und jeder Mensch, der es mit seinem Geschlechte gut meint, sollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen" — so wird vollends ersichtlich, worum es sich in dem Heidentum der völkischen Religion vorzugsweise handelt: um eine andere, positivere Wertung des natürlichen Lebens mit seinem unbewußten Drang, seinen urtümlichen Trieben und Instinkten, seinen seelischen Mächtigkeiten, seinen Sympathie- und Antipathiegefühlen, seinen Affekten und Leidenschaften, die — wiederum mit E. M. Arndt gesprochen — keinen Gott anzuerkennen erlauben, der wie ein „Ideengespenst" als eine „geistige, unleibliche Kraft über der Welt und über allem Irdischen schwebt und sich in leiblicher Waidlichkeit und Freude nie mit ihnen verbinden kann." Wenn heute der Nationalsozialismus nach dem Vorgang Nietzsches und Klages einen neuen starken Wertakzent auf die chthonischen Mächte: Rasse, Blut, Instinkt, Volk legt, die mit allem höheren Geistesleben (Wissenschaft, Recht, Kunst, Moral, Religion) zwar keineswegs identisch sind, aber als vitale Mächtigkeiten es tragen und darum eine Wertsphäre eigener Art (die Sphäre der sogenannten „vitalen Werte") bilden, so würde das in der Sprache der völkischen Religion wiederum mit den Worten E. M. Arndts lauten: „Wir sehen diese Notwendigkeit der Erde, die physische Macht und Herrschaft der Elemente nicht mehr als etwas Unheiliges an, weil wir in ihnen die Göttlichkeit und ein überschwängliches Leben finden." Die Erde mit ihrer Vegetation des Leibes, die mütterlich-liebe Erde gewinnt neuen Offenbarungswert und erhält neue Offenbarungswürde. Diesem gewissen Heidentum stehen also für das Empfinden derer, die sich zu Sachwaltern völkischer Religion machen, gewisse Formationen des Christentums gegenüber, die bis in die religiöse Ideenwelt des Neuen Testaments zurückreichen, in deren eschatologischer Weißglut alles Irdische und Erdhafte verdampft. „Die Gestalt dieser Welt vergeht", hatte der der Wiederkehr seines Herrn inbrünstig entgegenharrende Apostel Paulus (I. Kor. 7,31) verkündet. Man versteht deshalb, wie dem Christentum von vornherein die Tendenz zur Welt-, Erden-, Volks- und Lebensabgekehrtheit innewohnte, eine Abgekehrtheit, die sie sich bis zu vollkommener Fremdheit und Gleich-

gültigkeit steigern konnte. Die völkische Religion hat das Verdienst, dieses Christentum zu stellen und es auf den Boden der realen Tatsachen zurückzurufen.

III.

Im Zusammenhang mit der positiven Wertung und Anerkennung der chthonischen Mächte steht es, wenn mit völkischer Religion die Wahrung spezifischer Gemütsbedürfnisse und seelischer Gestimmtheiten eines Volkes als zugleich religiöser Bedeutsamkeiten gemeint ist, Bedürfnisse und Gestimmtheiten, die dem neutestamentlich-christlichen Empfindungsleben mehr oder minder fremd sind. Solche Gemütsbedürfnisse und seelischen Gestimmtheiten dürften sich in erster Linie auf das Mitleben mit der Natur beziehen: Naturgefühl, Natursinn, Naturverbundenheit, Naturmystik erhalten hier einen göttlichen Offenbarungswert, der in der Tat zu stärksten Spannungen zwischen völkischer Religion und Christentum führen kann.*) Hier wurzelt der Widerstand, den Goethe und in unserer Zeit M. Scheler und L. Klages der „Religion des Kreuzes" entgegensetzen. Man höre etwa folgende gegen Goethe gerichtete Apologetik des Christentums:

„Für den neutestamentlichen Menschen ist jedenfalls die Naturoffenbarung von untergeordneter Bedeutung, von überragender Bedeutung dagegen die Christusoffenbarung. Ja, diese gewinnt eine solche Ausdehnung und Fülle, daß sie jene fast völlig absorbiert, auffaugt und verschlingt. Ein Wort wie: in Christus wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig (Kol. 2, 4), läßt kaum noch Raum für eine Offenbarung der Gottheit in der Natur, sondern konzentriert alle göttliche Erscheinungsfülle auf den einen Mann, nämlich Christus. Der naturalistische Pantheismus wird vom christozentrischen Theismus vollständig in den Hintergrund geschoben und in den Schatten gestellt. Wenn Goethe Gott und Natur einander auf das stärkste und innigste annähert, so daß Gott schließlich in der Natur aufgeht und die Gleichheit zwischen beiden Größen erscheint, so löst und reißt die Bibel Gott mächtig und streng von der Natur los und läßt Gott in seiner Fülle nur in seinem Sohne zur Erscheinung kommen, so daß zwar nicht identische Gleichheit, wohl aber pneumatische Einheit, Geisteseinheit, zwischen beiden entsteht. Gott war in Christo (II. Kor. 5, 19) . . . Das bedeutet Ueberschreitung und Ueberwindung alles naturalistischen Pantheismus und Herstellung und Darstellung eines in Christus konzentrierten Theismus." (T. Pöhlmann, Goethes Naturauffassung in neutestamentlicher Beleuchtung dargestellt, 1927, S. 130 f.).

Abgesehen davon, daß es nicht möglich ist, Goethes religiöse Haltung mit den Ausdrücken: „Naturalismus", „Pantheismus", „Monismus", oder „Aesthetizismus" zu charakterisieren, vergleiche man dagegen die wundervollen Aeußerungen E. M. Arndts über die besonders stark entwickelte Naturverbundenheit des nordischen Menschen:

Er „fühlt sich viel mehr als irgend ein anderer europäischer Mensch wie einen Autochthonen, dieses Wort in dem dunklen, mystischen Sinne der Alten genommen." (Schriften für und an seine lieben Deutschen, IV, 1855, S. 333). Seinen Ausdruck findet dieses nordische Gefühl der Wesensverwandtschaft mit der Natur in dem, was Arndt „Natursinn" nennt. „Diese Freude an der Natur, dieser zarte geheimnisvolle Umgang mit der Natur, diese begeisterte Liebe der Natur, der Verkehr des nordischen Menschen mit Sonne und Mond, mit Blumen und Bäumen, Seen und Bächen und mit allem, was auf der Erde lebt und webt...", kennzeichnen das nordische Wesen. (Versuch in vergleichender Völkergeschichte, 1843, S. 337). „Mit welcher Zartheit und Milde verkehrt der Mensch hier nicht bloß mit seinem Geschlecht, sondern weiß mit Sternen und Sonnen-

*) Vergl. Leopold von Schröder, Arische Religion, I, 1914, S. 206 ff.: „Für das Gemüt des Ariers im allgemeinen, wie für seine Frömmigkeit im besonderen ist... noch ein Zug wichtig und bestimmend. Es ist das lebendigste Naturgefühl, das Einsgefühl mit der Natur, die Ehrfurcht vor ihrer Größe, die Freude an ihrer Schönheit. Dieser Zug ist von großer Bedeutung. Es liegt der ganzen altarischen Religion, sowie einem großen und wesentlichen Teil aller Leistungen der Arier auf dem Gebiete der Dichtung, der bildenden Kunst, der Wissenschaft zugrunde. Wir finden dies Naturgefühl besonders stark bei den Indern und bei den Germanen ausgeprägt, aber auch bei den Griechen, und weiter bei sämtlichen Gliedern der großen Völkerfamilie in bestimmten Abstufungen und charakteristischen Modifikationen."

strahlen, mit Bäumen und Blumen, mit Seen und Bächen gar anderes und reicheres Gespräch zu halten und hält es auf gar andere Weise als der Mensch in Toledo, Palermo und Athen!... Im Norden, wo seine äußere und innere Gestalt... unstetiger und unbestimmter nach allen möglichen Gestaltungen, Strebungen und Empfindungen hinspielend ist, zittert und bebt er in Lust und Leid bei jeder fremden Berührung und hat doch immer das Bedürfnis, berührt zu werden und zu andern Dingen und Menschen gleichsam hinüberzuzittern." (A. a. O. S. 233). „Wir haben bei uns kaum eine Vorstellung davon, mit welchem Entzücken dort der Ausbruch der grünenden Blätter und duftenden Blumen begrüßt, mit welcher Wonne überhaupt der Umgang mit Frühling und Sommer gepflegt und ausgebeutet wird. Dem Schotten und Schweden ist die Blume und der Baum noch ein gar anderes, ein viel lieblicheres, wunderbareres Wesen als dem Deutschen, vollends als dem Italiener oder Spanier. (Blütenlese aus Altem und Neuem, 1857, S. 13).

Man frage sich, ob wir auch nur annähernd eine derartige Naturmystik in der apokalyptisch-eschatologisch gestimmten Gefühlswelt des Neuen Testaments zu finden hoffen dürfen. Es ist eine weitverbreitete apologetische Eigentümlichkeit der christlichen Theologie, in derartigen Aeußerungen ästhetische Empfindeleien statt tiefe religiöse Ergriffenheit eigener Art sehen zu wollen, und zwar nur deshalb, weil hier von der Natur und nicht von Christus die Rede ist. Der sehr tiefliegende Grund dieser apologetischen Haltung wurzelt in der Naturentfremdung der christlichen Theologie, einer Naturentfremdung, die im Laufe der Zeiten geradezu groteske Dimensionen angenommen hat. Die Natur ist (nicht ohne starke Mitwirkung jüdisch-christlicher Motive) technisch und rational derart entmächtigt, daß sie nur noch als fragwürdiger Anlaß zu ästhetischer Anempfindung in Betracht kommt. Diese Apologetik ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte des christlichen Geistes.

M. Scheler hat (darin mit Klages durchaus konform gehend) mit gewaltigem Nachdruck gezeigt, daß der jüdisch-christliche Gedanke von Gott als des unsichtbar-geistigen Herrn und Schöpfers der Welt in steigender geschichtlicher Auswirkung zu einer „ungeheuren Entlebendigung und Entseelung der gesamten Natur" zugunsten einer mächtigen Emporschnellung des Menschen als individuellen Geist- und Personwesens über die Natur geführt hat. Alle „kosmovitale Einsfühlung" in die Natur wird auf Jahrhunderte hinaus als heidnisch gebrandmarkt, verdächtigt, verleumdet und nach Möglichkeit durch „eine mehr als tausendjährige Maßregelung des Blutes" (Klages) ausgerottet. Um des unsichtbaren Gottes und der geistigen Seele willen (die Seele verliert gegenüber dem Geist ihr Eigenrecht!) muß sich der Mensch aus der Natur energisch herausfühlen und die freiwerdenden Gesamtkräfte in den Akt der akosmistischen Liebe zu Christus sammeln. Die ursprüngliche religiöse Leibesaskese, die die Natur um Gottes und des Heiles der Seele willen der Willensdisziplin unterwarf, wird später abgelöst von nur noch materieller Naturbeherrschung durch die Technik. Aber zwischen beiden Formen der Naturbeherrschung besteht keineswegs nur die Relation einer Profanisierung und Säkularisierung des ursprünglich Göttlichen und Heiligen, sondern, wie Scheler mit tiefem Recht gesehen hat, die Relation einer solidarischen Schicksalsverbundenheit: „Die Materialisierung (Vertotung) der Natur und die Vergeistigung und Emporschnellung des Menschen zu dem durch Christus in ein Kindschaftsverhältnis zu Gott, dem Schöpfer und Vater, gesetzten Wesen, ist ein und desselben Prozesses gemeinsame Frucht." Der Mensch ist in der heiligen und profanen Sphäre das Wesen, das über die Naturgebilde analoge Herrscher- und Königsrechte ausübt wie Gott über die Natur.*)

Man kann es sehr wohl verstehen, wenn Hölderlin-Empedokles angesichts dieser Entwicklung die Gläubigen beschwört:

*) Vergl. für alles Nähere mein Buch: „Die Krisis und Wende des christlichen Geistes. Studien zum anthropologischen und theologischen Problem der Lebensphilosophie", Berlin, Junker und Dünnhaupt, 1932.

O gebt euch der Natur, eh sie euch nimmt!
Ihr dürstet längst nach Ungewöhnlichem.
Und wie aus krankem Körper, sehnt der Geist
Von Agrigent sich aus dem alten Gleis.
So wagt's! Was ihr geerbt, was ihr erworben,
Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt,
Gesetz' und Bräuch', der alten Götter Namen
Vergeßt es kühn, und hebt, wie Neugeborne,
Die Augen auf zur göttlichen Natur!

Es scheint mir eines der tiefsten, wenn vielleicht auch nur dunkel gefühlten und unzulänglich ausgesprochenen Anliegen der „Völkischen Religion" zu sein, daß sie ein neues und anderes Verhältnis zur Natur und dem natürlichen Leben sucht, als es uns die bisherigen christlichen und idealistischen Geist- und Gotteslehren zu vermitteln vermochten.

Die Bibel ist eine gewaltige Urkunde zur Frömmigkeit. Sie birgt ergreifende und unvergeßliche Bekundungen religiöser Erlebnisse. Aus den wenigen dargebotenen Proben, die sich tausendfältig vermehren ließen, erhellt aber auch, daß die nordisch-germanische Seele tief und reich ist an ihr besonders eigenem religiösen Empfinden und daß diese ihre Eigenart von den christlichen Theologen bisher viel zu aschenbrödel- und bagatellenhaft behandelt worden ist, da ihnen die Bibel als „das" Wort Gottes jede anderweitige Bekundung göttlicher Offenbarung von vornherein verdächtig machte. Man muß insonderheit gegen die seit vierzehn Jahren Deutschland überziehende sogenannte „Dialektische Theologie" den Vorwurf erheben, daß sie mit ihrem stur-fanatischen, an Fetischismus grenzenden Bibelkult die urtümlichen frommen Regungen der deutschen Volksseele planmäßig verwüstet hat, soweit sie ihrer habhaft werden konnte. Wir werden den Beitrag der deutschen Seele zu den „religiösen Stimmen der Völker" nicht unterschätzen dürfen. Er hat eine ebenbürtige Stelle in der Symphonie dieser Stimmen. Es sei auch dem Deutschen gesagt: „Man zündet nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter. So leuchtet es denn allen, die im Hause sind."

IV.

Wenn wir bisher ohne den Anspruch, Erschöpfendes sagen zu wollen, die Belange der völkischen Religion gegen das Christentum geltend machten, so haben wir nun auch umgekehrt das Christentum oder zum mindesten bestimmte als christlich anzusprechende Motive gegen die völkische Religion in Wirksamkeit treten zu lassen.

Der Greifswalder Philosoph Hermann Schwarz, der sich in der Nachfolge Meister Eckeharts, Böhmes und Fichtes um eine spezifisch „deutsche" Religionsphilosophie bemüht und darüber sehr viele originelle und tiefgründige Gedanken (in seinem Buch: Gott. Jenseits von Theismus und Pantheismus, 1928) entwickelt hat, sieht das Wesen des Volkstums nicht in einem fertig dastehenden Sein, sondern allemal im Werden einer „von Seele zu Seele gehenden Innerlichkeit", welche die Volksgenossen in einer sozialen Liebes-, Treue- und Brudergemeinschaft zusammenschließt. Versteht man ein Volk mit den ihm eigenen Gemütskräften, seelischen Gestimmtheiten und geistigen Befähigungen unter religiösem Gesichtspunkt als eine Offenbarung Gottes in der Welt und die volklichen Anlagen als ein dem Volk jeweilig anvertrautes Gut, mit dem es haushalten und das es mehren soll, so muß man mit Schwarz doch andererseits sagen, daß das „Erlebnis von Gottestum im Volkstum" noch nicht das höchste Liebeserlebnis ist, das es gibt.

Warum nicht?

Es ist immer noch exklusiv. Das Erlebnis von Gottestum in Volkstum besitzt bei aller Einigungskraft, die es in sich selber enthält, „immer noch Ausschließlichkeit gegen das Gotteserlebnis in anderen Volkstümern". Es gibt eine Liebe, die sich vom einzelnen Menschen oder von bestimmten miteinander verketteten Menschenschlägen zu allen Menschen hinüber aufringt. Das Gottestum im Einzelnen hat alsdann eine „solche Gestalt angenommen, daß es jedem Gottestum im anderen hold und freundlich, ihm willig und hilfreich ist". Es ist zu einem Leben durchgebrochen, das sich liebend mit allem Gottesleben (das ist mit jeder Liebe, die es im Menschen gibt) verselbigt. „Gottlebendigkeit in höchster Form ist die Liebe zu Gottlebendigkeit in jeder Form." Es ist eine Liebe, die „in sich selbst den Gotteswert aller Menschenseelen zusammenfaßt". Schwarz nennt diese Liebe nach der geschichtlichen Gestalt, in der sie erschienen ist, die „evangelische Liebe" oder die „Christusförmige Seelengüte". Von ihr sagt Schwarz die herrlichen Worte:

„Die evangelische Liebe ist grundverschieden vom Altruismus. Der Altruist erbarmt sich des leidenden Menschlichen im Nebenmenschen, ja er umfaßt auch das leidende Tier, die leidende Pflanze mit seinem Mitleid. Er erlebt sein Wohlwollen als eine seelische Wallung, die ebenso zur Ausbreitung neigt, wie andere Gefühle. Der Furchtsame fürchtet alles, der Traurige findet alles traurig, den ins Lachen gekommenen lächert alles. Der evangelisch Liebende dagegen achtet und betreut in jedem Menschen den göttlichen Funken, das werden wollende Gottestum in dessen Seele, und sucht es zur lebendigen Gottesflamme zu wecken. Evangelische Liebe ist heilige Liebe, die alle Liebe liebt, die den Geist Gottes hat. Gott... ist Liebe in vielen Strahlen. Die evangelische Liebe ist Gottes liebende Selbsterkenntnis und Zusichsagen in jedem Strahle. Sie macht für den von ihr Erfüllten alle Menschen, in denen selbstlose Liebe aufgegangen ist, zu seinen Brüdern in Gott, auch dann, wenn die Gottesgeburt in ihrer Seele sie in Kampf stellt gegen das, wofür ihm Liebe und Opferwillen aufgegangen ist. Unmöglich, daß er schwächlich den Gegenstand seiner Liebe preisgeben könnte. Hält er ihn doch doppelt lieb und wert, weil er erkannt hat, daß Gott in einer der vielen Gestalten, in denen er unter Menschen aufersteht, auch zu ihm gekommen ist. Er würde sein Wesen aufgeben, wenn er aufhörte, dafür einzustehen. Aber er würde auch sein Wesen aufgeben, wenn er aufhörte zu verstehen, daß in anderen Menschen Gottes Segel mit anderen Winden gehen."

Ist Gottestum im Volkstum „das Gütigwerden aller Volksgenossen füreinander", so ist evangelische Liebe oder christusförmige Güte das Gütigwerden aller Menschen füreinander! Diese Güte ist Inhalt, Sinn und Wesen des „Reiches Gottes".

Es wird diese Wesensbestimmung des Christentums manchem christlichen Theologen und Dogmatiker nicht genügen. Er wird das Bekenntnis zu dem „gekreuzigten und auferstandenen Herrn" vermissen, zu Sühne, Versöhnung und Rechtfertigung des verlorenen und verdammten Sünders. Wir lehnen es aber ab, in dogmatischen Interpretationen, die vor allem der Apostel Paulus in christlichen Kurs gebracht hat, ohne weiteres das Wesen des Christentums zu erblicken. Aber selbst wenn wir äußerstenfalls damit gegen Paulus und Augustin, gegen Pascal, Luther, Calvin und Kierkegaard das Wesen und die Absolutheit des Christentums verfehlten oder preisgäben, so wird niemand bestreiten können und wollen, daß die „christusförmige Seelengüte" zum mindesten eines der lebenswichtigsten christlichen Motive ist, zumal für den christlichen „Laien" das schlechthin Lebensnotwendige und für das von ihm gelebte Leben schlechthin Entscheidende. Man denke nur an die Gleichnisse vom barmherzigen Samariter und vom verlorenen Sohn, in denen unverbildetes christliches Empfinden von jeher den ihm adäquatesten Ausdruck gefunden hat.

Dieses Motiv genügt uns, wenn wir darin auch nicht bloß ein Motiv, sondern in der Tat das „Wesen des Christentums" erblicken. Es ist das regulativ-kritische Prinzip der dauernden Beunruhigung der völkischen Religion, die durch es über sich hinausgeführt wird, ohne dabei ihr Recht oder ihre Wahrheit zu verlieren.

H. van Ham

Der „Heilige Rock" von Trier

Die Kirchenlegende Triers erzählt, daß die Kaiserin Helena, die erste Gemahlin des Constantius Chlorus und die Mutter des Kaisers Constantin, als sie etwa im Jahre 324 die heiligen Stätten besuchte, von dort der Trierer Kirche eine Anzahl Reliquien mitgebracht habe. Man nennt darunter u. a. einen Nagel vom Kreuze Christi, den Körper des Apostels Matthias und auch die „tunica inconsutilis", d. h. den — nach Johannes 19,23 f. — unter den das Kreuz umstehenden Legionären verlosten ungenähten Leibrock des Herrn. Das Kleidungsstück, das heute in Trier gezeigt wird, ein fünf Fuß langes hemdartiges Gewand von bräunlicher Farbe, soll nach der kirchlichen Tradition dort eben diese von der Helena Augusta in Palästina aufgefundene tunica inconsutilis sein.

Dem Leser, der zu dieser These selbst Stellung nehmen will, steht eine apologetische wie Streitschriftenliteratur zur Verfügung, die über die Jahrhunderte hin unübersehbar zu werden droht. Die drei wichtigsten Beiträge zu ihr wenigstens verdienen einen Hinweis[1]). Die heute noch maßgeblichste kritische Arbeit über die Echtheit der Reliquie hat kein Geringerer als Heinrich v. Sybel zusammen mit dem Bonner Orientalisten J. Gildemeister geschrieben, 1844, als die damalige Ausstellung den Frieden der Bekenntnisse auf eine harte Probe stellte. Unter den Apologeten der Echtheit steht wissenschaftlich voran die Arbeit des Jesuiten St. Beissel und endlich vom Standpunkt eines Ausdeuters der religiösen Bewegung und der Kraft der Legende hat Joseph v. Görres — der hierfür die Frage nach der Echtheit für gleichgültig hält — die Wallfahrt zur Trierer Tunica behandelt.

I.

Das erste Ereignis, bei dem nach dem Gesagten die Trierer „tunica inconsutilis" in der Kirchengeschichte in die Erscheinung getreten wäre, ist also die Reise der Kaiserin Helena nach Palästina gewesen, die etwa nach 324 anzusetzen ist. Es war dies jene Wallfahrt, auf der die Kirchenlegende vor allem auch die berühmte Auffindung des Kreuzes stattfinden läßt. Allein hier ist seit der neueren Kritik nur Weniges mehr gesichert; gesichert ist lediglich die Reise selbst, wie überhaupt nach dem Toleranzedikt Konstantins ein religiöses Interesse an dem Besuch der heiligen Stätten und an dortigen Erinnerungszeichen nachweisbar ist. Alles andere aber, einschließlich auch der Kreuzauffindung, wird in der wissenschaftlichen Kritik beider Konfessionen[2]) als Legende bezeichnet. Für die Kirchengeschichte kann also nur generell aus dieser Reise entnommen werden, daß mit dem Siege des Christentums und der Konversion des Kaisers und der Kaiserin Kultformen sich entwickeln konnten, die in der Zeit des Ringens mit den alten Kulten um deswillen zurückgehalten waren, weil man sich auch vor jedem Schein hüten mußte, um nicht entfernt in den Verdacht zu kommen, man bete gleich den Heiden Gegenstände an. Für die geschichtliche Bedeutung der Tunika selbst

[1]) v. Sybel und Gildemeister: „Der Heilige Rock zu Trier und die zwanzig anderen hl. ungenähten Röcke". Düsseldorf 1845 (mit mehreren Ergänzungsschriften).
St. Beissel, S. J.: „Geschichte des Heiligen Rockes" (II. Teil aus Geschichte der Trierer Kirchen, ihrer Reliquien und Kunstschätze), Trier 1891. Josef v. Görres: „Die Wallfahrt nach Trier". Regensburg 1845.

[2]) Vergl. z. B. „Kirchl. Handlexikon" v. Buchberger (kath.) 1907, Bd. 1, Spalte 1906.

bzw. für ihre frühchristliche Uebertragung nach Trier kann dagegen aus den legendarischen Angaben nichts Sicheres abgeleitet werden. In das deutliche Licht der Kirchenhistorie tritt die Trierer Tunika erst im elften Jahrhundert. Die Zeugnisse der Schriftsteller werden von hier ab bestimmter und gehäuft, und die Tradition wird nach und nach sicherer, sicher insofern als von da ab die Gläubigen annehmen: ein als der ungenähte Leibrock des Erlösers gewertetes Gewand befinde sich im Trierer Dom. Die früheste mittelalterliche Schriftquelle, die von der Trierer Tunika erzählt, ist die Vita Agritii — das Leben des Hl. Agritius — verfaßt nach 1054. In ihr ist vermerkt, daß neben anderen Vermutungen die unter den Gläubigen in Trier über den Inhalt eines nie geöffneten Behältnisses im Dom herrschten, auch die bestanden habe, der ungenähte Leibrock Jesu befinde sich darinnen. Der Bischof habe sodann, heißt es in der Vita weiter, nach frommen Vorbereitungen dies Behältnis öffnen lassen, aber der erste, der hineinsah, sei erblindet. Darauf sei der Kasten wieder geschlossen worden. Durch einen kirchlichen Akt vom Jahre 1121 wird dann von der Trierer Kirche die Frage nach dem Inhalt des Reliquienschreines beantwortet. Von da ab befindet sich die heute verehrte Reliquie mit Sicherheit im Trierer Dom, denn es wird berichtet, daß die „tunica inconsutilis Christi" in diesem Zeitpunkt von dem Erzbischof Bruno in den St. Nikolausaltar im Westchor eingemauert worden sei. Auch bezüglich der Herkunft der Reliquie wird die Helena-Tradition etwa um diese Zeit fest[3]). — Wichtig für unsere späteren Folgerungen ist aus den tatsächlichen Feststellungen endlich noch der von den Jesuiten Brower und Masenius verzeichnete Umstand (Antiquitates et Annales Trevirenses, 1670), daß die vorerwähnte Stelle im Dom, der St. Nikolausaltar, worin die Reliquie 1121 eingeschlossen wurde, wieder in Vergessenheit geriet. Brower berichtet, daß 1196, beim Abschluß des sich anderthalb Jahrhunderte hinziehenden Umbaues des Domes die Tunika von Erzbischof Johann I. im Nikolausaltar wiedergefunden wurde[4]). Darauf wurde das Gewand durch den Erzbischof in den Hochaltar des Domes, den Petrusaltar, übertragen und dort ebenfalls eingemauert, und zwar in einem dreifachen Behältnis. — Im Hochaltar bleibt die Reliquie dann völlig unberührt über dreihundert Jahre, von 1196 bis 1512, bis zum Ausgange des Mittelalters also. Um 1400 verlangt zuerst ein Propst Friedrich Schavard von St. Paulin bei Trier eine „Ausstellung", erfolglos zunächst. Erst 1512, bei Beginn der Neuzeit, wird dies Bestreben verwirklicht.

Bewerten wir nunmehr zeitgeschichtlich die mitgeteilten Tatsachen, soweit sie für das Hochmittelalter feststehen. Die erzählten Hauptereignisse fallen vom 11. bis an die Wende des 13. Jahrhunderts. 1099 aber war die erste Eroberung Jerusalems, von 1118 bis 1143 reicht die Blütezeit der Kreuzfahrerstaaten. 1203 wurde auf dem vierten Kreuzzug Konstantinopel erobert. Von dort bringt 1204 ein Trierer Ritter, Heinrich v. Ulmen, aus der erstürmten Hagia Sofia neben vielen anderen Reliquien ein Stück vom Hauptheiligtum der Christenheit, vom Kreuze Christi, an die Mosel. Eine Reliquie, die ihrerseits wiederum die Helena-Legende in den Mittelpunkt des gläubigen Interesses rückte. Die Zeitspanne also, in die wir die ersten geschichtlich verbrieften Tatsachen über das Vorhandensein der Trierer Tunika dort zu setzen haben, ist die Zeit jenes deutlichen Umschwunges der religiösen Haltung in der Christenheit, von dem die Kirchengeschichte weiß. Damals entfaltete sich in allen Ländern Europas eine Fülle der wärmsten Mystik und Askese. Damals wurde Europa durch die Furcht vor dem Weltende erschüttert. Die Wallfahrten nach Jerusalem nehmen einen neuen, vorher nie geahnten Aufschwung. Es

[3]) Brief d. Benediktinermönches Lambert zu Lüttich 1186: „Die hl. Helena hat dem Trierer Bischof Agritius durch die Hand des Papstes Silvester nebst anderen großen Reliquien auch d. ungenähten Rock d. Herrn geschenkt."

[4]) Er schreibt: Niemand von den nunmehr lebenden Menschen hatte mehr Kenntnis davon."

folgt die Reform des Benediktinerordens durch die strenge Disziplin des Klosters Clugny. In diesem Zusammenhang erscheint dann weiter das verstärkte Aufblühen des Reliquienglaubens als der Ring einer weitverzweigten Kette. Eine religiöse Stimmung herrschte, die im Kreuzzugsgeist gipfelt, dem die allgemeine Sehnsucht nach dem Besitz von Reliquien gemäß war. Wenn das Verlangen nach einem religiösen Gegenstande aber in solcher Kraft und Allgemeinheit vorhanden ist, so schafft es sich seine Erfüllung und weist in jedem Falle auch den Schein einer Prüfung mit Unwillen zurück.[5])

Aber dies Verlangen geht, wie wir gerade bei der Tunika sehen, lediglich auf den Besitz der kostbaren Heiligtümer; die Tunika wird in den Altarschrein eingemauert, und diese Einschließung oder jedenfalls die Aufbewahrung dort bleibt schon zum Zwecke ihrer Sicherstellung ein Geheimnis. Allgemein bestand aber auch religiöse Scheu vor der Oeffnung der Heiligengräber und Reliquienbehältnisse. Sie galt als Frevel. Außerordentlich deutlich zeigt sich diese kultische Gesinnung gerade bei der Tunika. (Der Vorwitzige, der nach der Vita Agritii das Behältnis öffnet, erblindet!) 1215 verbietet das vierte Laterankonzil noch offiziell, Reliquien offen zu zeigen. Die Funktion des Heiligen Rockes im Nikolausaltar wie im Hochaltar war lediglich die der nach kanonischer Vorschrift dort eingeschlossenen Reliquie, auf die der Altar geweiht war. Ihn dort aber wieder hervorzuziehen, verbot die Ehrfurcht, so blieb die Tunika 316 Jahre an der genannten Stelle.

Es gehörte ein Wandel der Gesinnung dazu, um von diesem Verfahren abzugehen und an seine Stelle die öffentliche Zeigung der Heiligtümer zu setzen. Mit dem Ausgang des Mittelalters hatte sich dieser Wandel vollzogen. 1512 fand die erste eigentliche Heiligtumsfahrt zur Tunika statt, und sie verflocht die Tunika mit dem wichtigsten Ereignis der deutschen Kirchengeschichte, mit der Reformation. Diese erste Ausstellung steht zeitlich mitten innerhalb des geistigen Ringens der Kirche mit dem Humanismus und kurz vor den Anfängen der Reformation selbst.

Maximilian I. weilte auf dem Reichstage in Trier, und er forderte von dem Kurfürsten Richard v. Greifenklau die Einrichtung dieser Heiligtumsfahrt, eben um dem neuen Geiste zu begegnen. Eine Ausstellung des Heiligen Rockes werde, so meinte er „viel beitragen, die in den Gemütern vieler erschlaffende und hinsterbende alte Frömmigkeit der Christen aufzufrischen." (Marx: Geschichte des Heiligen Rockes, 1844, S. 67). — Dies Verlangen aber war, wie wir wissen, zunächst ungewöhnlich. Der Kurfürst von Trier führte die von uns vorerwähnten entgegenstehenden Bedenken gemäß der bisherigen alten kirchlichen Sitte an, um ihm auszuweichen. Erst mit Hilfe eines Gutachtens des Domkapitels überwand der Kaiser den Widerstand des Erzbischofs. Es wird dem Leser einleuchtend sein, daß das Verlangen des Kaisers nicht als etwas ganz Isoliertes zu verstehen ist, sondern seinerseits auch wieder der Ausdruck einer — und zwar neuen — kultischen oder liturgischen Zeitströmung in der Kirche war. Sein Gedanke war in concreto besonders verständlich, denn gerade die Verehrung der Trierer Tunika mußte als ein Mittel erscheinen, den alten Glauben in seiner tiefen Erschütterung zu kräftigen. War doch der aus einem Stück genähte Leibrock des Herrn ein allgemein bekanntes Symbol der unteilbaren Einheit der Kirche, das die Kirchenväter immer wieder gegen die Häretiker verwandt hatten. Papst Leo X. verlieh dann durch Bulle vom 25. Januar 1515 Wallfahrern nach Trier Indulgenzen und bestimmte die Einrichtung der Ausstellung zu einer dauernden, insofern sie von nun ab alle sieben Jahre sich wiederholen sollte. Man erkennt, wie durch diese Anordnungen

[5]) Beissel S. J. schreibt (S. 122): „(es) verhinderte die hohe Andacht vergangener Zeiten ein neugieriges Mustern der Einzelheiten; ehemals war man so voll von dem Gedanken, das ist das Kleid deines für dich am Kreuz verstorbenen Gottes, daß diese fromme Ueberzeugung das Gemüt erfüllte, das Herz ergriff und den Augen Zügel anlegte."

nun die Tunika in eine der brennendsten theologischen Streitfrage der Reformationszeit verflochten ward, in die Frage nach der Werkheiligkeit, den Reliquienkult und den Ablaß. Calvin, Sickingen und Heinrich Bullinger erhoben sich gegen die Tunika, besonders Luther selbst schreibt darüber in den „Warnungen an seine lieben Deutschen". Aus den Kreisen der Humanisten wurde gleich 1512 in Zürich ein Buch gedruckt, das die Echtheit bestritt.

Die alte Kirche hielt demgegenüber an dem nunmehr eingenommenen Standpunkt fest[6]), und so fanden im 16. Jahrhundert sechs Ausstellungen statt. In ihrem Kreise ist die öffentliche Verehrung der Tunika bereits 1552 eine geschätzte kirchliche Sitte geworden.[7]) Die vornehmen Besucher zeigen das steigende Ansehen des Heiligtums, 1540 der römische König Ferdinand, 1585 der päpstliche Legat, 1590 der Statthalter der Niederlande. Vom Ausgang des 16. Jahrhunderts ab machen dann die steigenden religiösen Wirren, die in den Dreißigjährigen Krieg ausmünden, jede Ausstellung unmöglich. 1640 muß die Tunika sogar vorübergehend geflüchtet werden.

II.

Nach 70jähriger Pause findet 1655 nach dem Ende des großen Krieges wieder eine öffentliche Zeigung der Reliquie statt, und zwar in einer Form, die an Glanz alle vorhergehenden weit übertraf. Sie vollzieht sich ausgesprochen in der Stilform ihrer Zeit, mit der ganzen Pracht des Barock, bekanntlich dem Stil der Gegenreformation. Die Kirche kann nach dem Drucke des lange schwankenden Religionskrieges aus der Abwehr wieder heraustreten; auch wörtlich verstanden wieder hervortreten mit liturgischen Handlungen aus dem Inneren der Kirche. So findet diese Ausstellung in einer Form statt, die zeitgeschichtlich ungewöhnlich symbolhaft war. Nicht im Inneren des Domes, sondern von außen soll der Heilige Rock den Pilgern gezeigt werden. Zu dem Ende wird am Westchor des Domes nach der Stadtseite zu das Fenster ausgehoben, dort eine Altane mit einem Baldachin aufgeschlagen und unter ihm die Tunika von starken Lichtfackeln umgeben *entfaltet* gezeigt. (Auf den ersten Ausstellungen ist nur das zusammengelegte Gewand zu sehen gewesen.) Der Kurfürst — Carl Caspar v. d. Leyen — ließ auf das Ereignis Münzen schlagen, und als ein Beispiel für den wieder gekräftigten gläubigen Geist sei erwähnt, daß die Prinzessin Eleonore Magdalena Theresia von der Pfalz, die spätere Gemahlin Kaiser Leopolds I. ein halbes Jahr nach ihrer Geburt von ihren Eltern in der Wiege zu Schiff von Düsseldorf nach Trier zu dem Heiligtum gebracht wurde.

Die Ausstellung von 1655 war wieder für lange Zeit die letzte. Das Kurfürstentum ward dauernd in die Reunionskriege Ludwigs XIV. verwickelt, und die Stadt selbst war jahrelang in den Händen der Franzosen. Es begann die Zeit wiederholter Flüchtungen der Tunika nach der starken Landesfestung Ehrenbreitstein; eine Zeit, die etwa ein halbes Jahrhundert anhielt. Das folgende Jahrhundert, das des Rationalismus, mußte der Verehrung der Tunika besonders feindlich sein, und so hat im 18. Jahrhundert eine große öffentliche Ausstellung der Reliquie nicht stattgefunden, nur einige mehr private Vorzeigungen auf dem Ehrenbreitstein sind zu vermerken. Bemerkenswert ist besonders, daß in der 25jährigen Regierung des letzten Trierer Kurfürsten (ab 1768) das Gewand nicht gezeigt wurde. Clemens Wenzeslaus war der Trierer Kurfürst der

[6]) Allerdings mit gewisser Zurückhaltung. Das Reformkonzil von Trient 1545 bis 1563 sagt: die Bischöfe sollen bei öffentlicher Ausstellung von Reliquien den Rat frommer und gelehrter Männer einholen.

[7]) Johann v. d. Leyen schreibt 1552: „In dem Jahre ist die Zeit an der Hand, wo *nach löblicher alter Gewohnheit* in der Stadt Trier der ungenähte Rock des Herrn gezeigt werden sollte."

Aufklärung, der in ihrem Geiste Prozessionen und Wallfahrten einschränkte; er war nicht dazu zu bewegen, die Reliquie zur öffentlichen Verehrung auszusetzen. Hier spiegelt das Fehlen einer Pilgerfahrt geistesgeschichtlich die Haltung der Zeit zu unserem Problem wieder. 1794 dann, als die herannahenden französischen Revolutionsarmeen dem Kurstaate ein Ende machten, wurde der Domschatz und die Tunika weiter rechtsrheinisch geflüchtet. Sie gelangte über Bamberg nach Augsburg, wo der gestürzte Kurfürst einen Bischofssitz innehatte. Das Kurfürstentum Trier wurde ein Teil des Napoleonischen Reiches, und jetzt im 19. Jahrhundert verdienen die Geschicke der Tunika und ihrer Verehrung in dieser durch die französische Revolution auch geistig völlig veränderten Welt — der Welt der modernen Zeit, die man hiervon datiert — ein besonderes Interesse.

Zwar hatte Napoleon durch das Konkordat den äußeren Frieden mit der Kirche wiederhergestellt; aber dazwischen lag doch der Zusammenbruch der ganzen früheren Gesellschaftsordnung, auch in ihren religiös-kirchlichen Erscheinungsformen und Einrichtungen. Alle Stifte und Klöster sind beseitigt, und die Verwaltung wird kulturpolitisch auch im Saar- und Rhein—Mosel-Departement von den Franzosen in einem durchaus aufklärerischen Rationalismus geführt, der dort im schroffen Gegensatz zu der konservativen Gläubigkeit der Bevölkerung stand, wie wir sehen werden. Auch der Kultus war von der französischen Regierung rationalisiert worden, wenn der Ausdruck gestattet ist. Er darf nur von dem eng an den Staat geknüpften, vereidigten Pfarrklerus und den Bischöfen ausgeübt werden und nur im Inneren der Kirchen, Wanderprediger z. B. und Missionare sind zu verhaften, verfügt der Polizeimeister. Noch 1809 nach Trier und 1813 drückt er den Präfekten auf dem linken Rheinufer seine Befriedigung darüber aus, „daß die abergläubischen Wallfahrten weniger zahlreich geworden seien", und fordert sie auf, „Sorge dafür zu tragen, daß die ehemaligen Mißbräuche sich nicht erneuern". Auf diesem amtlichen geistigen Boden findet nun 1810, 150 Jahre nach ihrer letzten Vorgängerin, doch wieder eine öffentliche Zeigung der Tunika statt, welche eindeutig bewies, daß im Ringen der französischen aufklärerischen Beamten mit den religiösen Bedürfnissen der heimischen Bevölkerung die letzteren sich siegreich durchsetzten. Vor wenigen Jahren noch ist die Reliquie (1794) aus Furcht vor der Schändung durch die Sansculotten geflüchtet worden, und 1809 fordert der französische Bischof von Trier Charles Mannay sie mit Unterstützung Napoleons — Talleyrand selbst hat die Angelegenheit bearbeitet — für seine Diözesanen zurück. Dem Ersuchen wurde entsprochen, die heimgebrachte Tunika ausgestellt, und diese Ausstellung wurde ein voller Erfolg, bei der eine Viertelmillion Pilger vorüberziehen. Napoleon hatte auf den Vorschlag des Bischofs die Ausstellung genehmigt, da stimmungsmäßig ihre politischen Vorteile im Sinne der französischen Rheinpolitik auf der Hand lagen, aber ihr Verlauf erschien den örtlichen französischen Stellen als eine zu schwere Beeinträchtigung der Grundsätze der französischen Staatskirchenpolitik. Offiziell haben sie sich zwar im Sinne der äußerlich korrekten Beziehungen zunächst an dem feierlichen Empfang der zurückgebrachten Reliquie beteiligt, aber die amtlichen Akten weisen aus, daß sie praktisch dann die weitere Veranstaltung mit kleinlichen Polizeichikanen möglichst zu beeinträchtigen suchten. Der Trierer Präfekt Keppler stellte in Paris den Antrag, die zahlreichen, weitherkommenden Prozessionen verbieten zu dürfen. Und ebenso ergriff der Graf Lezay-Marnesia, der Präfekt des Rhein- und Moseldepartements, Maßnahmen, um die „widerrechtlichen Züge nach Trier zu verhindern". Die Pariser Regierung gab deren Vorstellungen und Berichten Gehör, und die Ausstellung wurde vorzeitig geschlossen, wie sie beantragt hatten. Ausdrücklich nicht, weil über das Benehmen der Pilger zu klagen wäre, sondern nur aus Gründen der damaligen französischen Staatskirchenpolitik, „weil aus den Uebertreibungen ihrer Frömmigkeit der Schluß zu ziehen sei, daß sie über die wahren Prin-

zipien der Religion noch nicht ganz aufgeklärt sind."[8]) Allen diesen Widerständen gegenüber ist die starke Anziehungskraft der Ausstellung von 1810 zeitgeschichtlich für die Art der Gläubigkeit im Volke um so bemerkenswerter, als damals noch sehr wohl auch eine kirchlich-katholische Aufklärung vorhanden ist, zu deren Vertretern nicht nur ausgesprochene Illuminaten wie Wessenberg zählten, sondern zu denen selbst der sicher gläubige, berühmte Johann Michael Sailer — der spätere Bischof von Regensburg — gehört hat, der aber grundsätzlich die Wallfahrt ablehnte.[9])

Die letzte öffentliche Zeigung der Trierer Tunika, die noch eine zeitgeschichtliche Betrachtung zulassen dürfte, ist die von Bischof Wilhelm Arnold im Jahre 1844 veranstaltete, weil unseres Erachtens die letzte, die überhaupt stattgefunden hat, diejenige von 1891, die aus der Beendigung des Kulturkampfes herauswuchs, für eine zeitgeschichtliche Bewertung doch noch zu kurz zurückliegt.

Die Ausstellung von 1844, die, was Görres rühmte, unter der preußischen Regierung sich ganz frei diesmal entfalten durfte, geht in ihrer Veranlassung zurück auf die Beendigung der Kölner Wirren von 1830. Ihre zeitgeschichtlichen Ursachen aber liegen tiefer. Diese Heiligtumsfahrt ist ein eindeutiger Ausdruck der Romantik gewesen, der allgemeinen romantischen Zeitstimmung auf dem besonderen kirchlich-religiösen Gebiet. In der (übrigens uferlosen) Streitschriftenliteratur, die sie hervorrief, hat man wohl u. a. auch geglaubt, in dieser Zeigung des Heiligen Rockes eine katholische Gegenaktion dagegen erblicken zu sollen, daß der Gustav-Adolf-Verein damals seine Tätigkeit auf die deutschen Diasporagebiete ausdehnte. Indessen bleibt jede Annahme solcher spezieller Einzelgründe aus den konfessionellen Spannungsverhältnissen der Tage durchaus an der Oberfläche der Dinge. Wie die Ausstellung von 1655 in der ganzen umfassenden Gedankenwelt der Gegenreformation begründet war, so befand man sich 1844 wieder in einem hiermit in etwa vergleichbaren Zeitabschnitt, nämlich in demjenigen, der die Etikette „Restaurationszeit" trägt, kirchlich wie politisch. Innerlich-religiös bedeutete diese Zeit Abkehr von der geistigen Leere des Indifferentismus und Reaktion gegen die Aufklärung: kirchenpolitisch aber bedeutete sie Stärkung der Autorität nach innen und außen. Wer aber, wie die Romantiker die Restauration des unbedingten Gehorsams gegen die kirchliche Autorität im Sinne des Mittelalters bejahte, der mußte auch die Anwendung der moralischen Mittel wollen, die geeignet sind, diese Autorität zu stärken und den Sieg dieses Prinzips zu befestigen. Zutreffend hat der größte katholische Publizist den kirchenpolitischen Sinn der Ausstellung von 1844 ausgesprochen. Josef v. Görres schrieb: „Die Kölner Sache (der Mischehenstreit) war der Sieg der streitenden Kirche; die Wallfahrt nach Trier aber ist der Triumph der siegenden gewesen." Aber dieser Sieg der kirchlichen Autorität ist im Verlauf der Ausstellung im Katholizismus selbst noch einmal umstritten worden. Denn gerade sie zeitigte eine Auseinandersetzung des autoritären mit dem demokratischen Prinzip innerhalb der Kirche, die hier vier Jahre vor der gleichen staatspolitischen Auseinandersetzung stattfand. Die durch die Ausstellung ausgelöste „deutschkatholische" Bewegung des Kaplans Johannes Ronge in Schneidemühl nimmt allerdings ihren Ausgang von der Verwerfung des Kultus der Reliquien sowie bestimmter äußerer Formen des katholischen Gottesdienstes, indessen man sieht, wie bereits in Ronges aufsehenerregendem Ausgangsschreiben, dem offenen Brief an den Bischof von Trier (vom 1. Oktober 1844) neben der ursprünglichen theologischen Streitfrage über den Heiligen Rock sehr erheblich auch vom Kampfe gegen die Hierarchie die Rede ist. Vollends die bald nachfolgende (19. Oktober

[8]) Die Mitteilungen betr. die Ausstellung von 1810 beruhen auf den Akten des Staatsarchivs Koblenz und insbesondere auf den Vierteljahresberichten der Präfekten im Nationalarchiv in Paris.

[9]) Sailer, J. M., „An Hegelins", 1803, „Besser wäre es, wenn die Wallfahrten nie entstanden wären", usw.

1844) erste grundlegende Bekenntnisschrift, das offene Glaubensbekenntnis der Gemeinde von Schneidemühl ist ganz abgestellt auf die Ablösung der Deutschkatholiken von dem romantischen Prinzip der kirchlichen Autorität. Niemand versteht Ronge als Religionsstifter, der nicht erkennt, wie stark seine Bewegung aus dem heraufziehenden Antipoden der Romantik, den demokratisch-liberalen und individualistischen 48er Ideen — vorausnehmend für das kirchliche Gebiet — die Folgerungen zieht: Die Gemeinde gegen die Hierarchie — allgemeines Priestertum der Gläubigen — der Geistliche ist der Beauftragte des Volkes — Freiheit der Priesterehe gegen den Zölibatzwang. „Statt päpstlicher Autorität freie Selbstbestimmung der im Glauben mit dem Geiste Christi erfüllten Gemeinde", so formuliert das Schneidemühler Glaubensbekenntnis der Deutschkatholiken.

Wir wissen, daß trotz der Erfolge, welche die Bewegung zunächst in manchen katholischen Kreisen erzielte, doch aus dieser durch die Ausstellung der Trierer Tunika hervorgerufenen weltanschaulichen Auseinandersetzung zuletzt das kirchlich autoritäre Prinzip gestärkt hervorgegangen ist; ebenso wie das staatlich autoritäre Prinzip in der analogen, zeitlich gleich anschließenden, gewaltsamen, politischen Auseinandersetzung zuletzt Sieger blieb.

Auf der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Trier im Jahre 1887 antwortete der damalige Trierer Bischof Dr. M. F. Korum auf eine Bitte des Bischofs von Limburg, den Heiligen Rock wieder öffentlich zu zeigen, zur Zeit noch ablehnend, denn: „eine allgemeine Ausstellung der tunica inconsutilis sei bisher stets durch die Weltereignisse angeregt worden"; er wollte sagen, eine isolierte Verfügung eines Einzelnen sei daher abwegig. Dieser Ausspruch deckt sich mit dem, was wir in unseren Ausführungen zu zeigen versuchten. Die Geschichte der Trierer Heiligtumsfahrten ist nur zeitgeschichtlich richtig zu verstehen. Jede Zeigung der Tunika und der Widerhall, den sie jeweils fand, waren bedingt durch den Stand der weltanschaulichen Kämpfe und die Geisteshaltung ihrer Zeit. Ob so auch wieder die Ausstellung von 1933 vergleichbare Wellenlinien schlagen wird, wie viele ihrer Vorgängerinnen? Die Antwort hierauf, die nur ihr Verlauf geben kann — sei sie positiv oder negativ — dürfte auf jeden Fall doch wieder einen gewissen Beitrag liefern zum geistigen Antlitz unserer Tage.

Ernst Tiessen

Vaterland und Vaterlandschaft

Zur politischen Erziehung des deutschen Volkes

I.

Mit voller Berechtigung und Folgerichtigkeit ist nach der großen nationalen Umwälzung die Notwendigkeit einer durchgreifenden Sicherstellung und Neugestaltung einer politischen Volkserziehung als eine für die Zukunft von Reich und Vaterland besonders wichtige Aufgabe betont und in Angriff genommen worden. Die große Masse des deutschen Volkes hat bis in die Gegenwart das Urteil über sich ergehen lassen müssen, unter den großen Nationen der Erde die „unpolitischste" zu sein. Die Einigkeit vaterländischen Wollens ist unter den Deutschen seit alten Zeiten nur dann zu einer machtvollen Wirklichkeit geworden, wenn ein besonders schwerer Druck von außen her eintrat und sich gleichzeitig die großen Führer fanden, die das Volk gegen die Bedrohung seiner Existenz emporrissen.

Auch die jüngste Erhebung ist keine Ausnahme von dieser Regel, da ihr Ursprung, ihre ersten Wurzeltriebe, sich in dem Boden entwickelten und entwickeln mußten, der durch den Weltkrieg und durch Versailles bereitet wurde. Auch die danach umsichgreifende Mißregierung und Mißwirtschaft im eigenen Hause, durch die sich die Triebe der Erhebung als Gegenwirkung erweiterten und verstärkten, waren Wucherungen auf und aus demselben Boden, gedüngt von denselben Gärtnern, die das deutsche Reich und Volk an den Sklavenketten des „Friedens" zu halten trachteten.

Aus diesem gefährlichen Auf und Ab seiner nationalen Größe und Macht kann das deutsche Volk nur dadurch befreit und in einen Strom stetigen Aufstiegs gelenkt werden, wenn jeder Deutsche, im Großstadthause wie auf der Ackerscholle, von Jugend auf begreifen lernt, was das Vaterland für ihn bedeutet und an Mitarbeit von ihm verlangt. Die Heimatkunde und der Geschichtsunterricht sind bisher bei weitem nicht bewußt genug auf dies Ziel eingestellt gewesen und müssen, um auf den richtigen und erfolgsicheren Weg geführt zu werden, von manchem entlastet, durch Wesentliches bereichert und vor allem mit starkem Bewußtsein der höchsten nationalen Aufgabe zusammengefaßt werden.

Diese Forderung rührt an die Schicksalsfrage des deutschen Reichs und Volks, an das Verhältnis der Länder zum Reich und der einzelnen Stämme zur Nation. Der erste Teil dieser Frage ist jetzt mit erstaunlicher Tatkraft angepackt und durch die Schaffung der Statthalterschaften mit kühnem Griff gefördert worden. Es erscheint als ein Beweis für den Fortschritt, den unser Volk durch die nationale Erhebung bereits gemacht hat, und als ein gutes Vorzeichen für die Zukunft, daß diese Neuerung überall eine rückhaltlose und sogar begeisterte Zustimmung gefunden hat. Aber der zweite Teil der Frage kann nicht, wenigstens nicht unmittelbar, durch gesetzgeberische Maßnahmen gelöst werden. Der Mensch selbst läßt sich nicht durch Vorschriften und Organisation umkneten. Er kann durch solche zwar beherrscht, aber nicht überzeugt, nicht zu eigner Betätigung am großen Ganzen bezwungen werden. Das ist nur dadurch zu erreichen, daß seine Einsicht und der durch sie gelenkte und befeuerte Wille von Jugend auf in die Bahn solcher Mitarbeit an der Erhaltung und Entwicklung des Vaterlandes geleitet wird. Die Wichtigkeit der Aufgabe politischer Volkserziehung kann also überhaupt gar nicht überschätzt werden, und ihr Ziel — darüber wird kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen — lautet: Erweckung, Erhaltung und Stärkung des Willens aller Deutschen jeden Stammes und Standes zu einer möglichst fruchtbaren Mitarbeit an allen gemeinsamen Forderungen des Vaterlandes.

II.

In einer Zeit des Tiefstandes nationaler Not, als an eine Verwirklichung solcher Vorschläge nicht zu denken war, habe ich aus vaterländischer Gewissensnot und mit heißem Herzen ein Programm entworfen, das den Weg zu einer politischen Volkserziehung klar vorzeichnen sollte. Daß seine Veröffentlichung vor etwa acht Jahren über einen kleinen Kreis nicht hinausdrang und keine weiteren Folgen hatte, hat mich weder enttäuscht noch entmutigt. Wenn ich den Plan heute wieder aufnehme, geschieht es in der Ueberzeugung, daß er alle wesentlichen Grundlagen zur Erfüllung der Aufgabe enthält und wegen seiner Einfachheit heute, wo der Wille zu einer gründlichen Reform auf diesem Gebiet vorhanden ist, ohne Schwierigkeiten sofort in Angriff genommen werden kann. Die Einzelheiten des Aufbaues und Ausbaues müssen dann freilich mit größter Gründlichkeit herausgearbeitet und in die Aufgaben der Schulen und Hochschulen aller Art eingegliedert werden.

Der Grundgedanke, von dem der Plan beherrscht wird, liegt in einer einsichtigen Bewertung des gegenseitigen Verhältnisses der beiden Begriffe *Vaterland* und *Vaterlandschaft*. Obgleich auch das Wort Vaterlandschaft an sich, gerade in seiner Gegenüberstellung zum Vaterland, kaum mißverstanden werden kann, muß über seine

Auffassung einiges gesagt werden, denn in ihr ist der Keim für die weitere organische Entwicklung des Gedankenganges enthalten. Fast jeder Deutsche besitzt, falls er nicht in der Jugend viel herumgeworfen wurde, ein mehr oder weniger starkes Heimatgefühl für die engere Landschaft seiner Kindheit. Diese Tatsache hat hauptsächlich zwei Gründe, einen geographischen und einen volkspsychologischen. Der geographische liegt in dem wechselvollen Nebeneinander verschiedener Landschaftstypen innerhalb Deutschlands. Was diese Uneinheitlichkeit des deutschen Bodens für die geschichtliche Entwicklung der Stämme, der Staaten und des Reichs zu bedeuten gehabt hat, ist in allen Verzweigungen von Ursache und Wirkung schwer zu ermessen, im wesentlichen aber bekannt und erkannt, und zwar bis in die neueste Zeit hinein. Den psychologischen Grund für das engere Heimatgefühl des Deutschen sehe ich in der Eigenschaft der deutschen Seele, die mit dem allen anderen Völkern und Sprachen unfaßlichen Begriff des Gemüts bezeichnet wird. Das Gemüt des Deutschen umfaßt seine persönliche Entwicklung in einer eigenartigen Kraft der Beziehung zu seiner nächsten Umgebung, zur natürlichen wie zur menschlichen, und haftet mit einer untilgbaren Treue an den Erinnerungen besonders seiner Jugend. Sein Elternhaus, das Dorf oder die Stadt und die Umgebung seiner Jugendheimat, die Familie und seine Bekanntschaft unter Spielgefährten und Erwachsenen, und dann der urwüchsige Zauber der heimischen Mundart — das alles, und noch viel mehr, weckt und erhält eine besondere Schattierung des Gemütslebens. Diese Erscheinung ist nicht einmal auf eine mehr ländliche Enge der Jugenderinnerungen beschränkt, sondern trifft auf den „echten" Berliner kaum weniger zu als auf den Sprößling einer kleinen Stadt oder einer Bauernsiedlung. Ueber die engste Heimat hinaus erweitert sich dieses Gefühl zu einer Bindung an eine größere Vaterlandschaft, die dann Ostpreußen oder Thüringen oder Rheinland oder Bayern usw. heißt. Wie stark dies Band ist, bezeugen ja schon die unzähligen Landsmannschaftsvereine, die überall außerhalb der Heimatlandschaft, fast wie in einer Diaspora, sich zusammenfinden, um ihre eigenartigen heimischen Erinnerungen, Beziehungen und Sitten, und vornehmlich auch ihre Mundart im Gespräch, in Dichtung und Gesang zu pflegen.

III.

Wie stellt sich nun dies Vaterlandschaftsgefühl, das in seinen verschiedenen Tönungen als eine unerschütterliche Tatsache ins Auge gefaßt werden muß, zu dem, was wir als Vaterlandsgefühl kennen, brauchen, fordern und fördern müssen? Daß es im Laufe der Geschichte dem politischen und seelischen Zusammenschluß der Gaue und Stämme hinderlich gewesen ist, läßt sich nicht bestreiten. Das ist übrigens in allen Ländern, besonders innerhalb des von der Natur so reich gegliederten Europa, der Fall gewesen. Die enge Abhängigkeit dieser Tatsache von den natürlichen Eigenschaften des heimischen Bodens läßt sich gerade an der verschiedenen Entwicklung in den einzelnen Ländern scharf erkennen.

Ein sonderbares Beispiel entgegengesetzter Entwicklung bieten die Vereinigten Staaten von Amerika, wo sich auf einem Gebiet von der Größe fast ganz Europas in erstaunlich kurzer Zeit eine bunt zusammengewürfelte Bevölkerung vielspältiger Herkunft zu einem Unitarismus verschmolzen hat, wie er kaum seinesgleichen hat. Für den Geographen unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß die Weiträumigkeit verhältnismäßig weniger gleichförmiger Großlandschaften, die das ungeheure Gebiet der Vereinigten Staaten zusammensetzen, als der eigentliche Urgrund dieser einzigartigen Erscheinung aufzufassen ist, wenn auch noch manche anderen Umstände dabei mitgewirkt haben. Auch in dem etwa halb so großen Gebiet des europäischen Rußland hat die Weiträumigkeit und Einförmigkeit der Landschaft eine Bevölkerung von gleichfalls vielgliedriger Herkunft zu einem sonst schwer erklärlichen Nationalgefühl besonderer Art verbunden.

In den europäischen Staaten, deren Boden wie der deutsche eine starke Zersplitterung in kleinere natürliche Landschaften aufweist, ist die Entwicklung zu einer Staatseinheit sehr verschieden gewesen. Auf den britischen Inseln hat das Bewußtsein der Weltgeltung durch die Beherrschung der Meere und des ausgedehntesten, erdumspannenden Imperiums die widerstrebenden Landteile England und Schottland so zusammengefügt, daß sie sich an dem ihnen eigenen Nationalstolz nicht übertreffen lassen, während es ihnen nicht einmal gelungen ist, das kleine benachbarte Irland in eine Gesinnungs- und Tatgemeinschaft hineinzuziehen. Wieder ein anderes Bild bietet Frankreich, wo ein kleiner, durch eine schon geologisch bedingte Folge von Ringen natürlicher Festungswälle geschützter Raum, die „Isle de France", zwangsläufig zum Mittelpunkt der Macht- und Kulturentfaltung wurde, so daß Staat und Hauptstadt in gegenseitiger Befruchtung für das Volksgefühl fast zu einer Einheit des Begriffs zusammenschmolzen.

IV.

Vergleicht man mit diesen Entwicklungsgängen die Lage und die Artung Deutschlands, so trifft man auf die wesentlichsten Unterschiede. In der Vielheit der Landschaftsgliederung ist es ein echtes Kind des europäischen Schollenlandes mit seinen zerstückten Gebirgsrümpfen und den zwischengelagerten Hoch- und Tiefebenen sowie der großen Zahl nur teilweise gleichgerichteter Ströme. Zwar erwuchs in der größten einheitlichen Landschaft, der norddeutschen Tiefebene, auch der größte Staat, Preußen, zu überragender Ausdehnung und Vormachtstellung; aber auch dessen Hauptstadt, wohl begründet in der Wichtigkeit ihrer Lage, war nicht eine von der Natur unabirrbar gegebene Reichshauptstadt, deren Ueberlegenheit sich widerspruchs- und neidlos alle anderen deutschen Haupt- und Großstädte untergeordnet hätten, wie weit diese auch im Lauf des letzten Jahrhunderts in der Größenentwicklung zurückblieben. Und zu einem eigentlichen Imperium im neuzeitlichen Sinne des Begriffs hat es das Deutsche Reich auch nicht gebracht. Zu spät begann das deutsche Volk durch seinen keineswegs auserlesenen, aber immerhin über drei Erdteile erstreckten Besitz an Schutzgebieten sowie durch den machtvollen Aufschwung der Flotte und des Ueberseehandels eine neue, über die geschichtlich begründete Gemeinschaft sich erhebende Stufe des Nationalgefühls zu erfassen. Noch war dies Bewußtsein, so sehr es von anderen Völkern, besonders von den Engländern, beargwöhnt und gefürchtet wurde, nicht zum sicheren, unerschütterlichen Gemeingut aller Deutschen geworden, und die gerade gegen diese „Gefahr" gerichtete Entente und Allianz der Feinde zum und im Weltkrieg hat durch Gebrauch und Mißbrauch aller, auch der menschlich verwerflichsten Mittel die gerade Linie dieses Aufstiegs abgeschnitten oder doch in durchgreifender Art unterbrochen.

So erscheint der Schluß unausweichlich, daß es dem deutschen Volk nicht wie anderen Völkern von der Natur seines Anteils an der Erdoberfläche erleichtert, sondern ungleich erschwert wurde, zu einem festen nationalen Zusammenschluß zu gelangen. Dazu kommt mit größtem Gewicht die zentrale Lage unseres Vaterlandes als Herzstück Europas. Kein anderer Staat unseres Erdteils hat so viele Grenznachbarn gehabt wie das Deutsche Reich, und es ist einer der Kunstgriffe von Versailles gewesen, die Zahl unserer Nachbarstaaten noch beträchtlich zu vermehren. Von dieser „Neuordnung Europas" als Mißgeburt des Weltkrieges abgesehen, hat Deutschland immer nahezu an das ganze übrige Europa gegrenzt. Hier kreuzten, vereinigten, bekämpften sich die Kriegsheere von allen Seiten und Arten, die Heere der Menschen selbst wie die der Gedanken, die Masse der materiellen wie der geistigen Erzeugnisse, die Linien der Feldzüge wie des Handelsverkehrs. Und der Ausgang, das Ventil für alle gehäuften Spannungen, war auch nach der Erschließung der Ozeane und nach der Europäisierung der Welt zu schmal und zu sehr behindert. Die Ostsee war kein Teil des Weltmeers, das „nasse Dreieck" an der Nordsee ein enger

Winkel im Hinterhaus des Ozeans, der nur durch Zähigkeit und Wagemut besonderer Art zu einem Sprungbrett für erdumspannende Interessen gemacht werden konnte.

Und doch ruht in der deutschen Volksseele ein unverbrauchter, im Laufe der Jahrhunderte sogar immer reicher gewordener Schatz, aus dem der Drang nach Einheit gespeist und genährt wird. Sein Grundstock ist die Gemeinschaft des Bluts, sein Zuwachs ist das gemeinsame Bewußtsein der Größe im Auf und Nieder der deutschen Vergangenheit, der heldischen Taten deutschen Mutes und deutschen Geistes, der Siege und der Leiden unserer Vorfahren, der Leistungen in Wissenschaft und Kunst, in Ordnung und Wirtschaft, und zuletzt das allergrößte: das Bewußtsein der Verkittung aller durch das im Kampf gegen fünf Erdteile zur Verteidigung des Vaterlandes vergossene Blut.

Sollte es einem Volk mit solchen Aktivposten in seiner geschichtlichen Sendung nicht gelingen, sich zu einer so starken, auf unerschütterlicher Erkenntnis und Gefühlsbestätigung ruhenden politischen Gemeinschaft erziehen zu lassen, daß das furchtbare, auch durch den Ausgang des Weltkriegs erhärtete Wort „Der Deutsche ist nur durch den Deutschen zu besiegen" seine alte Bedeutung für immer verlöre! — damit auf die bisher stets aus schweren Niederlagen geborenen Erhebungen nicht immer wieder neue Rückfälle in Zerrissenheit und Kraftvergeudung durch innere Kämpfe folgten. Sollte das deutsche Volk nicht dazu gebracht werden können, als Ganzes zu einem dauernden und wachsenden politischen Gemeinschaftsgefühl vorzudringen, das wie ein mächtiger, stetig genährter Strom durch das Für und Wider des Völkerschicksals rollt und in Zukunft nicht mehr eines gewaltsamen Druckes und Ruckes bedarf, um zum Erwachen und zur Tat aufgerüttelt zu werden? Viel ist durch die neue, in der deutschen Geschichte unerhörte nationale Erhebung gewonnen worden. Aber das Gewonnene muß noch erweitert und vor allem sichergestellt werden, und das kann nur auf dem Wege einer planmäßigen, alle und alles umfassende politische Volkserziehung in Schule und Haus geschehen.

V.

Die erste Stufe dieser Erziehung ist die Heimatkunde oder, wie es in unserem Zusammenhang heißen dürfte, Vaterlandschaftskunde. Auch heute geschieht darin in den Schulen einiges, aber nicht genug, und vor allem selten mit einer auf höheren Zweck gerichteten Planmäßigkeit. Es geht nicht allein darum, daß schon das deutsche Kind seine engere Heimat kennen und lieben lernt, sondern daß ihm eine Vorstellung davon in die Seele gesenkt wird, was seine Vaterlandschaft für das ganze Vaterland bedeutet und geleistet hat; die Natur mit ihren Gebirgen, Flüssen und Wäldern; die Dörfer und Städte mit ihren alten und neuen Straßen und Bauten; die Schlösser und Burgruinen; die Schlachtfelder, die Denkmäler großer Männer — kurz, alles was die Heimat zu einem aus Natur- und Menschentat gewordenen und liebgewordenen Ganzen macht, sollte durch die Unterweisung der Jugend in den Rahmen der Beziehung zum ganzen deutschen Vaterland gestellt werden. Das sollte weniger — oder nur als ergänzende Zusammenfassung — in besonderen Unterrichtsstunden geschehen, sondern mehr oder weniger in allen Fächern berücksichtigt werden: in der Naturkunde wie im Geschichtsunterricht, in den deutschen Stunden, in Geographie und Wirtschaftskunde. Auch soll keine Beschränkung auf das Vergangene eintreten, sondern auch die lebendige Leistung der Gegenwart zu vollem Eindruck gelangen, und zwar auch in wirtschaftlicher Beziehung, also etwa in der industriellen und landwirtschaftlichen Betätigung. Das ostpreußische Kind z. B. soll erfahren, was seine Heimatprovinz nach zweifacher Plünderung durch die Russen schon 1915 wieder zur Ernährung des übrigen Vaterlandes durch Lieferung von Getreide und Kartoffeln geleistet hat. Häufige und wohlgeleitete Wanderungen werden, zugleich mit wohltätiger Anspannung des Körpers, den Augen und Herzen der Schüler solche Lehren noch lebendiger machen. So sollen Liebe und Stolz

auch für die engere Vaterlandschaft geweckt und gepflegt werden, damit der Quell nicht stocke, der aus den heimischen Wurzeln als Saft in die Zweige der deutschen Eiche hinaufsteigt. Das Elternhaus wird manches vertiefen und vollenden, was in den Schulstunden noch zu kühl absichtlich und zergliedert erscheint.

Aber auf diese erste Stufe muß alsbald die zweite folgen und sich mit ihr möglichst früh zu einer Einheit verbinden. Sie umfaßt die Belehrung darüber, was die anderen Vaterlandschaften für die eigene und im Wettbewerb mit dieser für das ganze Vaterland bedeuten und geleistet haben. Dieser Unterricht würde sich in durchaus entsprechender Anordnung nach Umfang und Inhalt an die Vaterlandschaftskunde anschließen und so schlechthin selbstverständlich mit ihr zu einer Vaterlandskunde sich ausdehnen und verwachsen. Dann würde jeder Deutsche am Rhein oder in Bayern wissen, was Ostpreußen, und ebenso jeder Ostpreuße, was das Ruhrgebiet für das ganze Reich bedeutet. Diese Entwicklung hätte eine gewisse Aehnlichkeit mit der Forderung Adolf Hitlers in seiner großen Rede am 1. Mai nach dem Sichkennen- und Sichachtenlernen der einzelnen Arbeitsberufe. Wie dadurch die Klassen- und Standesspaltung übergehen würde in ein Bewußtsein gemeinsamer Arbeitsziele, so würde hier die zu enge und starre Verklebung des Heimatgefühls sich lösen und heben zu einem stolzen Wettbewerb der Vaterlandschaften um das Wohl des einen ganzen Vaterlandes. Und hier winkt noch als besonders hohe nationale Aufgabe die Aufklärung über den Wert der uns durch den Krieg geraubten Landesteile und des Deutschtums anderer Grenzländer.

Das leitet hinüber zu der dritten Stufe der politischen Erziehung, zur Belehrung über die Stellung der Vaterlandschaft und des Vaterlandes zum Ausland. Sie ist von gleicher Wichtigkeit und fast noch größerer Unentbehrlichkeit. Hat die große Masse des deutschen Volkes schon in dem, was man innere Politik nennt, die schmerzlichsten Beweise von Unfähigkeit und Verirrung geliefert, so ist sie für äußere Politik bisher überhaupt nicht oder fast gar nicht zu gewinnen gewesen. Hier scheidet sich die Betrachtung wieder in die beiden entgegengesetzten Richtungen: was bedeuten wir Deutschen für die verschiedenen Staaten des Auslandes? Was bedeuten diese für uns? Diese Fragen sollen durchaus nicht vorzugsweise wirtschaftlich verstanden und behandelt werden, sondern mit dem nationalen Zielpunkt der Pflege und Wahrung des deutschen Besitzes und der deutschen Leistung in weitester Ausdehnung der Begriffe. Jeder Deutsche soll, wenigstens schon von der reiferen Jugend an, zu einer ungeschminkten Vorstellung davon erzogen werden, was sein Wesen und Wirken im Ausland gilt und was ihm an Gutem und Schlechtem, an Hoffnungen und Gefahren dorther zukommt oder zu erwarten steht. Er soll ohne Ueberheblichkeit, aber auch ohne Unterschätzung erkennen, in welcher Stellung deutsche Siedler, Arbeiter, Kaufleute in nahen und fernen Ländern sich befinden. Er soll wissen, wie weit die deutsche Zunge auch in anderen Ländern und Erdteilen klingt und danach ermessen, welche Pflichten dem Vaterland aus diesen wertvollen Guthaben im Ausland erwachsen.

In umgekehrter Betrachtung soll weder Verachtung noch unkluge Ablehnung dessen anerzogen werden, was die einzelnen Völker und Gebiete des Auslandes auch dem Deutschen zu geben vermögen. Nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geistig ist vieles darunter, was nicht nur nützlich, sondern auch förderlich und sogar unentbehrlich ist. Aber die Vorliebe des Deutschen für ausländische Einfuhr an geistiger und stofflicher Ware muß stark ins vaterländische Gebet genommen werden. Ueberall soll er — und das wird er auf den Stufen der Vaterlandschafts- und Vaterlandskunde — zuerst das Deutsche schätzen und nutzen lernen und dann erst prüfen, was er aus dem Ausland noch nötig hat. Das verächtliche „Es ist nicht weit her!" muß seinen Sinn gründlich ins Gegenteil verkehren. Es soll für den Deutschen heißen: ein Ausländer, darum noch kein Feind, aber ein Fremder! ein Deutscher, darum vielleicht noch kein Freund, aber ein Bruder!

Zum Schluß das Ernsteste. Das Deutschtum und das deutsche Vaterland stehen nun einmal in einer Welt von Feinden. Deshalb wird die politische Volkserziehung auch die drohenden Gefahren stark und scharf ins Auge fassen müssen. Nicht Haß soll gepredigt, nicht Abkehr von internationalen Beziehungen gefordert werden, aber der Deutsche muß wissen und fühlen, daß er von anderen Völkern nicht geliebt, vielleicht in manchem beneidet, sicher aber dauernd bedroht wird. Siehe den „Friedensvertrag" von Versailles, der zu den wichtigsten Lehrbüchern auf dieser Stufe der politischen Volkserziehung gehören muß. Nur die politische Erziehung des ganzen deutschen Volkes und seine dadurch erreichte Einigung in vaterländischer Gesinnung und vaterländischem Willen kann ihm die Kraft verleihen, seine Art und seinen Raum gegen die Mächte der Umwelt zu behaupten.

Paul Fechter

Verschärfung der Maßstäbe

I.

Die Umwälzung, die wir in den letzten Monaten durchlebt haben, hat nicht nur auf politischem Gebiet eine völlige Ausschaltung der bisherigen Mächte gebracht, sondern auch auf geistig-künstlerischem. Was in Dichtung und Literatur, in der Musik und zum Teil auch in der Malerei, in Film und Theater bisher mehr oder weniger unbegrenzt die Herrschaft hatte, ist fortgeweht; Neues ist entweder an seine Stelle gerückt oder versucht zu erweisen, daß es ein Recht auf diese Stelle hat. Die alte Wahrheit ist nicht länger wahr, die alte Schönheit ist nicht länger schön: das Ibsenwort hat selten soviel Geltung gehabt wie heute. Nur daß jetzt hinter ihm die Frage auftaucht: wie sieht denn die neue Wahrheit, die neue Schönheit eigentlich aus? Und wer ist imstande, sie richtig zu sehen?

Die Antwort darauf ist seltsamerweise am leichtesten auf dem Gebiet der Dichtung gewesen. Dort hat sich die Verschiebung lautlos, ohne Kämpfe und fast von selbst vollzogen. Die Vertreter des Bisherigen sind kampflos und ohne den leisesten Versuch, ihr Recht zu erweisen, im Hintergrund verschwunden: an ihre Stelle sind ebenso selbstverständlich die Männer getreten, die seit Jahrzehnten an diese Stelle gehörten und von Einsichtigen immer dorthin gestellt wurden. Die Literatur entwich, die Dichtung rückte an den ihr gebührenden Platz. Es ist sehr bezeichnend, daß die Umgestaltung der Sektion für Dichtung bei der Preußischen Akademie der Künste sich lautlos und fast von selbst vollzog. Ein paar der bisherigen Männer blieben; der führende unter ihnen, Gerhart Hauptmann, sah merkwürdigerweise schweigend das Entschwinden seiner bisherigen Gefährten und den Aufstieg der Abseitigen mit an, obwohl man auf beiden Seiten gerade von ihm am ersten ein Wort, eine Aeußerung hätte erwarten dürfen. Ein anderer Teil verschwand — der nämlich, den die Wissenden längst bekämpft hatten. Dafür kamen die, die seit Jahrzehnten die eigentlichen Vertreter deutscher Dichtung gewesen waren. Es kamen Paul Ernst und Gustav Frenssen, Peter Dörfler und Enrica von Handel-Mazzetti — längst vertraute Gestalten, die für die Wissenden immer die erste Linie bedeutet hatten. Sie brachten keine neue Wahrheit und keine neue Schönheit; sie setzten nur die ewige, die bleibende, stillschweigend wieder an die Stelle der allzu vergänglichen, der kaum noch zeitbedingten, die niemals dorthin gehört hatte, wohin der Irrtum sie erhob.

Hier ist die Antwort also sehr einfach: das richtige Neue ist das, was immer das Richtige, Echte, das wirklich Lebendige, Gelebte war. Hier liegen kaum Probleme, wenigstens nicht für die, die sich in den vergangenen Jahrzehnten nicht hatten verwirren

lassen. Die brauchen heute nur ihren Weg weiterzugehen und können mit leichter Heiterkeit zusehen, wie die andern vom Sturzacker rechts und links, auf dem sie sich plötzlich pfadlos befanden, mühsam stolpernd den Anschluß an diesen Weg zu finden suchen, der jetzt aus einem schmalen Wiesenpfad auf einmal eine breite Chaussee für alle werden soll. Für diese neuen Pfadfinder wird allerdings die Sache nicht ganz so einfach sein — selbst wenn sie den Zugang zu dem Weg einmal gefunden haben werden.

Denn: wenn sie auch nachher auf der neuen Heerstraße mitlaufen — sie stehen vor einem Problem, das gar nicht so leicht zu bewältigen ist. Gewiß, man kann leicht lernen, so wie man früher Heinrich Mann und Arnold Zweig und all die andern westlichen Leuchten pries, jetzt Hans Grimm und Hans Friedrich Blunck und vor allem Will Vesper und Hanns Johst zu besingen; denn diese beiden sind sogar Pg. Das ist kein Kunststück und wird den raschen Adepten des Nationalismus bald gelingen. Wo aber nimmt man, sobald man aus diesen schon gewohnten Regionen herauskommt, die Symptome und Gesichtspunkte bei neuen Gestalten her? Woher weiß man, wenn auch einmal ein Ungenannter, Unbekannter einen Roman, ein neues Drama auf den Tisch des Hauses legt, ob der nun im Sinn der neuen oder besser der alten dichterischen Wertung auch dazu gehört oder nicht? Früher hatte man den erotischen Mut und die Tiefe der Psychoanalyse, das Tempo oder den jeweils neuesten Mädchentypus, an den man sich, hatte man sonst keine Maßstäbe, immer noch halten konnte; was hat man jetzt? Erdgeruch allein tuts nicht, und Lederhosenprobleme sind auch noch keine Gewähr für Qualität. Wonach soll der arme Berufsleser sich richten, wenn die bisherigen Wertskalen ihre Bedeutung verloren haben, unanwendbar werden oder, was das Schlimmste ist, auf Inkommensurables stoßen? Die Umstellung war in den Anfängen verhältnismäßig einfach; was aber soll man hinterher beginnen? Der neuen Schönheit eine neue kritische Tonart zu finden, ist noch verhältnismäßig einfach: aber wie findet man diese neue Schönheit heraus? Wie sieht sie wirklich aus?

Noch schwieriger wird die Sache auf den anderen Gebieten. Da ist die Malerei — was vollzieht sich dort? Die alte Schönheit des Expressionismus und der neuen Sachlichkeit ist verdächtig geworden; aber hier ist die Auswechslung nicht so klar und einfach zu vollziehen wie bei den Dichtern. Der Nationalsozialismus ist zum wenigsten in seinen breiten Schichten gegen die bisherige Moderne; in der Dresdener Galerie hat man sie sogar bis zu dem trefflichen Lovis Corinth einschließlich abgehängt. Die Führer aber billigen das nicht, betonen sogar den Willen zur Moderne. Die stählerne Romantik einer neuen Sachlichkeit scheint eine Art von Richtlinie für die Zukunft. Es gibt aber nicht, wie bei den Dichtern weithin sichtbare, jetzt in den Vordergrund getretene Männer, die bisher unterdrückt waren — so wenig wie es auf der Gegenseite schon früher von Einsichtigen bekämpfte, aber von Mode und Zeitmacht trotzdem oben gehaltene Maler und Bildhauer gibt. Der alte Liebermann ist zurückgetreten, als aufrechter Mann, der mit einer ihm fremd gewordenen Zeit nichts mehr zu tun haben will; ein paar politisch abgestempelte Leute, die etwas waren, hat man um der Politik willen gestrichen; aber bisher Unterdrückte sind eigentlich nicht an ihre Stelle gerückt, und wie das Neue hier aussehen wird, weiß auch niemand.

Man weiß es noch weniger bei Theater und Film, soweit sie sich nicht den strengen Gesetzen der Kunst unterstellen. Vom ernsten Drama gilt, was von der Dichtung gesagt wurde. Was aber mit dem leichten Spiel der Unterhaltung im Theater wie auf der Leinwand wird, ist nirgends abzusehen. Man weiß, was nicht mehr geht, ist sich darüber klar, daß die Zote um jeden Preis und die schmierige Erotik von gestern, der billige Spott über alles, was uns einen Wert bedeutete, ebenso aufgehört hat wie die Propaganda für freie Liebe und gegen Kinderkriegen, für das rote Rußland und gegen ein freies, starkes Deutschland. Was aber, bei allen Heiligen, wird und soll statt dessen

kommen? Wie sieht die Heiterkeit, die Unterhaltung im Film, im Theater des neuen Deutschland aus? Wie steht es hier mit der neuen Schönheit — auf welche Gefühle des Publikums kann man sich hier verlassen, und in welchen Richtungen liegen diese neuen Gefühle? Patriotischer Kitsch ist — eine wunderbare Vorstellung — verboten. In welchen Regionen ist der Kitsch aber überhaupt noch erlaubt? Wo liegen die halben und viertel und ganz falschen Gefühle, auf denen die neue Film- und Operettenschönheit von morgen erwachsen wird? Wer hat Instinkt und Ahnung, Mut und Straffheit genug, diese wichtigen Fragen zu beantworten, die neuen Werte richtig zu sehen und schließlich auch die richtigen Maßstabe für sie mitzubringen?

II.

Die Situation ist nicht ohne Komik, würdig eigentlich eines Komödiendichters, der mit Mut und Kraft zu Perspektiven diese heitere Kehrseite der deutschen Selbstbesinnung einmal gestaltet. Für diejenigen, die seit langem diesen Umwandlungsprozeß beobachtet haben, denen er weder etwas Unerwartetes noch etwas Fremdes ist, sondern lediglich ein notwendiger Versuch einer Rückwendung der deutschen Nation zu den natürlichen und richtigen Grundlagen und Voraussetzungen, die in den letzten fünfzig Jahren oft verschüttet und vergessen waren — für diese alten Wanderer auf dem schmalen Weg, der jetzt Heerstraße für Alle werden soll, ergibt sich aus alledem nur eins: die Verpflichtung zu einer Verschärfung der Maßstäbe, wie sie bisher noch nie notwendig gewesen ist. Und zwar aus verschiedenen Gründen, als Vorsichtsmaßregel sowohl gegen die Produktion wie als Hilfe für die kritische Bewertung der neuen Gewächse. Bisher wuchs das Falsche, das zu Bekämpfende, fahl und kümmerlich auf dem unfruchtbaren, falsch gedüngten Boden der Gegner und war in fast allen Fällen mit ein paar schlichten, tatsächlichen Feststellungen ohne viel Aufwand an Geist und Energie zu erledigen. Jetzt wird zunächst einmal Alles auf dem gleichen guten Acker wachsen wollen, in der gleichen Richtung gesät, von der gleichen Sonne beschienen, von den gleichen Kräften getrieben, gedüngt, gezüchtet werden. Bestimmte Voraussetzungen sind stillschweigend dem gesamten Schaffen als allgemeinverbindlich zugrunde gelegt worden; so werden jetzt die merkwürdigsten Gewächse auf dem merkwürdigsten Seelenboden von Autoren und Künstlern erstehen, die sich sonst nie so etwas hätten träumen lassen. Nicht nur aus Konjunktur, sondern ebenso sehr aus dieser gewissen Vereinheitlichung der Haltung gegenüber dem gemeinsamen Leben wird sich eine Art von gemeindeutscher Dichtung und Kunst ergeben, unter der sich die seltsamsten Pflanzen finden werden. Aus Unlust, Aengstlichkeit und halber Neugier, aus Fixigkeit und ahnungslosem Herumtasten werden genau so neue Versuche wachsen, wie aus primitivem gutem Glauben und ebensolcher Gesinnung. Die umgebaute Welt wird sich in einer umgebauten Dichtung und Malerei, einem umgestellten Film und einem verwandelten Theater spiegeln, das man nur mit Morgenstern wird sagen können: Staunend siehts der anbetroffene Chef.

Daß die Menschen einer wissenden und verantwortungsbewußten Kritik gegen diese zu erwartende Verwirrung der Gefühle und Gestaltungen mit schärfsten Mitteln vorgehen werden, versteht sich von selbst. Sie konnten bisher gegenüber den Arbeiten, in denen ein sauber anständiges Gefühl mit schlichten Mitteln Darstellung und Gestalt suchte, mit Maßstäben arbeiten, die weniger scharf, weniger anspruchsvoll waren als die, mit denen sie gegen die Welt der Gegner vorgingen. Sie konnten, weil bisher das, was sie wollten und erstrebten, Ziel eines Kampfes war, vor den Dingen, die in der Richtung auf dieses Ziel wirkten, ruhig einmal ein Auge zudrücken und Milde walten lassen. Heute ist das Ziel erreicht und damit jede Nachsicht, jede Milderung der Ansprüche unmöglich geworden. In dem Augenblick, in dem die nationale Bewegung siegte, wurden sämtliche Maßstäbe der Kritik gegen sämtliche Erzeugnisse der Kunst und der Dichtung, die mit dem

Anspruch auf das Kennwort national auftraten, bis zur Unerbittlichkeit verschärft. Ein kämpfender Nationalismus konnte Rücksicht verlangen; der siegreiche muß selber Unerbittlichkeit gegen alles fordern, was an seiner Welt teilhaben, in seinem Namen sprechen will. Wer heute mit deutscher Dichtung, deutscher Musik, deutscher Malerei auf den Plan tritt, muß darauf gefaßt sein, mit den schärfsten Maßstäben gewertet zu werden — um des Deutschen, um der Nation willen. Schlechte Literatur, schlechte Malerei, schlechter Film um belanglose Objekte herum mögen durchgehen; schlechte Literatur, schlechte Malerei oder Musik um irgendwelche Bereiche der deutschen Welt müssen die schärfste und unerbittlichste Ablehnung erwarten. Hier gilt nach dem Sieg nur noch der höchste, der strengste Maßstab; hier haben nur noch die Allerbesten das Wort. Die Zeit der Vorbereitung und der Milde, die gelegentlich aus ihr entspringen mußte, ist vorüber — selbst gegenüber Mitgliedern der Akademie.

Die Strenge wird aber auch aus einem zweiten Grund notwendig. Es gilt nämlich, für die vielen unsicheren kritischen Menschen eine neue Sicherheit zu schaffen. Die alte Schönheit ist nicht länger schön, die alte Wahrheit nicht länger wahr; so muß die neue Schönheit, die neue Wahrheit, die zu erkennen für Viele zunächst eine schwer lösbare Aufgabe ist, von den Wissenden und Verantwortungsbewußten so hart und scharf herausgearbeitet werden, daß zum wenigsten die Hauptlinien möglichst bald auch für die auffaßbar werden, die nicht von vornherein den nötigen Instinkt mitbringen, der zu ihrer Erkenntnis unerläßlich ist. Die völlige Unsicherheit vor den Werten, die sich heute auf allen Gebieten des künstlerischen Schaffens ergeben hat, kann nur aufgehoben werden, wenn überall von denen, die bereits die notwendige Klarheit der Erkenntnis mitbringen, die Linien und Gesetze des Neuen ohne Kompromisse in völliger Reinheit sichtbar gemacht werden. Die Situation bei uns ist doch heute so, daß in großen Teilen der Nation nicht nur die Betrachtungsweisen, sondern auch die Gefühle, aus denen sie sich ergeben, in Schwanken und Unsicherheit geraten sind. Worauf es ankommt, ist, dies Schwanken und diese Unsicherheit möglichst rasch wieder zu beseitigen. Das ist nur möglich, wenn man im Urteilen die Phänomene der Zeit zurückführt auf sicher und unverwirrt gebliebene Gefühle, auf geklärten Instinkt für die neuen Notwendigkeiten, die im Grunde ja nur die von der eben verflossenen Zeitwelle unberührt gebliebenen alten sind. Diese Zurückführung auf das Natürliche auch bei anderen vermag aber nur eine unbeirrte Klarheit und Schärfe des Urteils hervorzubringen, und diese wiederum wird nur möglich auf Grund einer Verschärfung der Maßstäbe, die keinerlei Kompromiß etwa auf Grund des Gewollthabens zuläßt.

Die Situation, die sich von der politischen Verlagerung der Kräfte auch auf den Gebieten des geistigen Daseins ergeben hat, wird vielleicht gerade da, wo die durch sie erzeugte Instinktunsicherheit allzu deutlich empfunden wird, zu einem neuen, unpolitischen Biedermeier verführen. Das ist, vom Lebendigen her betrachtet, völlig ungerechtfertigt, erfordert aber gerade um dieser mangelnden Berechtigung willen ebenfalls schärfste kritische Kontrolle. Es ergibt sich am Ende auf beiden Gebieten das Gleiche: die höchsten Anforderungen müssen auf den Grenzgebieten der Unterhaltung und des Abseitigen erhoben werden, um diesem Abseitigen den Instinkt für die Maßstäbe zu bringen — sie müssen erst recht erhoben werden, wo aus dem neuen, gereinigten, zu sich selbst zurückgekehrten Wesen der Nation im Werk ein Neues hingestellt werden soll. Denn dieses wirkliche Wesen ist für das Dasein und die Selbstverwirklichung der Nation von einer so ungeheuren Bedeutung, seine Reinerhaltung von einer so ungeheuren Wichtigkeit, daß nun, da die nationale Bewegung die Macht und die Verantwortung innehat, hier nur noch die reinsten und höchsten Leistungen zugelassen und bejaht werden dürfen. Wer es heute unternimmt, vom Deutschen, vom Volkhaften her schaffen zu wollen, muß es sich gefallen lassen, daß nur noch die letzte, vollendetste Leistung, sonst aber nichts mehr ihm gutgeschrieben wird.

Ruth Schaumann

Moria mortu' amore oder Torheit von Liebe erlegt

Das erste war ein Eichhorn, das sie begruben.

Ueber den See war nach fast ewiger Sonne der Sturm mit dem Regen gekommen. Es war schwarz geworden über den Wäldern der wilden Kastanien, rotblau über dem Hang mit den Reben, die Ziegen flohen gegen die Felsen zu, wo die natürlichen Höhlen sind, die Gäste zündeten ihre Lampen an, denen, die es nicht selbst vermochten, tat es die Schwester, und man verhängte die Fenster gegen die Finsternis der Natur.

Als das Gewitter vorübergegangen, war alles überaus sanft. Die künstlichen Lichter erloschen, die Fenster taten sich auf wie Paare von Flügeln, Kranke atmeten, wie nach langer Fiebernacht in den Morgen, die Genesenden lagen auf ihren bedachten Altanen, andere gingen über den feuchtsilbernen Hang nach dem beruhigten Wald.

Da nun war es, daß das Eichhorn gefunden wurde, erschlagen von einem Ast? einem rollenden Stein im Gefels? vielleicht auch vom Blitz, sagte der alte Herr, der es vor seinem Stiefel erkannte und es dort den übrigen Gästen wies.

Was tun mit dem Eichhorn?

Begraben, sagte der junge Mann mit der eingefallenen Brust und den breiten Schultern.

Schmerz, Leiden, Heimsucht und was sonst noch alles die Gäste in dem weißen langgestreckten Haus oberhalb des Sees zusammengebracht hatte, macht zu traurigen Kindern. Jeder Wechsel in Tun und Gedanken ist wie ein Geschenk, Geschenk wird zum Spiel.

Alle die großen Menschen vergaßen ihr Alter, sie gedachten dessen, was sie als ferne Kinder getan, gern und lächelnd getan, da sie spielend den letzten Ernst überwanden: Käfer begruben, tote Vögel zu Grabe gebracht und zur Auferstehung, wie sie vermeinten, in das Käfer-, das Vogel- oder das Eidechsenparadies.

Also begruben sie das Eichhorn gemeinsam und machten dies sein Begräbnis zu einem kindlich gewichtigen Fest.

Der Platz unter den drei Kastanien und den zwei Eichen war wie geschaffen, kleine Tiere zur großen Ruhe zu betten.

Man hatte eine Stelle im Gras sauber gerodet, eine gerechte Grube ausgehoben. Der Jüngling mit der eingesunkenen Brust ging dem Zuge voran, er schwang in schöner Bewegung die Tischglocke des Hauses, dunkel taumelte ihr Ton zu ischen den Stämmen einher, der kleine Hirte der Ziegen im Talgrund meinte, eine Glocke gehe im Parkwald der Reichen fern seiner Armut vorbei.

Dann erhob die junge Sängerin ihre Stimme am Grabe des Eichhorns. Sie erbebte, die Singende, da sie erkannte, daß sie die verlorene wiedergewonnen, hier in der bitteren Schweigsamkeit über dem See. Morgen, ja morgen würde sie reisen können. Dankbar süß und noch süßer zog das einfache Sterbelied zu Ehren der kleinen Kreatur von ihr fort. Könnte das Eichhorn dies hören, es würde verweilen, nicht fliehn, flieht es doch auch nicht, wenn seine Schwester, die Nachtigall, anhebt zu klagen, eine Klage, die doch nur Seligkeit ist.

Der alte Herr und sein Vetter, schwarze Krawatten auf schneeweißem Hemd, senkten das verschlossene Traubenkörbchen, darin das schlaffe, noch immer flammende Fellchen mit dem herrlichen Schweif behutsam geborgen lag, in das braune Loch mitten der Erde.

Der Gelehrte mit den flackernden Augen sprach einige Worte, es waren die gleichen, die er, ein kleiner, blonder Knabe, gesagt, da seine drei Schwestern ihr gemeinsames Hündchen unterm Hollunder versenkten. Er sah sie, er sah sich wie damals, in einem schwebenden Spiegel. Seine Augen erhellten sich schön zu einer lächelnden Ruhe . . . es war doch nicht umsonst, dieses Leben (einmal war ich ja klein und war fromm).

Und jeder der Gäste legte eine Handvoll lockerer Erde über den versinkenden Traubenkorb: möge sie leicht sein dem leichten. Ein kleiner Hügel erhob sich alsbald.

Danach wendete man sich weg, nicht mehr im Zug, wenn auch in Paaren und Gruppen, bewegt, doch nicht traurig.

Lebendige Eichhörner, gelbe, rote und graue, hüpften vielfach über den Gästen hin im Gezweig.

Andern Tags setzte der Jüngling einen kleinen geglätteten Stein auf das winzige Grab; die Gäste hatten in Gemeinschaft darauf gereimt, so gut sie vermochten:

Unter diesem armen Stein
Schlief ein kleines Eichhorn ein,
Durch den Schlaf auf dieser Wiese
Springt es hin zum Paradiese.
Mög' es dort voll Freude sein.

So nun besaß das Haus über Reben und See ein neues harmvolles und doch harmloses Ziel für seine Bewohner, das kleine Grab war bald mit dauernden Blumen bepflanzt.

Als der Kater der alten Baronin von Zimmer 108 vier Tage hernach seinem behüteten Alter erlag, wurde er neben seinen entfernten Artgenossen gebettet. Eine kleine Säule, irgendwie übriggeblieben vom Versuch eines kranken Künstlers, hier droben ein antikes Tempelchen zu erbauen, fand nun zu Häupten des toten Hannibal seinen Stand. Das dritte Grab barg drei aus dem Nest gefallene Finken unter dem Schieferbrettchen mit seinem tiefsinnigen Spruch:

Vom Nest fiel dreifach Leben,
Ein andres fing es auf.
Wir wollten singend schweben,
Hier harren wir darauf.

Sieben kleine Hügel fanden sich Ende dieses Sommers unter Kastanien und Eichen, ein Maulwurf, zwei Falter, auch eine grüne Schlange reihten sich den Erstbegrabenen an. Wohl meinte der Gelehrte, es sei nur die Haut der Schlange, was man vergrub. Die schlichte Inschrift sagte bedeutsam:

Ob bunte Schlange oder nur ihr Kleid?
Die Hülle springt, die Fülle ist bereit.

Dann kam der Herbst über die Hänge. Das weiße Haus legte seine grünen Lider herab. Neuer Sommer hob sie abermals auf. Andere Gäste setzten Besuch, Pflege und Bereicherung des Eichhornfriedhofes fort. Plötzlich befand sich unter den Gräbern der Tiere ein neues Grab. Niemand war bei seiner Aushebung und der Einsargung des Toten zugegen gewesen, ein kleines Kreuz, linkisch beschrieben, besagte nur: meiner Krankheit in dankbarem Gedenken.

Jener Student, der monatelang im hellen Sarg seines Balkons fast unbeweglich gelegen, war lächelnd in seine nordische Heimat gereist. Verschwiegen moderte ein Papierblatt, mit zitternder Fieberkurve gezeichnet, unter dem grünen Rasen, dicht neben dem Schlangengrab, Zeugnis des siegenden Lebens über einen ergebenen Tod.

Aus schmerzhaftem Ernst erhob sich wieder tiefsinniger Scherz. Die Hände der Damen flochten an zierlichen Kränzen, Gräfin Sidonie steuerte ihren geleerten Puderkasten dazu bei, der Tischgong läutete, der Kapitänleutnant schulterte den Spaten, die Damen kleideten sich eilfertig um zum Begräbnis des Hasen. Oh, der Hase Mister Hoovers war tot.

Er war grau gewesen, fröhlich und arglos. Immer in der Frühe des Morgens hatte ihn der Amerikaner, der an Schlaflosigkeit litt, aus seinem Fenster im Tau der Golfhügel grasen gesehen, oft selbst eine kleine rollende Golfkugel aus Haar, dann wieder Männchen machend und sich an den eigenen Sprüngen und Purzelbäumen erheiternd, ergötzt vom Licht der hinteren Blume und den Blumen des kurzgehaltenen Grüns.

Als Mister Hoover den kleinen Gefährten seiner Morgenwache gestern vermißte, war man ausgezogen, ihn zu suchen. Tot, wie er aufgefunden ward, trug man ihn heut zu Grabe.

Sidonie vor ihrem Spiegel und dem ewig brennenden Lämpchen, das sie dort mit gutem Oel unterhielt (niemand wußte, warum), legte lächelnd zur letzten Ehre eines Hasen die vierfache Reihe großer Perlen um den herrlichen Hals.

Als sie vom Spiegel verspätet zu der Schar der Leidtragenden stieß, war man schon bei der Abschiedsrede an den Liebling eines Schlaflosen, der als erster Leidtragender, riesig und über seine absonderliche Verlassenheit stumm erschreckt, am Rand der winzigen Grube stand, die man mit blühendem Klee anmutig verkleidet hatte.

Sidonie verschränkte die Hände über dem Schoß des schweren seidenen Kleides, Spiel im Spiel, ihr schönes Gesicht gab sich trauernd, ihre Augen erhoben sich wie fromm über das Gräblein vor ihren samtenen Schuhen.

Da war der Redner, ein ehemaliger Offizier, eine Ruine, nichts mehr als den Ton unbefolgten Befehls in der zerbrochenen Stimme, da die Dame, Sidoniens Zimmer benachbart, behaftet mit der Gewohnheit, alle zwei Minuten einen langen Seufzer von sich zu geben, der hartnäckig und unerbittlich alle Wände durchdrang. Da war die Schwester Priska, den Halbgelähmten behutsam am Arm. Blickte nicht sein gelbes Gesicht, als müsse er der nächste sein, begraben zu werden? Die Gräfin wandte sich ab, nichts als Tod in Spiel und Ernst, sie aber war, um zu leben.

Zu Häupten des Hasengrabes blitzte ein Spaten erwartungsvoll gegen den Grund. Sidonie sah ihm entlang von der Schaufel zum Griff; dort nun, fest darauf gelehnt, war der Totengräber, nicht der Leutnant, eine Knabe. Sidonie sah ihn an, da er so stand. Sie hörte die schnarrende Stimme des Redners, das uhrengleiche Geseufz ihrer Nachbarin, das Rascheln von Schürze und Haube der Schwester, das Kind aber, gegen den Griff des Spatens gelehnt, den rechten Fuß über den linken, stehenden, lässig gekreuzt, die Lider wie nachsinnend, fast schlummernd gesenkt, bewegte sich nicht.

Eine schöne Statue, unwissend, wie schön sie ihr Meister gemacht. Bräunlicher Marmor, in eine sonnengefärbte Toga gekleidet, die klaren Zehen in zwei warmen Reihen vorlugend aus offenen, bastgeflochtenen Schuhn.

Ein Hirtengott, dachte Sidonie, man hielt ihr eben den kleinen Zinnkessel mit Erde vor, sie griff hinein, streute gedankenlos, was sie ergriffen, und ging fast

fliehend, während die Zurückbleibenden einen kleinen Gesang anstimmten, gegen die nahe Tiefe des Parks.

Ein Hirtengott, sagte sie wieder. Nun auf der Bank sitzend, neigte sie ihre schönen Schultern vor, die Last der Perlen fiel im schmalen Tal der Brüste gegen ihre Hände herab. Sie begann gedankenlos damit zu spielen, Perle an Perle reihend den großen Schmuck emsig zu drehen, bis sie die Schließe aus einem einzigen Diamanten in den zitternden Händen hielt.

Schritte klangen auf dem nur schwach noch von Kies behafteten Wege, dann gedämpfter auf dem Rasenband längs dem Pfad, als habe ein Tier, die steinichte Spur der Menschen zu meiden, sehnsüchtig das liebe Haar der Erde gesucht. Das Kind mit dem Spaten kam gegen Sidonie her, ohne sie zu sehen. Das Grabscheit, blau in der Sonne blitzend, nun triefend vom Schatten der Bäume, darunter Sidonie saß, auf die schmale Schulter gelegt, ging es hin und verlor sich wie ein Lied gegen die Hänge, daher das Getön weidender Ziegen erscholl.

Am Abend, da sie sich langsam vor dem klaren und großen Kristall ihres Spiegels zu entkleiden begann, wußte Sidonie dasselbe Dach über sich und dem Knaben John, John Hyacinth Montgomery, dessen Namen sie, als sie den Schlüssel zu ihren Gemächern aus der alten Hand des Portiers empfing, nachlässig fragend erkundet.

Am andern Tage, da es regnete, sah sie ihn nicht.

Als sie am dritten Tage aus dem umhegten Park trat, wie es ihr nicht versagt war, sah sie sämtliche Ziegen über den Hügel nach einem Laubengang hinstreben, daraus der zirpende Ton einer Syrinx erscholl, von Stufe zu Stufe reiner und voller, so als übe der Hirte der Ziegen die neuen gebundenen Zweige einer Weide zueinander, bis sie gemeinsam sängen nach seinem Willen unter dem Hauch seines Mundes, als sei er ihr vergossener Saft.

Sidonie folgte den dahineilenden Ziegen, sie ging mit den langhaarigen Tieren, den Weibchen und Böcken; ihr Kleid, nicht für diesen ansteigenden Hang gemacht, hemmte sie mahnend, sie erhob seinen Saum, raffte die Falten zusammen und schlug das schöne Gewebe in die Beuge des Arms. Also stieg sie, sich selbst fast als Hirtin erscheinend, zwischen den Tieren dem Liede nach, bis sie säh durch eine mannshohe Lücke, völlig von Trauben umhangen, das Innere und das Ende des Laubenganges übersah.

Auf einer umgestürzten Kufe saß John Hyacinth, die schmutzige Pfeife des Hirten, die er dort wohl verlassen auf dem Bottich gefunden, gegen die Lippen gehoben, emsig bemüht, an ihr zu lernen, sie selber belehrend. Auf den nackten, zum Halt zusammengeschobenen Knien hielt er eine silberne Schale voll Schnee, die Spitzen der braunen untadeligen Füße erreichten kaum noch die aufgeworfenen Erdschollen des Laubengrundes und die Ziegen um Sidonie drängten sich schnuppernd heran.

„Guten Tag", sagte Sidonie kindlich, die Frau lächelte dabei. Zwiefach kam es sie an, zu lächeln, einmal, weil sie erkannte, daß die silberne Schale nichts anderes war als einer der Flaschenuntersätze von der Tafel des weißen Hauses, der Schnee aber, den der Knabe nun mit der flötenhaltenden Hand bedeckte (denn die Tiere reckten danach Hälse und Bart) einfaches Salz; dann aber lächelte sie, weil sie spürte, daß die Sonne gerade hinter ihr stand, und sie selbst, Sidonie, vor der Sonne, die nun alle Zartheit ihre Gewandes durchströmen mußte und die Linien ihrer schönen Gestalt wiedergeben wie die eines schwebenden Fischs in den klaren Gewässern der Flut.

Ihr herrliches Antlitz aber war in die Dämmerung der Laube gesenkt und ihr Haar umrandet von Licht.

Die Ziegen begannen stürmisch nach dem würzigen Schnee zu verlangen. Der Knabe ergriff ein weniges davon, ließ es geschickt aus den Fingerspitzen in die Höhlung derselben Hand gleiten und bot jetzt die flachgehaltene Rechte dem zunächst stehenden Tiere, einer trächtigen Ziege, schwarz bis hinan in das kleine Gehörn; dabei sah er ruhesam Sidonie im Laubentor an, ganz so, als habe er durch die Salzgabe an die Schwarze, in deren Fell sich einzelne weiße Haare zeigten, ihren Gruß schon erwidert und erwarte nun, was sie weiteres sagen werde.

Sidonie setzte ihrem Gruß nichts weiteres nach. Sie erblickte neben der Kufe, dem Sitz des Knaben, ein zweite, kleinere; ihres kostbaren Kleides nicht achtend, ließ sie sich darauf nieder. Der Knabe Hyacinth fütterte seine vierfüßigen Besucher, Sidonie sah ihm zu, sonst geschah nichts, er war weit jünger als Sidonie gemeint, da sie ihn mit dem Totenspaten gesehen.

Die Tiere drängten sich an die Knie des Knaben, der auf seinem Kufenthron saß. Das Salz ging zur Neige, schon wandten die Jüngsten der Gehörnten sich fort.

Die Flöte war zu Boden geglitten, Sidonie neigte sich, sie, die Verwöhnte, hob das Spielzeug auf und nahm es an ihre Lippen. Sie konnte nicht spielen. Aber was schadete dies? Kostete sie nicht auch so den Geruch von Weidenholz, totem Mark, Herden, Sonne, Wein und den Lippen des Knaben? Nach einer Weile fragte sie still: „Wie heißest du?"

Was sie schon wußte und nur gefragt, seine Stimme endlich zu hören, antwortete der Knabe gehorsam: „John Hyacinth Montgomery".

Die Stimme war die eines Kindes, das in ihr und seiner ganzen Artung all das verspricht, was seine Ahnen gehalten haben, ja mehr und noch Edleres, als die Edlen getan.

Die Ziegen waren entwichen bis auf die eine und erste, mit dem schwarzen, weißscheckigen Fell, die mütterlich neben der jungen Güte verharrte.

Sidonie befragte das Kind: „Warum denn bist du hier?"

„Wegen der Ziegen, und dann fand ich die Flöte."

Sidonie schüttelte das Haupt.

John verstand. Höflich verbesserte er den Irrtum, den er begangen: „Es ist wegen der Mutter."

„Ist sie krank?"

„Noch ein wenig."

Der Knabe sprach in der Zunge seiner Heimat. Sidonie, die so viele Sprachen und ihren Sinn zu beherrschen gelernt, erwiderte ihm in der gleichen nordischen Weise, ohne zu stocken, seltsam klang es unter der südlichen Sonne zwischen den zitternden Rebenranken und dem Geruch der Ziegenherden umher. Unwillkürlich neigte Sidonie sich vor, auch das blaue Gewölbe des südlichen Himmels im Eingang zu überschauen. Eine herabhängende Rebe schlug ihr in das schöne Gesicht, schwach und doch stark genug, sie schon die leichte Zerstörung, die dieser Schlag in ihren Zügen angerichtet hatte, angstvoll empfinden zu lassen.

Sie zog Spiegel und Gerät aus ihrer kostbaren Tasche und ordnete sich das Gesicht.

John Hyacinth sah einen Augenblick zu ihr hin, dann wandte er sich gegen die Mutterziege zu seinen Füßen und sah erst wieder auf, da das kristallene Schloß von Sidoniens Tasche erklang. Eine feine Röte war wie eine wachsende Lohe in seinem Gesicht.

Als Sidonie, erleichtert von der geschwinden Herstellung, emporblickte, sah sie die Lohe eben am Rand seiner Haare vergehen. Sie schwieg, über irgend etwas bestürzt, auch John Hyacinth schwieg. Plötzlich sagte er nachdenklich: „Mary tut dieses da nicht."

„Wer ist Mary?"

„Meine Mutter. Ich sage nur Mary zu ihr, weil Vater nicht hier ist, sie ist es doch so gewohnt."

Wieder schwieg Sidonie mit dem Knaben zusammen, es war dies fast so schön wie mit dem Kinde zu reden. Dann sagte sie leise, wie zur Beruhigung für seine auf der klaren Stirn sichtbar gewordenen Grübeleien: „Deine Mutter braucht dies noch nicht, später braucht sie es auch, Hyacinth. Kannst du mich wohl verstehen, Liebling?"

Das Kind schüttelte den Kopf, dann sagte es fest: „Mary wird es niemals brauchen wie du, denn sie ist schön."

Die Reben schwankten alle zusammen, ein Bock war im Spiel mit den Ziegen von außen gegen die Laube gerannt. Und nun, da des Tieres Schatten die Rebenpforte anspringend durchschoß, kam, erzitternd gleich den Weingehängen, die Stimme des Weibes von der niederen Kufe: „Bin ich nicht schön, Hyacinth?"

Der Blick des gefragten Knaben gehorchte dem Anruf, er umfaßte das ihm entgegengehobene Gesicht, er ging darin hinauf und hinab, wie jüngst Hyacinth selber auf Kies und Rasen des Parks einhergeschritten; dann, von dem Adel seiner Rasse und der Wahrhaftigkeit seines Kinderherzens belehrt, sagte John freundlich, doch ernst: „Du mußt mich nicht fragen, ich weiß dieses noch nicht."

Sogleich hoben sich zwei erbleichende Hände und verbargen Sidoniens Bild vor dem Knaben, der verwundert sah, nicht wissend, verberge sich Lächeln oder Weinen darin und wolle nicht vor ihm hervor.

Er wartete eine Weile. Wie nun die Hände nicht sanken, weder Lachen noch Weinen sagte: bleibe da, Hyacinth, glitt er von seiner Kufe herab, ergriff die geduldige Mutterziege an ihrem gekrümmten Horn und ging langsam durch die Rebenlücke, zögernd, als müsse noch eine Frage kommen, darauf er schon in sich eine Antwort gefunden und bereit hielt, dann schneller und schneller, sich entsinnend, daß Mary nun gewiß aus ihrem Schlummer erwacht sei und seiner bedürfe.

Da nun die Wand der erhobenen Hände an einem Seufzer zusammenbrach, sah sich Sidonie allein mit dem verlassenen Sitz, jener Kufe, und der Flöte in ihrem Schoß.

In dieser Nacht ging sie so schlafen, wie sie als Mädchen, fast noch Kind, schlafen gegangen war. Kein Tropfen Essenz, nichts aus den vielfachen, duftenden Kristallbüchsen. Mit offenen Augen lag sie lange wach in der Nacht und dem winzigen Flackern ihrer seltsamen immerwährenden Lampe — wie hoffend auf ein Wunder, ein einziges Wunder. Es kam kein Wunder, es kam nur ein mühsamer, ein verworrener Schlaf, und dann nur ein stummes Entsetzen, da sie am Morgen sich im Spiegel besah.

Hernach sah Sidonie Mary Montgomery in ihrem Liegestuhl auf dem unteren Sonnenaltan: ein liebes Gesicht, ergeben in alles, was an ihm geschah. Es war nichts darin von John Hyacinth Montgomery. Aber ist nicht das Erdreich ungleich der blauen Blüte des frühen April, diesem duftenden Glockenspiel seiner Tage, und entwuchs dieses doch nur ihrem Schoße allein? Schweigend und grußlos schritt Sidonie an Mary Montgomery vorüber zum Park. Sie suchte das Kind Marys, aber sie fand es nicht dort.

* * *

Sidonie war aus den Seewellen gekommen. Auf dem künstlich gebauten Strand zwischen dem natürlichen Gefels saß sie nun da und ließ ihre feuchten Haare unter der starken und steilen Sonne in jene Ringel zurücktrocknen, die sie sich vor einigen Wochen mit Geduld und Ergebung und schmerzendem Haupt aus

den glatten Strähnen hatte gestalten lassen. Es war Zeit, daß sie dies Meisterwerk eines Haarkünstlers an sich wiederholen ließ; die Locken fielen nicht mehr so, wie sie es sich gewünscht, doch die Sonne bleichte ihr Blond.

Ohne Bewegung saß Sidonie da. Ohne Regung lag der See vor ihr, in dessen Mitte die Schatten violenfarbener Berge mit den Scheiteln zusammensanken, als klänge Glocke an Glocke zu einem unirdisch seltsamen Ton.

Um die Ufer des Sees klommen die Straßen. Manchmal, daß rasende Fahrzeuge die weißen, schwingenden Bänder dunkel, doch flüchtig befleckten; ferne und sich entfernende Sirenen ertönten, wie Laute der äußeren Zeit in den Traum eines Schläfers; kleine Motorboote streiften die Küsten ab. Wo die Schatten der Berge zusammenstießen, stand ein ruhiges, windloses Segel, groß und sonnensatt über dem durch die Entfernung fast unsichtbar gewordenen Boot.

Sidonie dachte, sie wäre gern in diesem Boot, all ihren Gedanken zu entfahren. Wohin? War doch nichts als Ufer und Ufer von ihren beiden Schultern her rund um den mächtigen See, um in einem Kreise zusammenzufließen. Es gab kein Hinaus, kein Entrinnen, es wäre denn hinab in die Tiefe oder in den stahlblauen Himmel hinan.

Kein Entrinnen, kein Entrinnen. Noch starrer wurde Sidoniens aufgerichteter Blick.

Das offene Haar dörrte duftend. Die Haut der Arme, der Schultern und der schlanken Beine nahm zu an Glätte und Ton. Eine Biene, vom Flug über das glitzernde Wasser taumelnd, fiel auf die bräunliche Inselkuppe des Knies. Dort erruhte sie summend neue Kraft, furchtlos und gläubig, dies sei das Polster eines Sonnenblumengesichts.

Sidonie wußte, das Insekt werde nicht stechen. Nur die sich gegen ihn wehren, empfangen den bitteren Stachel und des Stachels Gift, das ihn durchtränkt.

Nur die sich da wehren — wieder spürte Sidonie den anderen Stachel in sich, den grausamen Stachel, gegen den sie sich aufgelehnt; tiefer und tiefer drang er aus ihr in alles, was sie umgab, und tausendfach wieder zurück in sie selbst und versehrte Leben, Hoffen und jegliches Glück.

Zärtlich erhob sich die Biene und sang hinweg, ein goldbrauner Punkt, gegen den Himmel. Auch aus ihrem Flug fiel nun ein Stachel in Sidoniens Herz. Still und steil saß sie da und belauschte das eigene Leiden.

Mitten im See fiel jetzt das große Segel an sich zusammen, ein kleines stand auf, auch dieses sank wieder zurück. Mittag.

Alle Schwimmer waren vom Strande gegangen. Sidonie saß ganz allein, die Finger im Sande, die Sonne rann lautlos über die Frau, selbst wie Sand, Sand oder auch Zeit, und verschüttete sie völlig.

Vom Wasser scholl das Plätschern der Wellen, nah, dann entfernt, wiederum nah; nun waren sie stille geworden.

Sidonie sah gegen die beschienene Fläche, die so seicht schien und doch Tiefen verbarg.

Der Knabe John stand eben feucht vor dem See, jauchzend an der empfangenen Kühle, mit der nun die Sonne stritt, und über die Freiheit dem Element gegenüber, die er sich selber mit den vorgreifenden Armen und den schlagenden Beinen verschafft hatte.

Die von seinen Schultern abgeschüttelten Tropfen flogen gegen Sidonie hin, erweckten sie ganz. Hell und tönend rief sie hinüber: „Komm, Hyacinth."

„Ja!" Das Kind in seinem verwachsenen, einst stark blauen, nun zu schönstem Grau verblichenen Wollhöschen mit den kreuzweise haltenden Bändern über

Rücken und Brust, kam heran, triefend von Wasser und Licht, mit dem Schritt jenes göttlichen Jägers, des Knaben, der Bogen und Köcher über die Schulter und Lende geworfen trägt.

Nun saß John auf gekreuzten Füßen neben Sidonie im Sand, und die Sonne begann auch bei ihm Tropfen um Tropfen wie mit Lippen hinwegzunehmen.

„Schwimmst du oft hier hinaus, Hyacinth?"

„Immer."

„Und hast keine Angst, unterzugehen? Sieh, das Wasser ist tief, sieh dort, fast schwarz an der Tiefe."

„Es ist nicht schwarz, ich habe keine Angst. Mary hat mir erlaubt, hinauszuschwimmen so weit, wie ich kann; ich kann sehr weit. Sie sagte: es ist wundervoll blau. Sie sagt nie: es ist schwarz."

Und nach einer Weile: „Fürchtest denn du dich davor?"

John sah Sidonie aufmerksam an.

Sie antwortet ihm mit seinen eigenen Worten von einem anderen Ort: „Du mußt mich nicht fragen, ich weiß dieses nicht."

Kinder können so unerbittlich sein wie der Tod: „Ich glaube, du fürchtest dich doch."

„Warum glaubst du das, Liebling?"

„Weil deine Augen sind wie die von Leone, wenn die tiefe Dämmerung kommt. Du mußt wissen, vor der hat sie Furcht. Das tun die Hunde sonst nicht. Darum ist sie gar kein richtiger Hund mehr, Vater sagt dies zu Mary, sie ist zu sehr verwöhnt, Leone."

John betrachtete die gesenkten Lider der Frau, wie sie bebten, eine Brise warf ihr eine der Locken über die Stirn, dann sagte er fast entschuldigend: „Aber sie ist sehr kostbar, Leone, sie hat Haare beinahe wie du."

Sidonie murmelte mit geschlossenen Augen in leiser Verzweiflung: „Gefällt dir das Haar, Hyacinth?"

„Ja, es gefällt mir." Sidonie fühlte den offenen Blick von ihrem Scheitel herab bis zur Schulter gleich einer streichelnden Hand.

„Weißt du auch" (der Knabe wurde an seiner Entdeckung beredt), „daß du zweierlei Haar hast?"

„Zweierlei?" Die Brauen Sidoniens zogen sich lang, als litte sie an einem herannahenden Schmerz. Wie in Blindheit mit ihren geschlossenen Lidern hörte sie auf die sonnige Stimme neben sich.

„Ja, zweierlei, so braunes, nein, braun ist es nicht, beinahe ist es golden."

„Beinahe."

„Und dann dazwischen das weiße, hier, da und dort."

„Weißes? Weißes! O, Liebling, willst du es nicht für mich forttun aus dem goldenen? Willst du? Denn du siehst es, ich aber sehe es nicht."

Es war Sidonie, sie sei lautlos in einen Abgrund gefallen und aus hoher Weite mit dem Licht der im Tageshimmel sichtbar gewordenen Sterne fliege vom Rand des Abgrunds die Stimme John Hyacinths wie ein klingender Kiesel ihr nach, hier und dort aufschlagend, schneller und schneller, tiefer und tiefer, nun scharf und vom Fluge erglüht, hinein in ihr Herz. Hyacinth sagte: „O nein, nein, laß es doch da, denn es kommen dann andere, und dies da und jenes sind nicht mehr allein."

Sidonie saß ohne Bewegung. Hyacinth begann jetzt mit den braunen Händen einen Sandwall zu häufen, zog die Füße unter sich fort, dehnte sich wohlig, wandte sich und legte, die Hände wie müde Flossen unter die Brust geschoben, sein rundes Kinn (einst wird es scharf sein wie kühn) auf das Kissen aus reinlichem Sand.

Er schloß nun seinerseits die Augen, wie ein junger Löwe in der Wüste gelagert, dann sie jäh an einem Gedanken aufreißend, fragte er begierig gegen die lebendige Statue neben sich hin:

„Wann werden sie kommen, ich spielte gerne mit ihnen, sehr gern."

„Wer? Was soll kommen, Hyacinth?" Die Statue drehte das Haupt zu dem Knaben. „Was du doch fragst, wer!"

„Deine Kinder."

Diese Unschuld des Knaben war unbeschreiblich.

Sidonie, die Lider mit der Hand von den Augen schiebend, als wären sie Geräte aus Blei, starrte das Kind an.

„Ich habe keine Kinder, Hyacinth, wie kommst du darauf?"

„Ich sah, daß du viele Ringe trägst, an jedem Finger fast drei, und dann auch einen, wie Vater und Mary ihn haben, ganz gleiche. Dann hat man einander lieb, und dann sind da Kinder. Hättest du Kinder nicht gern?"

„Ich habe dich sehr lieb, Hyacinth." Die Lippen der Frau bebten.

„Oh", John lachte vergnügt, beinahe stolz, „und ich bin gar nicht der Beste."

„Wer dann wäre der Beste?"

Sidonie biß sich auf das Fleisch ihrer Lippen, daß sich an irgendeinem Schmerz oder dem Geschmack des salzigen Blutes ihre Stimme festigen möchte, diese zitternde Stimme: „Wer dann, wenn nicht du?"

„Horace, sagt Vater. Er sieht Mary gleich. Er ist ein wenig lahm, das macht ihn noch freundlicher, und klug ist er auch."

„Wo ist Horace?"

„Daheim (Hyacinth gab genaue Auskunft) bei seinen Büchern und Claudia, die ist ein Jahr zwischen Horace und mir, dann sind Lavinia und Achill, ja, und Cato und dann Baby."

„Baby?" Sidonie mühte sich an dem fremden, mütterlichsten Wort dem Knaben zuliebe.

„Baby Alexander, davon ward Mary so krank."

Ueber das braune Knabengesicht ging der Schatten männlichen Mitleides, das so selten ist im Antlitz des Starken, der da Herr heißt: „Aber hier ist sie besser geworden, viel besser, und dann wird Vater kommen und holt Mary und mich ab."

Und so, als habe er schon zuviel von seiner Person und dem Ihrigen geredet, fragte er schnell: „Und wann wirst du geholt?"

„Ich gehe, wann ich es will, Hyacinth."

Zum erstenmal war Sidoniens Antwort scharf, ja verweisend.

„Also bist du nicht krank?"

Aus Johns Augen wich die Spur Mitleid, und statt ihrer erschien ein Blick von Tadel; der sagte stumm: warum, ja warum bist du dann hier?

Sidonie würgte an einer Antwort unter dem Blick, der sie traf. Es war, als müsse sie dem halbnackten Kinde gegenüber wahrhaft sein, wahrhaftiger als jemals gegen sich selbst.

„Es ist, sei geduldig, es ist nur, verstehst du — du sagtest von Leone, sie ist bang vor der Dämmerung, sehr bang, ich bin auch bang, ja, ich fürchte mich mehr als Leone. Ich fürchte die Furcht, und ich bin davor unterwegs, schau (Sidonie wies auf den mittäglichen See), wie er hell ist, noch hell, dann kommt der Abend und alles wird grau, es wird Herbst, es ist alles vorüber, ich werde sein (sie deutete mit dem Finger gegen ein Weib, das eben den Strand entlang zog, nach weggeworfenen Papierresten zu fahnden, die es dann aufspießte mit einem langen stachelbewehrten Stab) wie die, jene — siehe an, wie sie alt ist, siehe es recht an, und häßlich."

Sidonie sah tödlich erschreckt, wie zum Kind geworden, zu dem Knaben Montgomery, als sei er um vieles gealtert und er ihr einziger Rat: „Dämmerung ist schlimmer als Nacht, und auch du wirst dann nicht mehr kommen." Sidonie schwieg erschöpft, dann sagte sie: „O Liebling, du mußt jetzt nicht weinen."

„Ich weine ja nicht."

John fuhr rasch empor und wandte sich ab gegen das Ufer. Er hob kleine Steine auf, einen, den er lang suchte, dann viele mit Schnelligkeit, und warf sie der Reihe nach in den See.

Sidonie, noch fort und fort an ihrem Bekenntnis bebend, sah seinen Rücken, das Spiel der Schulterblätter unter der sich spannenden oder rastenden Haut, dieser goldbraun getönten. Sie sah es an, sie klammerte sich mit Blicken an diese unbewußten Regungen, saß, wartete und sah wachsam, als müßten nun gleich aus dem Spiel der Schultern die bisher verborgenen Flügel hervorbrechen und aufschwingend sie mitreißen, fort, weit, hoch und hinweg von ihrem armen, kleinlichen Selbst.

John wandte sich um: „Warum weinst du?"

Sie wollte antworten, wie das Kind ihr geantwortet: ich weine ja nicht, aber große Tränen rannen unaufhörlich aus ihren Augen, brannten an ihrem Kinn, fielen auf ihre verschlungenen Hände und zwischen die Hände und die Knie darunter auf den Schatten, ihren eigenen Schatten, und der sog sie auf wie ein Sand — nichts als Sand. Und sie ließ es geschehen wie gelähmt vom Nachhall all dessen, was sie gesagt, endlich sich selbst gesagt und bekannt hatte in diesem Kinde. Nur ihre Lippen zuckten unaufhörlich, wiewohl sie nun schwiegen, als falle das Gesprochene wie eine unsichtbare Rute darauf zurück.

John blickte hilflos zu dem Weibe herab, dann, gegen die Hügel über der Stadt hinansehend, wo das weiße Haus wie ein ferner Spiegel die Sonne empfing, fragte er ernst, ja besorgt: „Hast du Schmerzen?"

Sidonie nickte. Es bedeutete: ja, ich habe, oh ja, ich habe, mein Kind.

„Mary hat auch Schmerzen gehabt, ich weiß es."

Das Kind blickte wie vergleichend empor zu dem weißen, fernen Gebäude (dort liegt Mary geduldig in ihrem Stuhl) und herab zu der Frau vor sich im Sand, die selbst war, immer mehr, wie der Sand, zerrinnend in der hohen Sonne über dem See, darin das Segel wieder aufstand und jetzt davonzog.

„Mary hat auch Schmerzen gehabt", sagte das Kind, machtlos in seinen Erinnerungen suchend wie in einem Korbe zerbrochenen Spielzeugs, das sein kleines Herz doch so liebt. „Sie hat dann gesagt: komm, John (das ist Vater), komm, daß ich dich liebe. Sie hat auch gesagt: komm, Horace, komm Baby. Sie hat hier oben auch zu mir gesagt: John, Liebling, komm zu mir. Ja, John, Liebling, hat sie gesagt, wie du, anders als du es sagst."

(Weil sie sagte: komm, daß ich dich liebe, nicht: komm, liebe mich, liebe mich).

„Ja", Hyacinth seufzte beklommen — ihm war selbst nicht klar, was und wozu er dies alles sagte, diese weinende Frau sah so angstvoll nach seinem Munde. — „Meinst du nicht, daß dir das helfen kann, wenn dir weh tut, warum du jetzt weinst?"

Die Frau preßte die Hände zusammen wie um ein unschaubares Glas, fest und fester, als solle dies unschaubare Gefäß daran zerspringen. Und es zersprang.

„John Hyacinth! John Hyacinth Montgomery!" der greise Leiter des weißen Hauses hoch über der Stadt kam die Stufentreppe, die von den Hängen zum See fiel, mit geruhigen, doch leichten Schritten herab. „John Hyacinth, Ihr Vater ist eben gekommen, er hat nach Ihnen gesucht, alle suchen wir Sie."

„Ich komme!"

Wie ein von hellen Händen geworfener Strauß aus blassem Blau mit goldenen Blumen und Bienen flog das Kind gegen die hölzernen Badehütten, und die mittlere nahm es auf. Ihre Türe verbarg es, Lile summte in dem kleinen Zellenbau: Der Vater ist da!

Sidonie zog den Bademantel vom Sand um sich hoch. Gestaltlos saß sie darin, eine Muschel. Nicht in jeder Muschel wird eine Perle reif, in diese drang ihr Beginn.

Der Geheimrat trat näher. Er erkannte jetzt die Gräfin, er sah ihr Gesicht von der Seite, seltsam scharf, wie dunkel geätzt auf dem Hintergrund des fernen Berges, den sie den Berg des Heilandes nennen, dessen Gipfel ihr Scheitel in einem sichelhaften Rund überschnitt. „Sie sind nicht wohl, Gräfin?"

„Doch, ich bin wohl. Der See ist so schön, die Sonne, dieses Violenblau des Gebirgs."

Sie blickte dem Segel nach, das schwebend dahinzog, dann sagte sie ruhig: „Es wird Herbst, Herr Geheimrat."

„Noch nicht, Gräfin, aber bald." Und da er keine Entgegnung erhielt, sagte er begütigend als der Arzt, der er war: „Es ist die Natur, wer dürfte ihr wehren? Vielleicht er, der sie erschaffen, nicht wir."

Er sah die Gräfin besorgt an. Ohne Widerspruch, wie der See Sonne und Nacht, nahm das Gesicht Sidoniens an, was er gesagt.

John kam, der Greis ging mit dem Kind an seiner linken Seite hinauf, Stufe um Stufe. Das junge Knabenhaupt über dem sonnengelben Kittel wandte sich nicht mehr zurück gegen den Strand.

Auch die Frau dort sah dem Kinde nicht nach. Ihren geschlossenen Augen war es, als stände es noch immer auf seiner alten Stelle am Ufer, abgewandt ihrem Weinen, aber nun wirklich geflügelt, bereit, sie hinwegzunehmen von einem in tosenden Wellen zusammengesunkenen, einem künstlichen Strand. —

John sagte nicht mehr Mary, er sagte jetzt Mutter, der Vater war da und besorgte das besser als er. Hyacinth schritt derweil neben Sidonie im Park. Er aß Trauben aus seiner linken Hand, die kaum alle die Beeren umspannen konnte. Sie waren reif geworden auf ihren Hängen, die samtblauen Beeren, die eidechsengrünen. Der Knabe aß, wie er zu Sidonie sagte, jetzt gewiß nie mehr etwas anderes als diese köstliche Frucht. Man sah es ordentlich, wie ihr reiner Saft all seine Glieder durchfloß, ja, als dunkle die Tiefe der blauen Beeren die Fülle seines sehr zarten Haars.

Igelkapseln der Kastanien lagen allenthalben im Laub, die herausgeborstenen blanken Früchte dabei. Eicheln klopften hier und dort auf den Rasen, als klänge fern, sehr fern ein Schuß auf ein Wild, dessen Schonzeit vergangen.

Beide kamen sie jetzt auf dem Friedhof der Tiere und der Erinnerungen an. Ueberall prangten Blumen zwischen der Wehmut des gefallenen Laubes, der blaue Himmel blickte sanft durch gelichtete Wipfel herein.

Unter diesem armen Stein
Schlief ein kleines Eichhorn ein.
Durch den Schlaf auf dieser Wiese
Springt es hin . . .

Hyacinth, die Trauben bedachtsam haltend, las die Inschrift, versuchte sie in seine Sprache zu übertragen, und Sidonie half ihm dabei.

Vom Nest fiel dreifach Leben ,
Ein andres nahm es auf.
Wir wollten singend schweben . . .

Hyacinth erkannte die Melodie dieser Worte, er hob an, sie zu singen und sang daran fort, während er niedergekauert in dem Grabhügel des Hasen eine Traubenbeere und den Glanz einer Kastanie verbarg.

„Wozu, Liebling?" Sidonie sah seine Beschäftigung an; daß Kinder so gerne begraben!

„Oh, nun kann ein Kastanienbaum werden, und eine Rebe dabei", sagte John Hyacinth ernstlich zufrieden, und, da Nachdenklichkeit seine Stirn nach ihrer Art zu furchen begann: „was wird wohl das Nächste sein, das man begräbt?"

„Du sollst es bestimmen."

„Ich? Ist denn etwas gestorben?" der zweifelnde Mund fragte, während sie beide, von Sidoniens Willen gelenkt, zum Hause bogen; „etwas gestorben, im Garten oder im Haus?"

„Ja, Hyacinth."

„Oh, ich wußte es nicht."

„Wie solltest du es wissen, Liebling, sieh, wir wollen nur irgend etwas begraben, etwas Hübsches von meinem Gerät — es soll nur ein Zeichen sein, Zeichen sieht man, doch man versteht sie oft nicht."

Das Kind nickte. Sie kamen die Treppe hinauf in das Zimmer Sidoniens. „Komm herein."

„Darf ich?" Hyacinth trat in den Raum dieser Frau. Sie begann Schränke und Laden zu öffnen auf der Suche nach dem Zeichen eines verborgenen Geschehns, sie suchte ernsthaft, es durfte nichts Wertloses sein.

„Ach", sagte John vom Spiegeltisch herüber, „brennst du Lichter am Tag!" Er stand dicht an dem Tisch vor dem venezianischen Glase und sah verhaltenen Odems auf das schöne, von teurem Oel reinlich gespeiste Licht über dem runden Mund der Lampe; „brennst du es immer? Warum brennst du es?"

Sidonie gab keine Antwort, sie hatte eben einen elfenbeinernen Kasten gefunden, öffnete ihn, streifte ihren schönsten Ring vom Finger in seinen weißen Schoß und trat damit vor den Knaben. Dachte sie an den Ring des Polykrates, dachte sie daran? War sie nicht ruhig, ja, fast glücklich geworden an diesem Knaben? Sie wollte es bleiben, sie mußte es bleiben.

„Komm, und dies graben wir ein."

Der Knabe sah noch immer gegen das Licht, das Kristallglas des Spiegels zeigte ihn in seiner Betrachtung über der Flamme, zeigte seine geneigte Stirn im Widerschein der brennenden Lampe und seine sich sinnend bewegenden Lippen: „warum brennst du das Licht?"

Sidonie schwieg. Sie überhörte zum zweitenmal seine Frage. Sie konnte dem Knaben die Legende dieses Lämpchens nicht sagen, dieser Lampe, die ein an ihr erglühender Mann, nicht ihr Mann, ach, nicht er, für sie erworben, weit drunten in der römischen Landschaft, darin die heidnischen Götter noch in manchen Gestalten erscheinen. Diese Lampe, kostbar durch ihr kaum zu errechnendes Alter, durch die Arbeit der silbernen Friese vom Schnabel zum Henkel und wieder zum Schnabel empor, aus der pompejanischen Luft hingeraten in die christlichen Gräber unter der Erde und heraufgebracht vor Sidonie mit dem ungeheuerlichen Verlangen: „Zünde es an, Sidonie, wie du mich entzündet, laß es brennen, Sidonie, wie ich brenne, sieh, schon flammt es, siehe, ich brannte es an, für deine Jugend, für deine Schönheit, immer hat es für die Götter geleuchtet, und so leuchte es fort, vor dem Spiegel, deinem süßen Altar. Schöne, schöne, junge, ewigliche Sidonie."

Hyacinth sah unbeweglich in das erzitternde Licht, als höre er einen Gesang.

„Komm, Hyacinth, dieses nun wollen wir jetzt begraben." Sidonie schwenkte das Kästchen, klappernd schlug der Ring an Boden und Wand.

„Aber das da war doch immerdar tot" — Hyacinths nahe Stimme klang sehr, sehr entfernt — „Gold kann nicht sterben, und der Diamant da erst recht nicht, wir wollen dies da nehmen, dies da, nur dies."

Todeskälte ergriff Sidonie, das Kind hatte sich gegen die brennende Lampe, das schöne Symbol, gewendet. Sidonie reckte die Hände aus: „Nicht doch, oh nicht", aber schon hauchte Hyacinth sanft gegen die Flamme (schöne, schöne, junge, ewigliche Sidonie), sanft, dann, da das Licht nur erschrak, heftig. Und die Lampe erlosch.

Ohne Bewegung ließ es die Frau geschehn, daß der Knabe den ihr entfallenen Kasten hob, den Ring entnahm, ihn an den reglosen Finger, dem er gehörte, zurückdrehte, lächelnd, als spiele er Hochzeit, und nun an seine Statt die noch warme, bläulich verschwelende Lampe dem elfenbeinernen Schrein zur Obhut gab.

Der Deckel fiel über den Sarg. Sidoniens letzte Lüge war fort aus der Kammer. Der Spiegel wies das Bild des Kindes mit dem elfenbeinernen Kasten und das Angesicht einer schneeblassen Frau.

Danach gingen sie, gruben ein Grab und setzten den seltsamen Verstorbenen bei, ohne Gesang noch anderes Geleit als das ihre. Nur ein namenloser Vogel schrie aus dem höchsten Wipfel herab.

Da Hyacinth das heiße Gesicht von dem wachsenden Hügel erhob, sagte er fragend: „Was aber schreiben wir morgen auf einen Stein für dein Grab?"

„Ich weiß es heute nicht, Kind. Komm, laß mich dich zwischen diese leeren Hände nehmen, morgen bin ich schon fort." —

Die Gräfin ist abgereist. Die anderen Gäste bleiben noch eine Weile, John Hyacinth Montgomery füttert seine Ziegen, ißt seine Trauben und steht manchmal allein vor dem Grab eines Spiels. Irgend etwas verschließt ihm den Mund, daß er niemandem sagen kann, welchen Toten dieser neue Hügel deckt.

Dann sind alle weggefahren. Nur der Geheimrat hütet das einsam gewordene Haus.

* * *

Es ist sehr weit von dem weißen Gebäude zu einem grauen Gebäude, dem Schloß. Die Gräfin Sidonie sitzt in ihrem hochlehnigen Sessel ihrem Gatten gegenüber vor dem Kamin. Sie sieht den Grafen an, wie er sitzt und liest und doch ihre ihm so wundersam gewordene Gegenwart kostet. Da er eine Seite wendet, fragt sie sanft: „Arthur?" und wie er freundlich aufschaut: „Da du so klug bist, willst du mir nicht sagen, was heißt in der Sprache jener Alten, die an den Hirtengott glaubten und an den Knaben mit Köcher und Pfeil und den (Sidonie lächelt), der den Mohn senkt als der Schlaf und die Fackel als der Tod am Ende des Lebens: Torheit durch Liebe erlegt?"

Der Graf sinnt nach, dann, den Stift neben sich, und ein Papier heranziehend, setzt er Worte mit dem einen auf das andere, streicht aus, bewegt suchend Augen und Lippen, schreibt abermals und reicht das kleine Papier freundlich der ruhig Alternden hin: Moria mortu' amore ...

„Habe Dank, Arthur."

Und also steht es auf einem kleinen marmelnen Stein, den der Geheimrat in dem weißen Haus über den Hängen aus einem Kistchen hebt, zugleich einem Brief. Der Greis liest das Schreiben, dessen ruhige, gleichmäßig feine und in sich klar gewordene Schrift ihn erfreut. Dann, ein kluges Lächeln auf den, dem vergänglichen Tod zuwelkenden Lippen, trägt er den zarten Marmor behutsam durch

sein Gebiet auf den Friedhof der Kreatur, setzt ihn dort auf einen kleinen, leise versinkenden Hügel, Marmor auf Erde (Erde über der Flamme) und tut so nach dem Wunsche Sidoniens, der Gräfin von A.

Moria mortu' amore — deutlich sind die Worte in den rötlichen Marmel gegraben, aber nicht tief, so daß Regen und Sonne sie nach nicht zu langer Zeit gnädig verlöschen.

J. v. Üxküll

Die Entplanung der Welt

Magische, mechanische und dämonische Weltanschauung

Es gibt zwei Quellen, aus denen die Weltanschauungen der Menschen geschöpft werden und die, solange sie sprudeln, immer wieder in allen empfänglichen Gemütern einen Widerhall wecken werden, denn beide vermitteln uns den unverfälschten Anblick der Natur. Es sind dies der Sternhimmel und der Urwald. Dem Stadtbewohner liegen beide fern, denn die Sterne treten hinter den Straßenlampen zurück — und den Urwald, wo finden wir ihn im zivilisierten Deutschland?

Von der Magie des Himmels zur Entplanung der Welt

Einen wertvollen Ersatz für den Sternhimmel bietet dem Großstädter das Planetarium. Ja mehr als das — im Planetarium können wir das Wandeln der Sterne in einer halben Stunde verfolgen, zu dem sie in Wahrheit Jahrhunderte brauchen. Nichts ist eindrucksvoller als der Anblick der hohen Kuppel, an der die lichten Sternbilder entlang ziehen. Wie ein riesiges Zifferblatt dünkt uns der unwandelbare Fixsternhimmel, an dem die Planeten wie flinke Zeiger entlanggleiten.

Diesen Eindruck hat der Sternhimmel jahrhundertelang der Menschheit geboten, seitdem die Babylonier die Sternkunde schufen. Aus dem Stande der Planetenzeiger lehrten die Babylonier das Schicksal der Menschen ablesen, denn jenseits der Himmelsdecke saßen die Götter, die im Wandeln der Sterne ihren Willen offenbarten. Die magisch-zauberhafte Bindung der Menschenwege an die Sternenwege entspricht so sehr dem Bedürfnis der Menschen, daß auch noch heute die Astrologie eine Menge Anhänger besitzt, obgleich dieser Lehre die Grundlagen längst entzogen sind.

Die großen Gelehrten des alten Griechenlands hatten sich bereits von der Astrologie abgewandt und begnügten sich damit, Himmelskunde, ohne jede Nebenabsicht, das heißt Astronomie, zu treiben. Aber solange die Himmelskuppel die feste Scheidewand zwischen dem irdischen Reich der Menschen und dem überirdischen Reich der Götter bildete, mußte die Flammenschrift der Sterne, die den Erdbewohnern Kunde gab vom Reich des Ewig-Unsichtbaren, ihre hohe Bedeutung behalten.

Mit dem Auftreten des Christentums hatten sich im überirdischen Reich große Wandlungen vollzogen. Die vielgestaltige Götterwelt hatte dem allein in einsamer Höhe thronenden Christengott weichen müssen. Sein Wille herrschte unumschränkt. Die Stern-

götter verschwanden, und wenn auch die Planeten weiter Götternamen trugen — Mars, Venus, Jupiter —, so waren das nur Erinnerungen an vergangene Zeiten. Das galt besonders für die Sonne.

Noch Euripides beginnt seine gewaltige Oedipustragödie mit der Anrufung des Sonnengottes:

Oh der du durch die Sternenschar deine Bahn,
Auf goldbeschlagenem Wagen stehend, ziehst
Und durch der Rosse schnellen Lauf aufflammen läßt
Der Räder Kreis. Oh Helios.

Der Sonnengott schwand, und die Sonne wurde wie alle Gestirne zum bloßen Werkzeug Gottes, das seinen Willen kündete. *Sie waren alle entseelt.*

So lange das eherne Himmelsgewölbe den Gottesthron trug, erhielt sich noch die magische Bindung zwischen Sternenbahnen und Menschenschicksal. An die Sterne wandte sich die gequälte Menschheit, um den Willen Gottes zu erforschen.

Wie tief noch im Mittelalter die Sternenkunde mit dem Menschenschicksal verwoben war, dafür gibt es ein sehr schlagendes Beispiel. Ein Jahr nach Luthers Geburtstag ereignete sich der äußerst seltene Fall, daß fünf Planetenzeiger der Himmelsuhr nahe aneinanderrückten und gemeinsam eine Schicksalsstunde der Menschheit verkündeten. Umsonst erklärte die Mutter Luthers, daß ihr Sohn ein Jahr früher geboren sei. Man glaubte ihr nicht, und dieser Hinweis des Himmels auf die Geburt eines Heroen trug nicht unwesentlich zur Verbreitung von Luthers Lehre bei.

Bald darauf geriet das ganze Himmelsgewölbe ins Wanken. Kopernikus entfernte die Erde aus dem Mittelpunkt der Welt und setzte an ihren Platz die Sonne. Um diese kreisten jetzt die Planeten, nicht mehr auf gewundenen, oft rätselvoll rückläufigen Bahnen, sondern in einfachen mathematisch erreichbaren Kreisen. Noch hielt sich der Fixsternhimmel als Schale des riesigen Weltenels. Giordano Bruno zerschlug sie. Er riß damit den Vorhang zwischen dem Irdisch-Sichtbaren und dem Ueberirdisch-Unsichtbaren bei Seite — und vernichtete damit das Gottesreich. Alles war sichtbar geworden. Es gab keinen Himmel mehr, in dem Gott von Engeln umgeben thronte.

Wo war Gott? Man sah ihn zwar nicht, aber man spürte doch sein Walten in der großartigen Ordnung, in der die nun zu selbständigen Weltkörpern gewordenen im unendlichen Raum um einander einen ewigen Reigen schlangen. Giordano Bruno selbst war der Ueberzeugung, er habe der Menschheit einen weit erhabeneren Ausblick verschafft, als ihn je die Kirche gelehrt. Alles bis ins Einzelne schien nach Gottes Willen geregelt.

Dann kam Newton und zeigte, daß der Mond sich nur deshalb dauernd in der gleichen Entfernung von der Erde bewegt, weil seine Fliehkraft und seine Schwerkraft sich die Wage halten.

Nun tauchte immer greifbarer der Gedanke auf, daß nicht Gott, sondern die Weltkörper selbst ihre Bahnen bestimmen, nach festen mechanischen Gesetzen.

Als Napoleon die Pariser Sternwarte besuchte und sich von Laplace in die Wunderwelt des Sternenhimmels einführen ließ, fragte er den berühmten Astronomen: „Vom göttlichen Plan, der diese wunderbare Ordnung geschaffen sagen Sie nichts?" Da antwortete der Astronom: „Sire, wir glauben ohne diese Hypothese auskommen zu können."

Damit sprach er die allgemeine Ueberzeugung der Gelehrten aus. Die Sternenwelt war damit nicht blos *entseelt*, sondern auch *entplant* worden. Statt eines *Planwerkes* sollen wir in ihr nur noch ein *Stückwerk* sehen, das durch ein zufällig erworbenes Gleichgewicht seiner Teile zusammengehalten wird und jederzeit wieder auseinanderfallen kann. Seitdem hat die Sorge, ob die Sonne sich dauernd als

unser Licht und Wärmespender erhalten wird, die Menschheit nicht mehr verlassen. Große Gefahren für die Weltordnung birgt der zweite Wärmesatz, der besagt, daß alle nicht umkehrbaren Prozesse in der Welt mit Wärmeverlust arbeiten — und daß der Welt ein Wärmetod bevorsteht, wenn es kein Wärmegefälle mehr gibt.

Schuld an dieser unvermeidbaren Gefahr ist wie Ostwald lehrt, der Umstand, daß die Zeit nicht rückwärts laufen kann — könnte sie dieses, so würde der Wärmeverlust wieder wettgemacht werden können. Aber auch das menschliche Leben, schreibt Ostwald, würde tiefgreifende Aenderungen erfahren, wenn wir die Zeit zur Umkehr bewegen könnten.

„Wir könnten uns beispielsweise gegenseitig zum Vergnügen die Köpfe abschneiden oder einschlagen, und wenn irgendeiner von uns daran Anstoß nähme und diesen Zustand als nicht wünschenswert ansähe, so brauchte man ja nur die Geschehnisse umzukehren und alles würde wieder in seinen früheren Zustand gelangen, als wär nichts Böses geschehen." Ja er geht so weit, zu behaupten: „Wir würden uns ruhig von der Tram auf der Straße überfahren lassen, weil wir die ganzen Erscheinungen, die zur Zertrümmerung unserer Glieder geführt haben, umkehren und hernach heil und gesund unseren Weg fortsetzen könnten."

Es wäre unter diesen Umständen durchaus nicht unmoralisch, einem Mitmenschen den Kopf abzuschlagen oder ihn unter die Tram zu werfen. Daraus folgert Ostwald, daß unsere Ethik eng mit dem zweiten Wärmesatz zusammenhängt, was ihn veranlaßt einen neuen Grundsatz der Ethik aufzustellen: „Vergeude keine Energie — verwerte sie."

Aus diesen Ausführungen Ostwalds ersieht man, wie schnell sich die mechanische Weltanschauung totgelaufen hat. Ist man der Ueberzeugung, daß es keinen Weltenplan gibt und daß allein Chemie, Physik und Mathematik die Welt beherrschen — so hat auch die Moral keine Daseinsberechtigung mehr und läßt sich auch durch keinen noch so dummen Witz wiederherstellen.

Die Vernichtung der Urwald-Magie

Schwieriger gestaltet sich die Entplanung der Welt, wenn man nicht von den Gestirnen, sondern vom Urwald ausgeht. Der Urwald, den noch keine menschliche Axt ins Herz getroffen, bietet nicht das Bild erhabener Ruhe wie der Sternhimmel, sondern das eines rastlosen Entstehens und Vergehens — aus jedem gestürzten Baumstamm sprießt und sproßt neues Leben.

Was wir in unseren Wäldern erleben, wenn über moosbewachsenen Steinen die Eiche ihre knorrigen Aeste streckt und im licht durchbrochenen Schatten ihrer Blätter die Kreuzspinne den Rahmen ihres schimmernden Netzes raumsicher zwischen trockenen Aesten und hohen Doldenblumen spannt — das ist nur noch Idylle in einem poesievollen Waldeszauber.

Aber in den gewaltigen Urwäldern Nordschwedens ereignet es sich noch heute, daß Holzfäller, die einsam wochenlang unter den uralten Bäumen hausen — plötzlich schreiend in die menschlichen Ansiedlungen flüchten: der Wald sei lebendig geworden, und die Bäume wollten sich an dem Frevler rächen.

Dies bringt die noch heute übliche Ernteklage der Araber von Moab unserem Verständnis näher, die L. Ziegler folgendermaßen schildert: „Bei diesem Stamm pflegt der Besitzer des Ackers, sobald der Abschluß der Erntearbeiten dicht bevorsteht, eine Handvoll zur Garbe gebundenen Weizen in einer Aushöhlung des Bodens gleichsam beizusetzen, wobei der Scheich die beziehungsreichen Worte spricht: „Der alte Mann ist tot." Was vollzieht sich? Die Schnitter haben das Korn geerntet, in einer ganz bestimmten Vorstellung, mit dieser Handlung ein lebendiges Wesen, in allen Zügen ihnen selber ähnlich,

getötet zu haben. Das Korn war bei der Aussaat jung. Unter dem Beistand fördernder Gewalten ist es herangereift und ausgediehen. Nun kommt der Mensch und sichelt es bis auf die Stoppeln ab, um Mehl daraus zu machen und Brot zu backen — ziemt hier nicht Klage und Trauer, wie sie jeder Sterbefall beansprucht? Ja, ziemt beides nicht desto nachdrücklicher, als der Tod des Kornes unleugbar ja vom Schnitter selbst verursacht wird? Gewiß kann der Mensch, der sein Dasein fristen will, nicht gut umhin, fortlaufend Lebendiges umzubringen und sich als Nahrung einzuverleiben; dies Verfahren ist von der eisernen Not geboten, und kein Verbot des Tötens wird jemals dagegen aufkommen. Dennoch bleibt es dem abgestumpften Gefühle ein Vorwurf, der grundsätzlich eine Art Verzeihung, Sühne, Nachlaß heischt. Nichts da von einem selbstverständlichen und allgültigen Rechte des Menschen auf Ausbeutung der Erde und ihrer Fruchtbarkeit, wie sich's der Europäer als natürlich zuspricht! Sind wir Menschen durch die Not gehalten, lebendige Wesen wie das Korn umzubringen und so vom Tisch des Lebens einfach nur zu nehmen, nun, dann sind wir folgerichtig durch die Sitte gehalten, diese Not zu betrauern und das Lebendige zu beklagen, das wir dem Zweck unseres Fortbestandes opfern. Derart fließt die rituelle Ernteklage zwanglos aus der allgemeinen Gesinnung einer Menschheit, die sich allem Lebendigen noch innig verwandt und verschwistert weiß. Die Ernteklage ist zunächst nur eine Totenklage, allerdings doch schon versetzt mit einer lebhaft zur Schau getragenen Regung von Zerknirschung, ja von Reue, weil der Tod des Kornes vom Schnitter gewaltsam herbeigeführt worden ist."

Es spielt hierbei auch die Angst vor Vergeltung mit, die in den merkwürdigen Sitten der Neger um den Kilimandscharo deutlich zum Vorschein kommt. Wenn eine Kuh der Schlachtung zugeführt werden soll, so wird diese niemals vom Besitzer der Kuh ausgeführt, sondern vom Nachbar, während der Besitzer sich auf Reisen befindet. Kehrt der Besitzer zurück und findet die Kuh geschlachtet, so bricht er in ein Jammergeheul aus und sucht den Geist der Kuh zu versöhnen, indem er immer wieder versichert, er sei unschuldig an ihrem Tode, der böse Nachbar habe sie aus Tücke erschlagen.

Jede Handlung der in der magischen Welt lebenden Menschen ist tief verwoben mit dem Zauber der Natur. Selbst die Herstellung der eigenen Gebrauchsgegenstände findet unter Zuhilfenahme der Naturgeister statt.

Professor Nievenhuis, der 11 Jahre allein unter den Wilden im Inneren Borneos gelebt hat, zeigte mir ein Schwert, das ihm eine befreundete alte Zauberin verehrt hatte. Vor dem Besitzwechsel hatte die Zauberin die ganze Nacht vor dem Schwert auf den Knien gelegen und den Geist des Schwertes angefleht, dem neuen Herren wohlgesinnt zu sein. Auch im kultivierten Europa haben wir noch heutzutage Gelegenheit, eine magische Beschwörung in ganz großer Aufmachung mitzuerleben. Wer das Glück hat, den Frühling in Neapel zu genießen, versäume es nicht, am Nachmittag des ersten Sonntags im Mai, den Dom zu besuchen, um das Wunder des hl. Januarius mit eigenen Augen zu sehen.

Die Feier beginnt mit einer Prozession von fünfzig silbernen Heiligen, deren lebensgroße Halbfiguren von frommen Laien in den Dom getragen werden, um im Halbkreis im Chor der Kirche ihre Aufstellung zu nehmen. Dann folgt unter einem purpurnen Baldachin der Erzbischof von Neapel im vollen Ornat und trägt mit beiden Händen eine hohle Glaskugel, die das Blut des Heiligen birgt. Das Blut bedeckt als bräunliche Kruste den Boden der Kugel.

Kniend trägt der Erzbischof die Kugel die Stufen zum Altar hinan und stellt sie, allen Augen sichtbar, auf den Altar.

Nun beginnt die Anrufung des Heiligen. Anfangs ist das Publikum, das die Kirche füllt, recht gleichgültig und unruhig. Aber wenn Stunde um Stunde verrinnt, ohne daß das Blut sich ändert, beginnt eine eigenartige Spannung sich der Gläubigen zu bemäch-

tigen. Der Ruf der Priester hinter dem Altar: „Heiliger Januarius, hilf uns", setzt sich immer weiter durch die Kirche fort. Dazwischen ertönen kreischende Weiberstimmen, die den Heiligen beschimpfen: „Lump, tu deine Pflicht". Das sind die Verwandten des hl. Januarius, die von Almosen der Kirche leben und familiär mit ihm reden dürfen. Wenn die Sonne sinkt und die Abendschatten sich über die Kirche breiten, steigt die Aufregung aller Teilnehmer bis zum Siedepunkt, denn wenn das Wunder ausbleibt, ist die Stadt verloren.

Da plötzlich hebt der Erzbischof das heilige Gefäß empor — das trockene Blut ist flüssig geworden und beginnt zu sieden. Ein allgemeiner Jubelschrei erschallt, das Wunder ist geschehen — Neapel ist gerettet.

Durchsichtig ist der Schleier, den die kirchliche Zeremonie über das magische Geschehen gebreitet hat. Der Heilige Januarius ist der Berggeist des feuerspeienden Vesuvs, der immer die Stadt bedroht durch sein Blut, die Lava. Nur durch den Blutzauber kann der Berggeist beschworen werden, die Stadt zu verschonen.

Im alten Hellas waren Bäume, Quellen und Steine beseelt. Erst die Herrschaft des Christengottes machte der Naturbeseelung ein Ende, was Schiller in schönen Versen zum Ausdruck bringt:

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas starb in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordens winterlichen Wehn,
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.

Die Entseelung der Lebewesen war vollzogen, als der allwaltende Schöpfer sie zu seinen Geschöpfen gemacht hatte. Nur dem Menschen hatte er seinen Odem eingehaucht, die Tiere und Pflanzen aber waren nur geschaffen, um dem Menschen dienstbar zu sein. Wie der Mensch seinen Werkzeugen einen Bauplan verleiht, der sie zu ihrem Werk befähigt, so hatte Gott seinen Geschöpfen einen Bauplan verliehen, der sich in ihrer Organisation aussprach und sie befähigte, eine Zeitlang sich im Lebenskampf durchzusetzen, sich zu paaren und sich fortzupflanzen. Der Haushalt der Natur war eine von Gott eingesetzte Ordnung; sie erhielt das Gleichgewicht in der Wechselwirkung der Lebewesen untereinander.

Nachdem Gott von den Astronomen endgültig aus dem Himmel vertrieben war und auch als Weltschöpfer abdanken mußte, ging eine tiefgreifende Wandlung in den Lebewesen vor sich. Sie verloren ihren Bauplan. Durch Darwin und besonders durch Haeckel wurde die Entplanung der Lebewesen vollzogen.

In der nun zur Herrschaft gelangten mechanischen Weltanschauungslehre sprach man von einer Maschinentheorie des Lebens. Diese Bezeichnung ist durchaus irreführend. Alle unsere Maschinen und Gebrauchsgegenstände besitzen einen Bauplan, der die Ordnung ihrer Teile beherrscht. Es ist keine Rede davon, daß sie durch ein zufällig auftretendes Gleichgewicht der Kräfte entstehen könnten. Wenn sie Schaden erleiden, muß der menschliche Baumeister sie ihrem Plan entsprechend wieder instand setzen, um ihre Leistung vollbringen zu können. Sie sind samt und sonders Planwerke. Wo sollten aber die von

Gott bereits entseelten Lebewesen ihren Plan hernehmen, wenn er ihnen nicht von Gott eingepflanzt war? Sie waren nach der neuen Lehre nur durch Zufall entstandene Mechanismen, d. h. bloße Stückwerke, deren Teile sich gegenseitig im Gleichgewicht halten, bis sie im Tode wieder auseinander fallen.

Nur aus Bequemlichkeit, die ihnen die Analogie mit den menschlichen Maschinen bot, sprachen die Mechanisten von einem Bauplan der Tiere, waren aber eifrig darauf bedacht, ihn mit allerhand planlosem Beiwerk zu belasten, die man rudimentäre Organe nannte und die beweisen sollten, daß die Lebewesen keine Erzeugnisse eines Planes sind.

Auch bei unseren Gebrauchsgegenständen treffen wir auf zahlreiche Eigentümlichkeiten, die nichts mit der Leistung des Gegenstandes zu tun haben, wie die Fugen an unseren Tischen, Stühlen und Schränken. Dies sind Entstehungszeichen, die auf technische Notwendigkeiten bei der Herstellung dieser Gegenstände hinweisen, aber durchaus nicht den Schluß zulassen, sie seien planlos entstanden. Unbegreiflicherweise hat man aber geglaubt, diesen Schluß bei den Lebewesen anwenden zu dürfen. So wurden die Lebewesen zu bloßen Stückwerken ohne Plan, d. h. zu Objekten, die niedriger einzuschätzen sind als unsere Maschinen. (Schluß folgt.)

Hugo Landgraf

Ein germanisches Museum auf der Museumsinsel!

Den nachstehenden Ausführungen geben wir Raum, um unseren Lesern einen Begriff zu verschaffen, wie aktiv und temperamentvoll von nationalsozialistischer Seite an Probleme der Museen herangegangen wird. Die Schriftleitung.

Wenn der nationalen Revolution ein Erbgut zufällt, dessen Ursprünge aus der Wilhelminischen Aera stammen und dessen Vollendung sich die marxistische Epoche auf ihre Weise angelegen sein ließ, dann versteht es sich von selbst, daß eine gründliche Umwandlung notwendig ist, um aus dem Ererbten einen Wert für das nationalsozialistische Deutschland zu machen.

Dies ist der Fall mit Deutschlands umfangreichsten Museen, den Staatlichen Museen auf der Museumsinsel zu Berlin. Durch die schon 1906 begonnenen, aber erst vor drei Jahren eröffneten Neubauten haben sie eine Ordnung erfahren, die heute so nicht mehr Geltung haben kann. Und zwar aus einem entscheidenden Grunde: von dem riesigen Gebäudekomplex des Deutschen Museums, der sich von Schinkels Altem Museum über das Neue zum Pergamonmuseum und weiter zum abschließenden Kaiser-Friedrich-Museum hinzieht, ist nur ein verschwindend kleiner Teil, ein schmaler Seitenflügel des Messelschen Neubaus, wirklich dem „Deutschen Museum" gewidmet. Dabei umfaßt dieses Museum beinahe tausend Jahre deutscher Kunst. Es ist ein unmöglicher Zustand, wenn sich das eigenvölkische Schaffen, Ausdruck und Kraftquelle unserer nationalen Kultur, als ein kümmerliches Anhängsel an die großen Bauten, die f r e m d e n Kulturen gewidmet sind, begnügen muß.

Die bisher traditionelle Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen Volke hat hier nicht nur der deutschen Kunst den Platz aufs äußerste beschränkt — was schlimmer, ungeschickter und tadelnswerter ist: die Anordnung und Einordnung der deutschen Abteilung ist so, daß der nicht eingeweihte und flüchtig durchschreitende Besucher an den deutschen

Sälen und Kabinetten einfach vorbeilaufen muß, ohne zu bemerken, welche Schätze ihm entgehen. Das kommt daher, daß die Räume des Deutschen Museums dem Grundrißsystem des Ganzen wie ein Blinddarm anhängen.

Einen eigenen Eingang gibt es bekanntlich in den Neubau nicht. Man kommt auf Verbindungsbrücken aus den benachbarten Bauten in die neuen Räume. Wer nun den Uebergang von Kaiser-Friedrich-Museum benutzt, streift an der Schmalseite des deutschen Flügels eben vorbei. Er muß ein schon vorbereiteter Kenner oder Liebhaber sein, wenn er nicht durch den unmittelbar anschließenden imposanten Aufbau des Pergamon-Altars dorthin gelockt und von der deutschen Abteilung abgelenkt werden soll. Wer umgekehrt vom Lustgarten her kommt, tritt aus den imposant aufgemachten Pergamon-Sälen unmittelbar in den mit Gipsen eng vollgestellten Saal deutscher Plastik — in einen so grotesken Gegensatz der Qualität und Aufmachung, daß es niemand zu verdenken ist, wenn er sich mit Grausen wendet und den Uebergang zum Kaiser-Friedrich-Museum weiterer Besichtigung vorzieht. In beiden Fällen geht der Besucher dem Deutschen Museum verloren.

Aufgabe eines nationalen Museums sollte es aber sein, die Besucher *mit allen Mitteln in den Bann der nationalen Kunst zu ziehen*. Wenn das Gegenteil auf der Museumsinsel erreicht wird, so ist daran nicht nur die Ueberschätzung des Fremden zuungunsten des Eigenen schuld, sondern eben so sehr der Mangel an psychologischer Einstellung gegenüber dem Besucher. Zu Grunde liegt immer noch der Hochmut der Wissenschaft, der glaubt, Museen seien für die Kunsthistoriker da, statt sich bewußt zu sein, daß sie eine nationale Aufgabe zu erfüllen haben und nur unter dieser Voraussetzung Daseinsberechtigung besitzen.

Wer das ausländische Museumswesen kennt, weiß, daß z. B. in Paris, London und in Italien das Verhältnis der Museen zum Publikum viel freier, unmittelbarer und lebendiger ist. Unsere Fachleute studieren immer nur die Museumstechnik, sie sollten sich einmal mit *Museumspsychologie* befassen. Wie viel geschickter, d. h. instinktsicherer sind in dieser Hinsicht die Franzosen, die den nationalen Patriotismus mit so großem Erfolge für ihr Selbstgefühl und ihre Weltgeltung hochhalten. Wer durch den Louvre geht, diese riesige Schatz- und Beutekammer der französischen Nation, der wandert zwar auch durch Kulturen und Kunstwerke aller Völker und Zeiten, aber er vergißt nie, daß er in Frankreich ist. Immer ist Frankreich dabei. Das macht schon der Rahmen dieser Schloßbauten, die sich nicht im geringsten bemühen, museumsmäßig „stilvoll" zu sein oder „sachlich" zurückzutreten, sondern eben einfach französisch sind. Das macht die Selbstverständlichkeit, mit der die französischen Kunstwerke in Mengen unter die übrigen gemischt sind. Ohne übertriebene Rücksicht auf „Qualität", aber mit der richtigen Würdigung des *nationalen Wertes*, der jedem bodenständig geschaffenen Kunstwerk anhaftet und es ebenbürtig, ja überlegen gegen alle fremde Schöpfung macht, weil es für den national empfindenden Besucher Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut ist, Widerhall seiner eigenen, ihm mehr oder weniger bewußt innewohnenden Kräfte und Wünsche.

Gewiß, auch die archäologischen Leistungen unserer Gelehrten, die erstaunlichen Ausgrabungsresultate, die uns im Pergamon-Museum gezeigt werden, sind nationale Leistungen. Und noch bewundernswerter ist vielleicht der Eifer, mit dem unsere Väter Brocken und Schutt fremder Kulturen in Tausenden von Kisten nach Deutschland verfrachtet haben, um sie hier mit wahrem Bienenfleiß zu neuem Leben zu erwecken. Der Pergamon-Altar, der heute bestaunt wird, ist nicht mehr die hellenistische Schöpfung von einst: es ist die deutsche Rekonstruktion, eine Leistung deutscher Wissenschaft und Technik. Aber dieses ganze schemenhafte Dasein, das die wiederhergestellte, in Wahrheit längst versunkene fremde Welt unter milchgläsernen Museumsdächern führt — das ist im Grunde doch von der Spukhaftigkeit eines Panoptikums, materialistisch realisierte Gelehrtensphäre, Leistung aus zweiter, dritter Hand. Wer wagt noch, ernsthaft hierüber zu debattieren, wenn uns das geschnitzte Lindenholz einer Riemenschneidermadonna, eine heilig-ernst-glühende Tafel von Dürer oder ein märchenhaftes Bild von Cranach vor die Augen kommt!

Hier zeigt sich die Verwirrung der Geister am deutlichsten: eine fragwürdige Fassadenkunst aus fremder Hand wird in riesenhaften Räumen groß und verschwenderisch

aufgezogen — köstlichstes deutsches Gut muß sich mit bescheidener, ja kümmerlicher Wohnstatt begnügen. Auf diese Weise zwingt man die Masse der nicht vorgebildeten Besucher gradezu, das Fremde zu bewundern, während man ihr das Eigene vorenthält. Eine grobe Verkennung der Aufgaben eines Museums.

Und dies bei einem Bestand von deutschen Werken, der für Berlin — außerhalb der alten Kulturzentren — groß und reich zu nennen ist. Wenn die Formate klein sind, heißt das, daß sie in kleinliche enge Räume gehören? Ihr Gehalt ist so tief und schwer, so voller geistiger Spannung und mystischer Kraft, daß ihnen Ehrenräume, auch äußerlich als solche gekennzeichnet und in ihrer Lage vor andern ausgezeichnet, gebühren. Oder will man den alten Ladenhüter hervorholen aus den Zeiten einer materialistischen Kunstauffassung und behaupten, diese deutschen Porträts, diese Heiligenbilder und Landschaften seien gemalt für Bürgerstuben, wo sie eng mit anderm Hausrat zusammengehangen hätten — in gleicher Umgebung müßte sie heute gezeigt werden? Es heißt die Kunst profanieren, sie aus der Sphäre des Ewigen, in die sie eingegangen ist, herniedernötigen ins Zeitliche, wenn man so argumentiert. Die Zeiten der Vergangenheit sind dahin. Sie wiederzuerwecken, ist nicht unsere Aufgabe. Aber ihren großen geistig-seelischen Gehalt, der in den Werken der Kunst Gestalt angenommen hat, gilt es zu bewahren, mehr: ihn als höchstes nationales Erbe zu verehren und die Werke der deutschen Meister in kultischer Form herauszustellen.

Wie immer, so verbindet sich auch hier das Nationale mit dem Idealen und Religiösen. Wenn die Museen der nationalen Idee dienen — und nur so haben sie eine Berechtigung — so müssen sie etwas von religiösen Erbauungs- und Verehrungsstätten bekommen. Nicht Sammlerkabinette, nicht rekonstruierte Zeitbilder mit Milieu, kein realistisch-materialistisches Getue — Tempel der nationalen Kunst, das ist die Forderung der Zeit an die Museen. In diesem Sinne wird man die leitenden Männer der Museumsinsel wachrütteln müssen, wird man für eine Wandlung des Charakters der Sammlungen sorgen müssen.

Zur Kennzeichnung der neuen Methode, die für die praktische Lösung der neuen Aufgaben angewendet werden müßte, sei folgendes zur Erwägung gegeben: als man vor drei Jahren die Sammlungen neu ordnete, waren die leitenden Gesichtspunkte traditionell museumstechnische. Man hatte eine große italienische Sammlung und eine Sammlung Niederländer und Flamen im Kaiser-Friedrich-Museum. Man hatte andererseits das Pergamon-Museum im Neubau. Irgendwohin dazwischen mußte die deutsche Sammlung gestopft werden. Also kam sie in den geschilderten Blinddarm. So kam das zustande, was sich anspruchsvoll „Deutsches Museum" nennt. Mit welch geringer Wirkung, geht schon aus der Tatsache hervor, daß wenige Berliner von der Existenz dieses Museum eine Ahnung haben.

Hier muß die Wandlung einsetzen. Unter ausschließlicher Zugrundelegung des nationalen Gesichtspunktes ist zunächst einmal radikal alles Vorhandene wegzudenken und zu fragen: Wo sind die schönsten, am besten gelegenen und repräsentativsten Räume? Dahin gehört die deutsche Sammlung als Kernstück und Krone des Ganzen! Ihr anzugliedern wären die Altniederländer einerseits, Rembrandt und seine holländischen Zeitgenossen andererseits. Dann hätte man ein Germanisches Museum der Kunst von seltener Sammlung und Fülle. Rubens und die Flamen kämen als Nahverwandte in die nächste Umgebung, und alles übrige hätte sich mit dem verbleibenden Raume abzufinden oder wäre an anderer Stelle unterzubringen.

Bei einer solchen Neuordnung der Dinge würde auch die heute bestehende Abtrennung der Nationalgalerie nicht mehr berechtigt sein. Sie ist zwar der neueren deutschen Kunst zugute gekommen, die hier unter der umsichtigen und klugen Leitung von Geh. Rat Justi eine vorbildliche Pflege erfahren hat. Die letzten 150 Jahre deutscher Kunst verfügen hier über ein vielfaches an Raum wie das Jahrtausend im Deutschen Museum! Aber Alt und Neu gehören zusammen! Die Kraft völkischen Schaffens muß sich in einem Germanischen Museum der Kunst offenbaren wie ein durch die Jahrtausende rauschender Strom, der die fernste Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet und die Richtung in die Zukunft weist. Wenn man aus diesem Grunde die Nationalgalerie mit dem bisherigen Deutschen Museum in Verbindung bringen muß, dann sollte man überlegen, ob man nicht die gesamte Neuordnung, in deren Mittelpunkt

das Germanische Museum der Kunst steht, jenen Männern überträgt, die schon so erfolgreich für deutsche Kunst gesorgt haben und die mit ihren letzten Ausstellungen im Kronprinzenpalais bewiesen haben, wie nahe sie der nationalen Revolution stehen.

Die Umgestaltung, die uns vorschwebt, könnte vielleicht in einem, in zwei Jahre vollzogen sein: ein nationales Heiligtum deutscher Kunst als Denkmal der nationalen Revolution würde alle Mühen und Kosten tausendfach aufwiegen. Mit unvergleichlich mehr Recht als die vor drei Jahren erfolgte Neuordnung, die lediglich äußeren Gründen entsprang, wird eine solche aus innerer Wandlung vollzogene Umgestaltung Dauer und symbolhaften Wert für sich beanspruchen dürfen.

Wilhelm Kowsmann

Aufgaben und Wege des Kraftmaschinenbaus

Kraftmaschinen haben die Aufgabe, die von der Natur in Form von Wind, Wasser und Wärme zur Verfügung gestellte Energie auf dem einfachsten Wege, mit den geringsten Verlusten und Kosten in mechanische Leistung umzuformen, die zum Antrieb von Stromerzeugern, Pumpen, Mühlen, Fahrzeugen usw. dient. Für diese Umformung bestehen zwei Möglichkeiten:

die Ausnutzung der statischen Energie, wie sie z. B. bei der Dampfmaschine erfolgt, deren Kolben durch den sich ausdehnenden Dampf vorwärts bewegt wird, und

die Ausnutzung der Strömungsenergie, die bei allen Turbinenarten Anwendung findet.

Ihr Prinzip sei an dem Beispiel der Wasserturbine erläutert: mit geringer Geschwindigkeit und einem Druck, der sich aus der darüberlagernden Wassersäule ergibt, läuft das Wasser der Turbine zu. In einer als Düse oder Leitrad bezeichneten Vorrichtung wird es entspannt und erhält infolgedessen eine hohe Geschwindigkeit, mit der es auf die Schaufeln eines Laufrades trifft. Dieses wird in Umdrehung versetzt und nimmt dabei die Strömungsenergie des Wassers auf.

Im ersten Fall erfolgt die Energieabgabe an die Maschine bei dem höchsten erzielbaren Treibdruck und mit geringer Geschwindigkeit, im zweiten Fall bei geringem Treibdruck und mit hoher Geschwindigkeit. Die nach dem ersten Prinzip arbeitenden Maschinen weisen durchweg mäßige Umdrehungszahlen auf, erhalten verhältnismäßig große Abmessungen und sind dadurch in ihrer Höchstleistung begrenzt. Sie sind meistens als Kolbenmaschinen ausgebildet. Die nach dem zweiten Prinzip arbeitenden Maschinen sind gleichförmig rotierende Schnellläufer, die einen erheblich geringeren Aufwand an Material und Platz erfordern und für die es praktisch kaum eine obere Leistungsgrenze gibt. Das Bestreben geht daher dahin, das Strömungsprinzip ganz allgemein zur Anwendung zu bringen.

Bei der Ausnutzung des Windes ist es, durch die Natur dieser Energie bedingt, von jeher alleinherrschend gewesen. Die allgemeine Einführung von Windkraftmaschinen scheiterte bisher an der Unzuverlässigkeit der Windkraft, die zu gewissen Zeiten völlig ausbleibt, zu anderen Zeiten übermäßig stark anfällt, ohne daß es möglich ist, zwischen Energiedarbietung und Energiebedarf einen Ausgleich zu schaffen. Windmotoren sind daher auf Anlagen beschränkt geblieben, bei denen die Regelmäßigkeit des Betriebes nur eine untergeordnete Rolle spielt. Die Verhältnisse ändern sich jedoch sofort, wenn man

dazu übergeht, Windräder in solchen Höhen zu errichten, in denen mit Sicherheit auf regelmäßige Windströmungen gerechnet werden kann. So wird z. B. vorgeschlagen, Windmotoren von 160 Meter Durchmesser auf 250 Meter hohen Türmen zu montieren, mit denen nach den angestellten Berechnungen Leistungen bis 100 000 Kilowatt auf einem Turm erzeugt werden können. Die Wirtschaftlichkeit dieses Vorschlages wird allerdings durch die hohen Kosten eines derartigen Bauwerks in Frage gestellt, das den stärksten Stürmen Widerstand leisten muß.

Auch bei der Ausnutzung der Wasserkräfte wird die Anpassung der Energieerzeugung an den Bedarf durch natürliche Einflüsse erschwert. Die Verhältnisse liegen hier jedoch erheblich günstiger als bei Windkraftanlagen, da die Schwankungen der Wassermengen ziemlich regelmäßig auftreten und ein gewisser Ausgleich durch Speicherung zu erzielen ist. Die Aufgabe, die dem Wasserkraftmaschinenbau gestellt wurde und die er seit einigen Jahren gelöst hat, bestand darin, für jedes vorkommende Gefälle eine Maschinenbauart zu entwickeln, die eine möglichst günstige Energieumsetzung mit solchen Betriebsdrehzahlen gestattete, die für den unmittelbaren Antrieb von elektrischen Stromerzeugern in Frage kamen. Der Umfang dieser Aufgabe läßt sich ermessen, wenn man bedenkt, daß gegenwärtig Gefälle zwischen 1 Meter und 1750 Meter ausgenutzt werden. Sieht man von dem alten Wasserrad ab, das für Leistungen bis 30 PS heute noch Bedeutung hat, für Großkrafterzeugung aber infolge seiner geringen Drehzahlen nicht in Frage kommt, so sind es im wesentlichen drei Turbinenbauarten, mit denen sich sämtliche vorkommenden Gefälle wirtschaftlich beherrschen lassen: die Pelton-, die Francis- und die Kaplan-Turbine. Diese drei Systeme unterscheiden sich durch die Ausbildung ihrer Leit- und Laufapparate, die ihnen grundsätzlich verschiedene hydraulische Eigenschaften verleihen, so daß eine Pelton-Turbine bei großem Gefälle mit gleicher Drehzahl läuft, wie eine Francis-Turbine bei mittlerem oder eine Kaplan-Turbine bei kleinem Gefälle. Die Hauptschwierigkeit bestand von jeher in der Entwicklung von schnellaufenden Niedergefälleturbinen, da sich bei diesen nur geringe absolute Wassergeschwindigkeiten ergeben. Kaplan hat diese Aufgabe durch ein schiffsschraubenartiges Laufrad gelöst, dessen Flügel verstellbar sind, so daß es gut den veränderlichen Strömungsverhältnissen bei Gefälleschwankungen und bei Teillasten angepaßt werden kann.

Will man sich ein Bild über die Größenentwicklung der Wasserturbinen machen, so geht man am besten von der auf 1 Meter Gefälle bezogenen Leistung aus. Dieser Wert muß natürlich für Niedergefälleturbinen hoch, für Hochgefälleturbinen gering sein, so daß ein Vergleich nur innerhalb der einzelnen Turbinenarten zulässig ist. Die größte Pelton-Turbine leistete im Jahre 1924 2,3 PS je Meter Gefälle. Der entsprechende Wert betrug 1932 4,7 PS. Bei Francis-Turbinen ist eine Steigerung von 28 auf 71 PS und bei Kaplan-Turbinen von 675 auf 1700 PS zu verzeichnen. Die Maschinengrößen sind also in diesem Zeitraum um 100 bis 200 Prozent gewachsen. Die Maschine mit der absolut größten Leistung ist in Amerika mit 92 000 PS in Betrieb.

Während der Wasserturbinenbau zu einer so hohen Vollkommenheit gelangt ist, daß grundsätzliche Neuerungen hier kaum noch erwartet werden dürften, ist auf dem Gebiet der Wärmekraftausnutzung eine Reihe von Aufgaben ungelöst, die sich auf zwei Umstände zurückführen lassen: Wärmeenergie steht fast ausschließlich in chemisch gebundener Form — Kohle, Oel, Gas — zur Verfügung und muß aus dieser erst durch einen Umwandlungsprozeß für die Erzeugung mechanischer Arbeit freigemacht werden. Aus naturgesetzlichen Gründen ist außerdem der Wärmekraftprozeß nur mit großen Verlusten durchführbar. Ziel ist die Vereinfachung der Energieumsetzung und die Verminderung der Verluste.

Da wir in Deutschland kaum über natürliche Oelvorkommen verfügen und Gas zur Energieerzeugung in größerem Umfang nur im Zusammenhang mit Hochofenwerken eine Rolle spielt, so ist die Kohle für uns die wichtigste Wärmekraftquelle. Das Problem, Kohle in einer Maschine so zu verbrennen, daß ihre Wärme, wie es bei Oel oder Gas möglich ist, unmittelbar in mechanische Arbeit umgesetzt wird, ist bis heute noch nicht brauchbar gelöst. Es gibt zwar Versuchsausführungen von Kohlenstaubmotoren, doch haben sich diese bisher nicht bewährt. Der zweite Weg, durch Zerlegung der Kohle in ihre Bestandteile, flüssige oder gasförmige Brennstoffe zu gewinnen und diese zur Energieerzeugung auszunutzen oder Oel auf synthetischem Wege herzustellen, verspricht

wohl einen Erfolg im Kampf um die Unabhängigkeit von ausländischen Oelquellen, aber an einen Wettbewerb mit der unveredelten Kohle ist wegen der Kosten des künstlichen Oeles vorläufig nicht zu denken. Ehe diese Schwierigkeiten nicht überwunden sind, muß man sich mit der üblichen Verwendung des Wasserdampfes als Energieträger abfinden. Für die Umwandlung der Kohle in mechanische Arbeit sind infolgedessen zwei Kraftmaschinen nötig: der Kessel, in dem Wasserdampf durch Verbrennung von Kohle erzeugt wird, und die Dampfmaschine, in der die Energie des Wasserdampfes durch Druck- und Temperaturabsenkung in mechanische Arbeit verwandelt wird.

Im Kesselbau handelt es sich im wesentlichen darum, eine bestimmte Dampfmenge mit geringem Brennstoffaufwand in einem möglichst kleinen und billigen Apparat zu erzeugen. Die Marksteine auf dem Wege zu diesem Ziel sind:

der Ersatz des Zylinderkessels durch den Röhrenkessel, der die Unterbringung einer bedeutend größeren Heizfläche bei gleichem Platzbedarf ermöglichte;
der Ersatz der Handfeuerung durch die mechanische Feuerung, die die Kesselleistung von der körperlichen Leistungsfähigkeit des Heizerpersonals unabhängig machte;
die Vervollkommnung der Werkstoffe und der Fabrikationsmethoden, die die Entwicklung größerer Einheiten und die Steigerung der Dampfdrucke zuließ;
die Einführung der Kohlenstaubfeuerung, die zeigte, daß es möglich ist, Kessel in sehr vollkommener Weise den wechselnden Betriebsverhältnissen anzupassen und die dazu anspornte, rostgefeuerte Kessel mit gleich günstigen Eigenschaften zu bauen;
die Entwicklung des Strahlungskessels, bei dem ein erheblicher Teil der Wärme nicht wie bisher durch Berührung, sondern in weit wirkungsvollerer Weise durch Strahlung auf die nunmehr den Feuerraum umkleidenden Heizflächen übertragen wird;

die Entwicklung der Druckfeuerungen, bei denen die Verbrennung unter so hohem Ueberdruck erfolgt, daß die Rauchgase den Kessel mit dem zwanzigfachen der üblichen Geschwindigkeit durchströmen. Hierdurch wird eine außerordentliche Verkleinerung der Abmessungen erreicht, so daß der Kessel, der das Aussehen einer Maschine annimmt, im gleichen Raum neben der eigentlichen Kraftmaschine aufgestellt werden kann. Welche umstürzende Entwicklung damit durchlaufen ist, zeigt am besten der Vergleich mit der Lokomotive, bei der Kessel und Dampfmaschine ebenfalls eine Einheit bilden, bei der jedoch die Dampfmaschine als Zubehör des Kessels erscheint.

Im eigentlichen Dampfkraftmaschinenbau ist der alte Kampf zwischen Kolbenmaschine und Turbine im wesentlichen zu Gunsten der Turbine entschieden. Lediglich für den Antrieb von Dampflokomotiven hat die Kolbenmaschine ihre alte Bedeutung behalten, da hier die Ueberlegenheit der Dampfturbine im Niederdruckgebiet bisher wirtschaftlich nicht ausgenutzt werden konnte. Man hat zwar versucht, die Wärmewirtschaft von Dampflokomotiven dadurch zu verbessern, daß man den Dampf wie bei ortsfesten Anlagen in einen Kondensator bis auf tiefes Vakuum entspannt, aber die betrieblichen Erschwernisse und die Verteuerung, die diese Ausführung mit sich brachte, hoben ihre wärmewirtschaftlichen Vorteile wieder auf, so daß die Turbinenlokomotive bis jetzt auf Versuchsmaschinen beschränkt geblieben ist.

Während die Entwicklung der Kolbenmaschine im wesentlichen als abgeschlossen betrachtet werden kann, sind im Turbinenbau in den letzten Jahren noch erhebliche Fortschritte erzielt worden. Diese waren zunächst darauf zurückzuführen, daß die theoretische und experimentelle Erforschung der Strömungsvorgänge zu Bauarten führte, die die Energieumsetzung mit geringeren Verlusten als bisher gestattete. Durch die Verbesserung der Werkstoffeigenschaften war es ferner möglich, die im Betriebe auftretenden Beanspruchungen zu steigern und die Leistungsgrenze für hochtourige Turbinen dauernd heraufzusetzen. So leistete z. B. im Jahre 1923 die größte 3000tourige Turbine 20 000 Kilowatt, während es heute möglich ist, bei dieser Drehzahl 80 000 Kilowatt in einer Maschine zu erzeugen. Daneben ist auf verschiedenen Wegen versucht worden, Turbinenanlagen durch besondere Bauarten und Anordnungen zu vereinfachen. Dazu gehören die Bestrebungen, den Turbinenbetrieb völlig zu automatisieren, so daß Inbetriebnahme und Stillsetzen durch Betätigung eines Druckknopfes erfolgen. Der Fortfall der kostspieligen Turbinenfundamente und eine gedrängte Gesamtanlage wird durch die gegen-

läufige Radialturbine des Schweden Ljungström und durch die Turbloc-Anordnung erreicht, bei denen der Kondensator als Turbinenfundament dient. Die Amerikaner wählen für große Turbinen, die auf zwei getrennten Wellen arbeiten, eine Zweistockanordnung, bei der die kleinere Hochdruckmaschine über der größeren Niederdruckmaschine angeordnet wird, so daß der ganze Maschinensatz nur die Grundfläche des Niederdruckteils beansprucht. Nicht unerwähnt sollen schließlich die Bestrebungen sein, die darauf hinzielen, Maschinen- und Kesselanlagen ebenso im Freien aufzustellen, wie wir es heute schon bei Hochspannungsschaltanlagen gewohnt sind.

Die Maßnahmen, die darauf hinzielen, den Dampfkraftprozeß zu verbessern, lassen sich im Rahmen dieses Aufsatzes nicht behandeln. Es sei nur so viel gesagt, daß sie durchweg eine Komplizierung des Arbeitsprozesses mit sich bringen, ohne damit den Wirkungsgrad des einfachen Verbrennungsmotors zu erreichen.

Die Vorteile des Verbrennungsmotors, der die chemisch gebundene Brennstoffenergie unmittelbar in mechanische Energie umsetzt, lassen sich infolge der hohen Preise für flüssige Brennstoffe nur da ausnutzen, wo betriebliche Einfachheit und Unempfindlichkeit, geringer Platzbedarf und bequeme Brennstofflagerung eine so ausschlaggebende Rolle spielen, wie es z. B. bei Fahrzeugantrieben der Fall ist. Hier hat in den letzten Jahren vor allem der Dieselmotor rasch Eingang gefunden, dessen Ueberlegenheit gegenüber dem Vergasermotor auf seinen geringeren Brennstoffverbrauch, sowie auf die Verwendung billiger und feuerungefährlicher Brennstoffe zurückzuführen ist. Auf der einen Seite ist es möglich gewesen, die Zylinderleistungen durch die Anwendung des doppelten Zweitaktverfahrens auf 2000 PS zu steigern und den Dieselmotor damit zur Großkraftmaschine zu entwickeln, auf der anderen Seite sind die Schwierigkeiten, die der Einführung des hochtourigen Kleindiesels im Automobil- und Flugwesen im Wege standen, im wesentlichen überwunden. Welche Verbreitung die Groß-Dieselmaschine als Schiffsantrieb gewonnen hat, zeigen am besten folgende Zahlen: 1908 wurde das erste Dieselschiff gebaut, 1920 wurden fünf Prozent des gleichzeitig gebauten Schiffsraumes mit Dieselmotoren ausgerüstet und 1930 hat der Dieselantrieb bei Neubauten alle anderen Antriebsarten bei weitem überflügelt. Die Einführung des Dieselmotors als Lokomotivantrieb scheiterte lange an der Schwierigkeit, ein geeignetes Uebertragungsmittel zwischen Motor und Treibrädern zu finden, das es ermöglicht, den Motor im Leerlauf anzufahren und nach Belieben mit den Lokomotivachsen zu kuppeln. Von den verschiedenen Lösungen dieser Aufgabe sei die beim „Fliegenden Hamburger" angewendete erwähnt. Bei dieser ist der Dieselmotor mit einem Stromerzeuger gekuppelt, der den Strom für die durch Elektromotoren angetriebenen Lokomotivachsen liefert. Die hohen Kosten für die Beschaffung und den Betrieb von Diesellokomotiven beschränkten ihre Anwendung vorläufig auf Sonderfälle, in denen ihre Eignung für den Triebwagenverkehr, ihre stete Betriebsbereitschaft und ihr geringer Wasserbedarf ausschlaggebend sind.

Eine Aufgabe, die der Verbrennungsmaschinenbau bisher nicht hat lösen können, ist der Ersatz der Kolbenmaschine durch eine Turbine. Die Schwierigkeiten, die hierbei zu überwinden sind, beruhen in erster Linie auf der Beherrschung der hohen Betriebstemperaturen, die in einer derartigen Maschine auftreten. Trockene Gasturbinen, bei denen die Feuergase unmittelbar auf die Turbinenschaufeln wirken, haben sich bisher nur bewährt, wo es sich um Abgasturbinen handelt, die in Kombination mit anderen Anlagen unter mäßigen Temperaturen arbeiten. Mehr Erfolg versprechen nasse Gasturbinen, bei denen die Feuergase ihre Energie auf Wasser übertragen, das an ihrer Stelle durch die Turbinenschaufeln strömt. Eine derartige Turbine würde die günstige Wärmewirtschaftlichkeit der Kolbenmaschine mit der Einfachheit der Wasserturbine vereinen.

Die vorstehenden Ausführungen, die keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sollten einen Einblick in die Vielgestaltigkeit der Aufgaben vermitteln, die dem neuzeitlichen Kraftmaschinenbau gestellt wurden und die zum Teil noch ungelöst sind. Sie dürften aber erkennen lassen, daß die Lösung technischer Probleme nur möglich ist, wenn wissenschaftliche Forschung und praktische technisch-wirtschaftliche Erfahrungen sich hierbei gegenseitig unterstützen.

Friedrich Stuhlmann

Der Luftschutz in Deutschland

Deutschland ist durch das Diktat von Versailles auch in der Luft wehrlos gemacht worden. Auf Grund des Waffenstillstandsvertrages mußte es 1700 Jagd- und Bombenflugzeuge abliefern, auf Grund der Entwaffnungsbestimmungen des Versailler Diktates 14 014 Flugzeuge und 27 757 Flugzeugmotore. Seit Beendigung des Weltkrieges, als der Abrüstung des Deutschen Reiches auch die allgemeine Abrüstung folgen sollte, sind die Waffenrüstungen unserer Nachbarn immer weiter fortgeschritten. Tausende von Kriegsflugzeugen haben sie bereitgestellt; so besitzt Frankreich im Frieden 3000 Flugzeuge, im Kriege 5000, Belgien 308, Polen 1000 und die Tschechoslowakei 850 Flugzeuge. Diesen Luftrüstungen gegenüber ist Deutschland wehrlos; sogar die artilleristische Flugabwehr ist ihm unterbunden. Dies Land, in der Mitte Europas gelegen, ist durch die Luftwaffe weit mehr bedroht, als irgendein anderes Land. Es gibt keinen Ort, der nicht von den Tag- und Nachtbombengeschwadern unserer Nachbarländer erreicht werden kann. Berlin kann etwa eine Stunde nach der Kriegserklärung von polnischen Flugzeugen angegriffen werden, ebenso können unsere Industriebezirke in kürzester Zeit von den Flugzeuggeschwadern einer oder mehrerer Mächte bombardiert werden. Deutschland aber darf nach dem Versailler Diktat keine Land- oder Marineluftstreitkräfte besitzen.

Der Luftschutz ist deshalb eine Lebensnotwendigkeit für das deutsche Volk. Er muß unter fachmännischer Leitung vorbereitet und mit Erfolg durchgeführt werden. Auch die Luftgefahr verliert etwas an Schrecken, wenn ihre Größe und ihr Umfang erkannt und richtig eingeschätzt werden. In Deutschland hatten sich nach dem Weltkriege private Organisationen im Dienste des Luftschutzes gebildet, die in klarer Erkenntnis der drohenden Gefahren auf die schnelle Entwicklung der Fliegerwaffen der Nachbarn Deutschlands aufmerksam machten und die Notwendigkeit eines alle Kreise des Volkes umfassenden Luftschutzes immer wieder hervorhoben. Den Anfang machte der „Flakverein", der die Angehörigen der ehemaligen Flugabwehrartillerie umfaßte. Diese hatten ihre Erfahrungen im Kriege 1914—1918 gesammelt und stellten sie bei der Vorbereitung und Durchführung der organisatorischen und praktischen Grundlagen des Luftschutzes in den Luftschutzbeiräten und -ausschüssen zur Verfügung. Allmählich machten die an den Flakverein gestellten Anforderungen eine Erweiterung seiner Organisation notwendig; es wurden die Landesgruppen Hannover, Westfalen, Rheinland, Rhein-Main und Nordmark neu gegründet. Den rastlosen Bestrebungen dieses Flakvereins ist es zu verdanken, daß allmählich in vielen Kreisen des Volkes das Verständnis für die Notwendigkeit eines Luftschutzes erweckt wurde. Daneben erkannte der Flakverein als wichtige Aufgabe noch, daß Deutschland das Recht und die Freiheit wieder erhielte, seine dringend notwendigen militärischen Flugabwehrwaffen auszubauen. Denn diese aktiven Verteidigungsmittel in Verbindung mit den passiven Maßnahmen des Luftschutzes gewähren erst dann einen vollkommenen Luftschutz. Diese Bestrebungen des Flakvereins unterstützte in wirkungsvollster Weise der „Ring deutscher Flieger", die Vereinigung der Angehörigen der ehemaligen Fliegertruppe.

Diese beiden privaten Organisationen haben viel dazu beigetragen, den Gedanken des Luftschutzes in bestimmten Kreisen des Volkes Eingang zu verschaffen. Um nun die Aufklärungsarbeit auf breitere Grundlagen zu stellen, entstand im Jahre 1927 der „Deutsche Luftschutz-Verband". Er vereinigte in sich Männer aus den führenden Kreisen aller Parteien und Stände, der Wissenschaft, der Presse und der Wehrverbände und hat

sehr zur weiteren Verbreitung der Luftschutzbewegung im deutschen Volke beigetragen. Bereits im Jahre 1926 war Deutschland im Pariser Luftfahrtabkommen das Recht auf zivilen Luftschutz gewährt worden. Im Jahre 1930 wurde der Anfang mit Luftschutzmaßnahmen gemacht, denen im folgenden Jahre allgemeine Reichsrichtlinien für den zivilen Luftschutz folgten; auch wurde in diesem Jahre durch „Vorläufige Ortsanweisungen" über die Regierungen der Länder den Polizeiverwaltern in den zu „Luftschutzorten" erklärten Städten die Vorbereitung und der Ausbau des zivilen Luftschutzes übertragen und sofort mit ihrer Durchführung begonnen. In der Folgezeit ist viel und tatkräftig weiter gearbeitet worden, wobei aber immer betont werden muß, daß die private Luftschutzbewegung die Grundlage der behördlichen Arbeit gewesen ist und sehr zu deren Zustandekommen beigetragen hat. Jetzt trat nun die Notwendigkeit hervor, die Aufgaben der privaten und behördlichen Organisation zu teilen, um nutzlose Doppelarbeit zu vermeiden. Die Aufgabe der Behörden lag in der Schaffung des Flugmelde- und Warndienstes, des örtlichen Sicherheits- und Hilfsdienstes. Auch Industrie, Reichsbahn und Post nahmen sich der Vorbereitung des Luftschutzes an. Seine Grundlagen bilden der Flugmeldedienst und der Luftschutzwarndienst. Beide arbeiten so Hand in Hand, daß der Meldedienst dem Warndienst die Annäherung feindlicher Flieger so rechtzeitig mitteilt, daß die nötigen Schutzmaßnahmen sofort getroffen werden können. Ein Netz von Flugwachen wird über das ganze Reichsgebiet verteilt, welche die heranfliegenden Flugzeuge den Flugwachkommandos melden, damit diese die eingehenden Meldungen auswerten und nötigenfalls die Warnzentralen der bedrohten Orte benachrichtigen können. Solche sind für alle bedrohten Orte vorgesehen. In die Aufklärung der Bevölkerung über die Luftgefahren und den Luftschutz teilten sich Behörden und private Organisationen. Während die ersteren die für Notwendigkeit des Luftschutzes und Unterweisung im Selbstschutz erforderlichen Maßnahmen trafen und überwachten, war die Durchführung aller dieser Maßnahmen Aufgabe der privaten Organisationen. Diese müssen aufklärend und erziehend im Volke wirken. Die behördlichen Organisationen sollen die bedrohte Bevölkerung warnen und ihr helfen, damit sie leichter einem Luftangriff widerstehen kann. Die seelische und auch materielle Vorbereitung der gesamten Bevölkerung, der Familie sowie jedes Einzelnen, ist Aufgabe des privaten Selbstschutzes. Dieser muß überparteilich, dezentralisiert und lokal organisiert sein. Nachdem im Jahre 1931 die „Deutsche Luftschutz-Liga" diese Aufgabe übernommen hatte, schlossen sich ein Jahr später diese und der „Deutsche Luftschutz" zum „Deutschen Luftschutz-Verband" zusammen, um ihre getrennten Aufgaben — allgemeine Förderung wissenschaftlicher Luftschutzarbeiten und Ausübung örtlicher Selbstschutzarbeit — in einer gemeinsamen Organisation erfüllen zu können. Die Mitglieder des Präsidiums dieses Verbandes, der vor dem deutschen Volke den Luftschutzgedanken vertreten sollte, setzten sich aus führenden Persönlichkeiten zahlreicher Vereine und Verbände, aus den Vertretern von Behörden und Städten zusammen, gehörten allen Parteien, außer KPD., Ständen und Konfessionen an. Ein Sachverständigenausschuß, bestehend aus Vertretern der Wissenschaft und der privaten Praxis stellte sich in den Dienst des Deutschen Luftschutzverbandes. Dieser konnte zweifellos als die größte private Vertretung des deutschen Volkes in Luftschutzfragen angesehen werden. Zur örtlichen Durchführung der Aufklärung und Schulung wurden in zahlreichen Städten Ortsgruppen gebildet. Sie sollen möglichst viele Einzelmitglieder gewinnen, daneben sollen sie möglichst viele örtliche Vereine zu einer verständnisvollen Mitarbeit heranziehen. Auch zahlreiche Wehrverbände stellten sich in den Dienst des Luftschutzes, so daß eine große zusammengefaßte Organisation diese so wichtige Arbeit leisten konnte. Die Organisation der Ortsgruppen lehnte sich möglichst eng an die polizeiliche Organisation an. So wurden im Anschluß an die Polizeireviere Luftschutzreviergruppen gebildet; diese gliederten sich weiter in Straßengruppen und dann in

Luftschutzwarte der einzelnen Häuser. In den einzelnen Luftschutzrevieren bildeten sich besondere Trupps für Lösch-, Sanitäts-, Aufräumungs- und Entgiftungsarbeiten, für Instandsetzungen an den Wasser-, Gas-, Kanalisations- und Stromleitungen. Die Luftschutzwarten in den einzelnen Häusern sind für Vorbereitung und Durchführung der Schutzmaßnahmen, für Bereithaltung des notwendigen Gerätes verantwortlich. In besonderen Lehrgängen werden sie für ihre Aufgaben vorgebildet. Es ist vorgesehen, daß mehrere Häuser zu einer Luftgemeinschaft zusammengefaßt werden. Von großer Wichtigkeit ist, daß diese Organisation des Luftschutzes mit ihren Anordnungen sich den örtlichen Anforderungen des Luftschutzortes anpassen, also sich von jeder schematischen Ausführung frei halten muß. Viel ist auf dem Gebiete des Luftschutzes schon geschaffen worden, viel bleibt aber noch zu tun. Die bisher gemachten Erfahrungen verlangen immer weiter Verbesserungen und Ergänzungen. Zahlreiche Luftschutzübungen in den verschiedenen Teilen des Reiches sind bisher abgehalten worden und haben zeigen sollen, ob die bisherige Organisation zweckmäßig war. Mit den eigentlichen Luftschutzübungen war meistens auch eine Aufklärung der Bevölkerung verbunden, die durch Flugblätter, Vorträge, Filmvorführungen, Ausstellung von Literatur u. a. erfolgte. So ist sehr wirksam und eindrucksvoll der Weg beschritten worden, um das deutsche Volk über die ihm drohenden Luftgefahren und ihre Abwehr aufzuklären und alle Bürger zu tätiger Mitarbeit heranzuziehen.

Ein großer Schritt vorwärts in der Zusammenfassung aller Luftschutzarbeiten wurde vor kurzem getan. Am 29. April d. J. hat der Reichsminister der Luftfahrt Göring den „Reichsluftschutzbund" gegründet, dessen Aufgabe es sein soll, neben der Aufklärung und Werbung für den Luftschutz auch den Selbstschutz der Bevölkerung vorzubereiten und durchzuführen. An gleichem Tage hat der Minister einen Aufruf an das ganze deutsche Volk erlassen, in dem auf die lebenswichtige Bedeutung des Luftschutzes hingewiesen und zu tätiger Mitarbeit aufgefordert wird. Der Luftschutz ist zu einer Lebensfrage für das deutsche Volk geworden, er verlangt einen jahrelangen, zielbewußten Aufbau unter fachmännischer Leitung und straffer Führung. Die Arbeit der Behörden allein genügt nicht, die verständnisvolle Mithilfe der gesamten Bevölkerung ist Voraussetzung für den Erfolg. Der Bevölkerung sollen Mittel und Wege für einen wirksamen Selbstschutz gezeigt werden. In erster Linie sollen die moralischen Voraussetzungen geschaffen werden, ohne die ein Volk nicht fähig ist, einen modernen Luftangriff zu ertragen. Wer tätig in diesem Reichsluftschutzbund mitarbeitet, ihn unterstützt und ihm beitritt, erfüllt auch eine hohe nationale Pflicht, denn ein Volk, das sich untätig und willenlos feindlicher Willkür preisgibt, hat seine Existenz verwirkt. Ein Volk aber, das den eisernen Willen zur Selbsterhaltung in sich trägt, wird auch den Gefahren aus der Luft erfolgreich trotzen. Dies sind die wichtigsten Gedanken, die der Errichtung des Reichsluftschutzbundes zu Grunde liegen. Tatkräftig und zielbewußt wurde sofort mit den Vorbereitungen zum Aufbau der Reichsluftschutzorganisation begonnen. Alle Kräfte für den Luftschutz werden straff zusammengefaßt und können dann erst zu voller Geltung kommen. Die gesamte Gliederung beruht auf dem Führerprinzip, die führende Stelle untersteht dem Reichsluftfahrtministerium. Dem Präsidium sind die Landesleiter unterstellt, die ihrerseits den Aufbau der Organisation innerhalb ihrer Landesgruppe vorzunehmen haben. Das gesamte Reichsgebiet wird in Landesgruppen eingeteilt, deren Bestimmung noch nicht abgeschlossen ist. Bis jetzt sind folgende Landesgruppen mit Landesleitern bestimmt: Ostpreußen, Schlesien, Groß-Berlin, Niedersachsen, Freistaat Sachsen und Niederbayern. Diesen Landesleitern steht ein Vorstand aus sachverständigen Persönlichkeiten der großen Verbände, die sich bisher mit Luftschutzfragen beschäftigt haben, zur Seite; er hat keine beschließenden, sondern nur beratende Befugnisse. Als Verbände kommen neben den bisherigen Luftschutzverbänden in erster Linie Stahlhelm, SA, Kyffhäuserbund und Technische Nothilfe in Betracht. Die Landesgruppen gliedern sich in Ortsgruppen, deren

Leitern ein gleicher Vorstand wie den Landesleitern zur Seite steht. In diesen Ortsgruppen werden Luftschutzreviere gebildet, die in ihrer Ausdehnung etwa den Polizeirevieren entsprechen werden. Innerhalb dieser wird nun die planmäßige Bearbeitung der Bevölkerung erfolgen. Als Vorbild für die Schutzkeller in den einzelnen Häusern werden Musterschutzkeller angelegt, deren Anlage zunächst mit Behelfsmitteln und ohne große Kosten erfolgen soll. Sehr wichtig ist es, die Bevölkerung bei Fliegerangriffen rechtzeitig zu alarmieren, denn nur dann können große Verluste vermieden werden, wenn die rechtzeitig vor einem Angriff gewarnte Bevölkerung schnell einen der Schutzräume aufsuchen kann. Hierfür ist eine Alarmvorschrift, deren System auf akustischen Signalen beruhen wird, in Vorbereitung. Für später ist der Bau von Sammelschutzräumen vorgesehen, denn die in den Städten eingerichteten Schutzkeller werden nur einen Teil der Bevölkerung aufnehmen können. Solche Sammelschutzräume müssen dort gebaut werden, wo große Menschenmengen zusammengedrängt sind, also in allen großen Städten, bei Industrie- und Bahnanlagen. Ein sehr guter Schutz für das durch einen Luftangriff bedrohte Gebiet ist die Dunkelheit, denn das im Dunkel liegende Angriffsziel ist dadurch besser geschützt, als durch jede militärische Abwehr; Bombenangriffe werden meist des Nachts erfolgen. Grundsätze für eine solche Verdunkelung von Gegenden und einzelnen besonders bemerkenswerten Zielen müssen dann aufgestellt und auch oftmals ausprobiert werden.

Die bisherigen Luftschutzübungen, auch die im Juli in Schlesien stattfindende, können eigentlich nur als eine Art Rahmenübungen angesehen werden. Denn sie sollen den verantwortlich und aktiv tätigen Teilnehmern der Luftschutzorganisationen die Möglichkeit geben, neue Erfahrungen für den weiteren Ausbau zu sammeln und zu verwerten. So erwünscht eine Beteiligung der gesamten Bevölkerung ist, so wird sie sich doch noch nicht voll verwirklichen lassen, da noch das allgemeine Verständnis für solche Uebungen fehlt und erst allmählich geweckt werden muß. Der Luftschutz ist jetzt in zielbewußte und feste Hand genommen worden und gibt mit seinen leitenden Persönlichkeiten an der Spitze die Gewähr, daß das deutsche Volk allmählich mit den Luftschutzgedanken vertraut gemacht wird und besser vorbereitet allen Luftangriffsmöglichkeiten entgegensehen kann.

Heinz Strakele

Donau — Elbe — Oder

Im Mai-Heft der „Deutschen Rundschau" beschäftigt sich Leo Sternberg mit dem Thema: „Der Rhein unter französischer Kontrolle?" Nicht nur den Rhein will Frankreich unter seine Kontrolle bringen, sondern auch alle anderen großen Binnenwasserstraßen des Reiches.

Artikel 331 des „Friedens"-Vertrages von Versailles diktierte dem Deutschen Reich die „Internationalisierung" derjenigen Wasserstraßen, an denen die Sieger (zu welchen sich auch Polen und Tschechen rechnen) ein mehr taktisches und politisches, als Schiffahrts-Interesse hatten. Nebenher ist aber durch eine Anzahl weiterer Vertragsartikel Vorsorge dafür getroffen, daß Frankreich mit den alliierten und assoziierten Mächten auch in Zukunft noch die Unterstellung deutscher Wasserstraßen unter ein „internationales Regime" fordern kann. Im Artikel 332—337 ist dieses „Regime" für die Elbe, Donau und

Oder näher umschrieben. In Artikel 338 heißt die „Generalermächtigung": „Hinsichtlich der Wasserstraßen, deren internationaler Charakter durch eine allgemeine Vereinbarung der alliierten und assoziierten Mächte anerkannt wird, tritt an Stelle der in den Artikeln 332—337 festgesetzten Ordnung eine andere, die durch die genannten Vereinbarungen zu treffen und vom Völkerbund zu genehmigen ist." Und Artikel 378, der zur Begründung des vorerwähnten „internationalen Charakters" wie geschaffen erscheint, bestimmt, daß jeder Staat die Teilnahme am innerdeutschen Schiffahrtsverkehr beanspruchen kann, ohne dieses Recht auch der deutschen Schiffahrt gewähren zu müssen. Mit diesen Bestimmungen vermag Frankreich alle Ansprüche zu „begründen".

Rhein-Donau

Die Donau ist durch die Verträge von Versailles, St. Germain, Trianon, Neuilly u. a. von Ulm a. D. an unter die Verwaltung der „Internationalen Donaukommission" gestellt, von deren elf Mitgliedern zwei auf Deutschland entfallen. Auf dem schiffbaren Teil der deutschen Donau betrug die Gesamtverkehrsleistung im Jahre 1931 rund 111 Millionen Tonnenkilometer, wovon 30 v. H. auf die deutsche und 70 v. H. auf fremde Flaggen entfielen. Trotzdem hat man dem Deutschen Reich nur 18 Prozent der Mandate der Donau-Kommission zugestanden. Frankreich, England und Italien — sämtlich Nichtuferstaaten — verfügen über je ein Mandat.

Das Reich baut bekanntlich einen Kanal, der den Rhein mit dem Main und der Donau verbinden und einen direkten Schiffahrtsweg quer durch Europa von Rotterdam zum Schwarzen Meer herstellen wird. Die Anleihezinsen und Tilgung der für den Kanalbau verwendeten Mittel bestreitet Deutschland allein. Trotzdem legt Frankreich auch auf dieses Werk seine Hand. Artikel 353 des Versailler Vertrages heißt: „Im Falle der Schaffung eines Großschiffahrtsweges Rhein—Donau verpflichtet sich Deutschland, auf diesen Schiffahrtsweg die Artikel 332—338 (d. h. eine internationale Verwaltung, Der Verf.) anzuwenden."

Das Reich trägt sich weiter mit dem Gedanken, durch den Bau des sogenannten „Hansa"-Kanals die Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck mit dem Ruhr- und Rhein-Schiffahrtsweg zu verbinden. Frankreich hat dafür gesorgt, auch diesen Kanal der Straßburger Rheinkommission unterstellen zu können. Darüber heißt es in Artikel 362: „Frankreich behält sich das Recht vor, die Zuständigkeit (der Rheinkommission, der Verf.) auszudehnen auf die Seitenkanäle und Fahrtrinnen, welche gebaut werden, um von Natur schiffbare Abschnitte des Rheins oder der Mosel zu verdoppeln oder zu verbessern oder um zwei von Natur schiffbare Abschnitte dieser Wasserstraßen zu verbinden."

Elbe

Der Lauf der Elbe ist innerhalb des Deutschen Reiches auf einer Länge von 761 Kilometer, also auf nahezu 64 v. H. seiner Gesamtlänge, schiffbar. Direkte und durch Nebenflüsse indirekte Anrainer sind die Tschechoslowakei und Polen. Der gesamte Verkehr wickelt sich jedoch praktisch unter deutscher Flagge ab: an der im Jahre 1931 erzielten Leistung von 3351 Millionen Tonnenkilometer war die deutsche Flagge allein mit 91,5 v. H. beteiligt, alle fremden Flaggen nur mit 8,5 v. H. Trotzdem verfügt das Reich nur über vier von insgesamt zehn Mandaten der „Internationalen Elbekommission", Polen und die Tschechoslowakei über je ein Mandat, die übrigen vier Mandate entfallen auf Länder (darunter Frankreich) die überhaupt gar keinen direkten

Zugang zur Elbe (außer durch die auf deutschem Hoheitsgebiet liegende Mündung) haben.

Die Befugnisse der Elbekommission sind ziemlich weitgehend. Außer ihrer Funktion als Gerichtshof II. Instanz hat sie nach Artikel 43 ihres Statuts das Recht, auf Antrag eines Uferstaates ein Programm zu Verbesserungen von besonderer Wichtigkeit aufzustellen, mit der Wirkung, daß dieses Programm von jenem Uferstaat, auf dessen Hoheitsgebiet die betreffende Flußstrecke liegt, ausgeführt werden muß. Die Uferstaaten sind ihrerseits verpflichtet zu allen Arbeiten an der Elbe (Kraftgewinnung, Brückenbau, Wasser-Ab- oder -Zugang und dgl.) die Zustimmung der Kommission einzuholen.

Oder

Die Oder ist Gegenstand ganz besonders deutlicher machtpolitischer Bestrebungen: von ihrer Gesamtlänge liegen 830 Kilometer auf Deutschem Reichsgebiet, die gesamte schiffbare Stromlänge beträgt jedoch nur 800 Kilometer. Das heißt außerhalb Deutschlands ist die Oder überhaupt gar nicht schiffbar. Trotzdem wurde sie „internationalisiert", und zwar — um den Polen Anspruch auf Mandate zu geben — von der Oppa-Mündung ab. Die Verkehrsleistung der Oder-Schiffahrt erreichte im Jahre 1931 1991 Millionen Tonnenkilometer, hiervon 92,15 v. H. unter deutscher und 7,85 v. H. unter fremder Flagge. Trotzdem wird nur der dritte Teil (drei) der Verwaltungsmandate vom Reich besetzt, je ein Mandat entfällt auf Polen und die Tschechoslowakei und die restlichen vier auf Nichtuferstaaten (darunter Frankreich). Die Oderschiffahrtsakte sind noch gar nicht endgültig geregelt, man läßt sich Zeit dazu, denn außer dem Reich ist ja kein Mandatsland in der Kommission übermäßig daran interessiert, geregelte Verhältnisse zu schaffen. Einen nennenswerten Einfluß auf die Verhandlungen besitzt das Deutsche Reich nicht, denn der Versailler Vertrag verpflichtet es von vornherein zur Annahme jeder „Entscheidung".

* * *

In seiner Reichstagsrede vom 17. Mai 1933 hat Reichskanzler Hitler das unantastbare Recht des Deutschen Reiches auf Revision der unhaltbar gewordenen Bestimmungen des Versailler Zwangsfriedens betont. Die „Internationalisierung" deutscher Flüsse gehört mit zu den revisionsbedürftigen Punkten des Vertrages...

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die VDA-Tagung in Passau

„Die Lage des Deutschtums in Rußland bildet eine einzige große Tragödie. Es befindet sich mitten in einer Hungerkatastrophe, die es mit völliger physischer Vernichtung bedroht. Alle anderen Fragen treten davor zurzeit in den Hintergrund, obwohl gerade auch die Entwurzelung aus dem Glauben und aus dem Boden die seelischen Kräfte des Deutschtums zerstört. Hinzukommt die entsetzliche Grausamkeit, mit der zehntausende deutscher Bauern in die Verbannung und Sklaverei Sibiriens geschleppt werden. Nur selten dringt ein Wort von diesen Greueltaten in die Oeffentlichkeit. Erschauernd hört man von seelischer und körperlicher Not einer deutschen Menschengruppe, die auch jetzt noch über eine Million Seelen zählt. Es ist allerhöchste Zeit, daß von allen berufenen Stellen, auch von uns, energische Hilfsaktionen eingeleitet werden, um dieser Schande in der Welt zu steuern."

Diese Worte des neu gewählten Reichsführers des VDA, Dr. Hans Steinacher, die das schwere Schicksal der am weitesten nach Osten vorgeschobenen deutschen Volksgruppe umrissen — Sätze, die in der Tagesberichterstattung leider fast verlorengingen — drücken vielleicht

am sinnfälligsten den seelischen Gehalt der Pfingsttagung von Passau aus. VDA-Tagungen haben Tradition. Sie sollen verantwortungsbewußter, strenger Beratung dienen und zugleich den Blick des gesamtdeutschen Volkes, insbesondere der Jugend, auf die Bedrohung des deutschen Volkes jenseits der verengten Staatsgrenzen lenken, zum Gemeinschaftsbewußtsein erziehen, volksdeutschen Aktivismus, der sich durch Einsatz und Tat bewährt, lehren. Der Gleichklang von Arbeit und Propaganda, nüchterner Wirklichkeitserfassung und festlichem Hochgefühl ist nicht immer leicht zu finden. Daß ihn diese VDA-Tagung in seltenem Maße besaß, daß die drückende Not des Grenz- und Auslanddeutschtums selbst der festlichsten Stunde den Stempel aufdrückte, zeugt für den selbstbewußten Willen der neuen Führung, der Volkstumsarbeit einen strafferen und härteren Rhythmus zu geben. Wie oft ist früher von der Dringlichkeit, den VDA zu verjüngen, nur geredet worden! Daß die vielberedete Verjüngung sich durchsetzte, in dem neuen Reichsführer endlich ein echter Frontkämpfer des Krieges und der Grenze an die Spitze treten konnte, bedeutet vielfachen Gewinn, ist doch die Volkstumsarbeit, die zum Erfolge führen soll, am allerwenigsten ohne berufene Führerschaft möglich, zumal in einer Zeit, in der die Feinde des gesamtdeutschen Volkes die Reihen schließen und erneut zum Generalangriff ansetzen.

Was gab den Tagen von Passau das Besondere, das sie heraushob aus den Pfingsttreffen vergangener Jahre? Die Schwungkraft der nationalen Revolution im Reich, die hier, im Sinne ihrer Grundidee, Verbindung suchte mit den wurzelstarken Kräften des Gesamtdeutschtums, und der bittere Tatbestand, daß die Berge der Karawanken den Horizont nicht abgrenzten, die Grenzstadt Klagenfurt nicht die diesjährige Stätte großdeutschen Bekenntnisses sein konnte. Offenbarte das eine die politischen Hemmnisse, die der praktischen Auswirkung des volksdeutschen Gedankens selbst innerhalb einer deutschen Staatlichkeit wie Oesterreich heute entgegenstehen, so das andere die positiven Möglichkeiten, die Erhaltung des Volkstums in ungleich höherem Maße als bisher in den Mittelpunkt reichsdeutschen Denkens und Handelns zu stellen. Wir brauchen die Aufgaben einer aktivistischen Volkstumsarbeit nicht im einzelnen zu umreißen. Sie ergeben sich heute wie vor vierzehn Jahren aus der bedrohten Lage des deutschen Hundertmillionenvolkes, sie erstrecken sich über das weite Feld jeglicher deutschen Betätigung: von der Behauptung der volklichen Substanz draußen bis zur volklichen Gleichschaltung des letzten deutschen Menschen im Reich oder der so dringend nötigen Verwirklichung einer gesamtdeutschen Geschichtsauffassung. Niemals werden die Spannungen zwischen Staatspolitik und volkspolitischer Zielsetzung ganz beseitigt werden können, aber der Staat, der aus dem Volkstumserlebnis heraus wächst und sein höchstes Gesetz vom Volkstum her empfängt, wird in den Volkstumskämpfern freudig die freiwilligen Helfer begrüßen, die den Vortrupp auf dem Wege zum letzten gemeinsamen Ziel darstellen: dem Reich, das die Deutschen des geschlossenen Siedlungsgebietes in seinen Grenzen vereint, und die Volksrechte der Deutschen in der Diaspora sicherstellt. Wie klar Gemeinsamkeit und Abgrenzung gerade an maßgebendster Stelle des Reiches erkannt wird, erwies das Begrüßungstelegramm des stellvertretenden Führers der nationalsozialistischen Bewegung Rudolf Heß, in dem festgestellt wurde, daß die Wirkungsmöglichkeit des VDA um so größer sei, „je mehr er sich nach wie vor freizuhalten versteht von Einflüssen des offiziellen Deutschland, gleichgültig ob dieses sich in Regierungen oder in Parteigebilden verkörpert, und sei es selbst in einer Bewegung, die im Grunde so wenig Partei im normalen Sinne ist wie die nationalsozialistische."

Diese Feststellung widerlegte nicht nur die Propagandalüge fremder Assimilationsfanatiker, die selbstverständliche, vom deutschen Gesamtvolk getragene Kulturarbeit des VDA erfolge unter staatlichem Zwang, sie ergänzte auch die grundlegenden Ausführungen des Reichskanzlers Hitler, daß der Deutsche, „gerade weil er mit grenzenloser Liebe an seinem Volkstum hänge, fremdes Volkstum achte." Die deutsche Volkstumsnot in allen Teilen Europas kennzeichnet, wie andere Staaten und Völker brutal dem Gegenteil huldigen. Entrechtung überall: in Ost und West, in Nord und Süd, abgestuft nach der „Kulturhöhe" der Staatsvölker, doch in der Zielsetzung gleich: das bodenständige Deutschtum soll volklich zersetzt, aufgesaugt, assimiliert werden. Und wir setzten die Todesnot des Auslanddeutschtums an die Spitze dieser Betrachtung, nicht nur weil diese deutsche Volksgruppe mehr oder minder noch immer zu den „vergessenen" gehört, sondern auch, weil sie durch Zähigkeit und Leistung vorbildlich ist und ihre Rettung oder Untergang letztlich über den Wert aller deutschen Volkstumsarbeit entscheiden wird. Hier geht es nicht mehr um deutsche Schulen oder deutsche Wirtschaft, hier geht es

um die nackte Existenz von vielen Tausenden deutscher Menschen, die von einem nihilistischen Staate von Haus und Hof weggerissen und dem Hungertode in den sibirischen Wäldern preisgegeben sind. Hier sind „Brüder in Not", wie sonst nirgend in der Welt. Und wenn es der Sinn unserer Zeit ist, der deutschen Gemeinschaft eine neue, gültige, allen Völkern vorbildliche Gestalt zu geben — wo kann das deutsche Volk den heiligen Satz: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" besser bewähren als in dem rückhaltlosen Einsatz für das Deutschtum in Rußland, das Unsägliches leidet? Vor diesem Leid tritt in der Tat das Schicksal aller übrigen deutschen Volksgruppen heute in den Hintergrund, und die neue Führung des VDA, der aus einem Verein zum Volksbunde wurde, handelte dem Sinne der Zeit gemäß, als sie die Parole: Rettet die Rußlanddeutschen! — ausgab.

In der alten Bischofsstadt an Donau und Inn mischten sich die Banner der nationalen Erhebung im Reich mit den Fahnen und Wimpeln des Auslanddeutschtums. Jugend aus allen deutschen Siedlungsgebieten gelobte, treu zu sein dem Erbe der Väter. Der Festesjubel ist verrauscht, die Fackeln niedergebrannt und die Donau hinabgeschwommen, an deren Ufern einst unsere Vorfahren gen Südosten zogen. Es heißt wieder an die Arbeit gehen: an eine schwere, mühselige Arbeit. Denn das Ziel gesamtdeutscher Freiheit, so lebendig wir es auch in den Herzen tragen, ist noch immer fern.

Wirths.

Literarische Rundschau

Dreiviertelduzend Neuheiten

Oskar Maria Graf, Einer gegen alle. Roman. (Berlin, Universitas.) — Bolwieser. Roman eines Ehemannes. (Berlin, Drei Masken Verlag). Nach den sanfteren „Dorfbanditen" sind diese beiden neuen Bücher wieder echtester Oskar Maria Graf, voll seiner bissigen Kraft, bestimmte Lebenskreise bayerischen Kleinbürger- und Bauerntums dicht und glaubhaft zu machen. Graf geht nicht sehr in die Tiefe, doch arbeitet er mit Schmiß und Farbe, und sein Stil kann — bei aller gelegentlichen Maniriertheit — eine erstaunliche, primitive Stärke entfalten, um dann allerdings überraschend zum papierigen Leitartikel platten politischen Räsonnements abzubiegen. Dieser Gefahr erliegt er begreiflicherweise am stärksten in dem Nachkriegsroman „Einer gegen alle". Das Buch ist mit viel Bitterkeit, viel Verzerrung geschrieben, aber auch mit hohem und leidenschaftlichem Können. Sein Held, ein bayerischer Bauernsohn, ist der von Grund auf asoziale Mensch, gewalttätig und verwildert. Für ihn selber nimmt der Krieg, wie er ihn versteht, kein Ende. Unfähig, sich irgendeiner menschlichen Gemeinschaft einzufügen, und sei es selbst der revolutionären, sagt er einer jeden den Kampf an und erliegt zuletzt tragisch den Mächten des von ihm nicht begriffenen und nicht anerkannten „Friedens". Ein Ton echtester Tragik klingt auch aus dem „Bolwieser" bei allem Realistenhumor, mit dem Graf hier die Dumpfheit dieser Kleinbürgerwelt durchglitzert. Wie Xaver Bolwieser, Bahnhofsvorstand in einer bayerischen Kleinstadt, Glück, Problematik und Zerfall seiner Ehe erfährt, das hat etwas vom großen Schicksalsanhauch, und — im Rahmen der Grafschen Voraussetzungen — ist hier ein in der Tat Gültiges gelungen.

Manfred Hausmann, Die Frühlingsfeier. Gesammelte Novellen. (Bremen, Carl Schünemann.) Im Jahre 1925 erschienen Manfred Hausmanns Erstlingsbändchen, zwei kleine Novellenbücher, die nicht sehr viel beachtet wurden, aber keimhaft seine ganze, seither sichtbar gewordene Produktion in sich schließen. Zusammengefaßt und überarbeitet — ohne daß diese Ueberarbeitung ihnen etwas von dem frischen Reiz ihres noch kindlichen Ungeschicks hätte nehmen können — werden sie jetzt aufs neue der inzwischen so stattlich gewachsenen Anhängerschaft des Dichters vorgestellt.

Max René Hesse, Morath schlägt sich durch. Roman. (Berlin, Bruno Cassirer.) Hesses erstes, einige Jahre zurückliegendes Buch „Partenau" fand eine freundliche Aufnahme, die vielleicht weniger im (noch ungereiften) Können des Autors ihre Ursache hatte als vielmehr im Stofflichen — es war der erste Reichs-

wehrroman — und in der Entschlossenheit, mit welcher Hesse die besondere Situation des glühenden „jungen Napoleon" innerhalb der engen, von Versailles aufgerichteten Wirkensschranken anzupacken wußte. Weniger glücklich war er, wo er es unternahm, ein erotisches Reichswehrklima von spezifisch männlicher Färbung zu gestalten. Im Ganzen gesehen, wies schon „Partenau" darauf hin, daß Hesse zu jenen Autoren gehört, die den Anstoß zur Produktion nicht aus einem ursprünglich dichterischen Innenzwang empfangen, sondern aus der Tatsache, daß sie dies oder jenes Menschen- und Gruppenmilieu in eigener Wahrnehmung erlebten. Hesse hat in der Reichswehr Dienst getan, also schrieb er den „Partenau". Inzwischen scheint er Medizin studiert und in Südamerika praktiziert zu haben, also mußte er den „Morath" schreiben. Autoren dieser Art, die an sich noch keineswegs geringwertig zu sein braucht, sind naturgemäß immer in der Gefahr, in die Nähe oder gar in die unmittelbaren Bezirke des Schlüssel- und Enthüllungsromans zu geraten und sich erlebte Widerwärtigkeiten auf eine primitiv-konkrete, statt auf eine dichterisch transformierende Weise vom Halse zu schreiben. Um einen solchen Fall scheint es sich in Hesses neuem Buch zu handeln. Sein Held kommt als frischgebackener Arzt aus der Heimat an das deutsche Krankenhaus einer südamerikanischen Hauptstadt, in eine Hexenküche von kollegialen Intrigen, armseligen Eitelkeiten und brutaler Patientenausbeutung und „schlägt sich durch". Der junge Idealist, in welchem der Autor sich selber verklärt wiedergenießt, im Kampfe mit der schlechten Welt — das ist im Grunde ein sehr altes Schema, und man denkt, unbehaglich genug, an einen Götz Krafft redivivus. Eigentlich dreht sich alles um Geld; daneben gibt es langatmigen kolonialen Gesellschaftsklatsch und endlose „Problem"-Dialoge. In einem der letzteren bemerkt jemand: „Nur Intelligenz, heute billig wie Wasser, aber ganz nett zum Anhören." — Ach, nein, auch zum Anhören nicht immer ganz nett.

Kurt Heuser, Abenteuer in Vineta. Roman. (Berlin, S. Fischer.) Nach Heusers kräftiger „Reise ins Innere" begegnet man seinem neuen Roman mit hochgespannten Erwartungen und muß eine Enttäuschung erleiden. Vergriff Heuser sich in seinem Stoff? Der Einfall ist glänzend: mit sich und seinem Leben zerfallen, auf der Suche nach dem Tode in der Ostsee, gelangt ein junger Mensch durch gespenstischen Nebel in die versunkene Stadt Vineta und erlebt nun in und mit ihr jenen einen Tag, für den sie alle hundert Jahre einmal aus der Meerestiefe aufsteigen darf. Aber es wird dem Leser nicht wohl bei diesem Abenteuer, denn es bleibt unglaubwürdig, und das ist das Aergste, was einer phantastischen Dichtung begegnen kann: nicht realiter, aber dichterisch unglaubwürdig. Da ist ein Phantasiemangel inmitten aller Phantastik, da wird konstruiert und umschweifig räsonniert. Heuser glaubt nämlich selber nicht an seine Geschichte, sie wird ihm nur ein Vorwand, didaktische Parallelen zu ziehen und eine Analyse unserer Zeit zu geben, so wie sie seinem Temperament und seiner Blickrichtung sich darstellt. Das gibt eine trockene Sprödigkeit und Akademizität, an der auch die starke Bildkraft einzelner Visionen immer wieder zerbröckelt.

Ignaz Jezower, Briefe an die Jugend aus vier Jahrhunderten. (Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft.) Keine kultur- und geistesgeschichtliche Absicht, sondern ein lebendiges Gefühl für ewige Aktualität hat den klugen und warmherzigen Herausgeber dieser Sammlung geleitet. Gereifte Menschen schreiben an Söhne, Töchter, jüngere Geschwister, Freunde und Verwandte. Die Reihe beginnt mit Luthers schönem Brief an sein „liebes Söhnichen" Hans und schließt mit Paul Claudels Schreiben an Jacques Rivière; so sind Anfang und Ende von entschieden religiöser Betonung. Dazwischen steht die lange Folge berühmter Briefschreiber, unter ihnen Maria Theresia, Mozart, die Menschen des Goetheschen und Schillerschen Kreises, Hölderlin, Flaubert, Storm, Fontane und viele andere. Jedem Briefe hat Jezower eine wertvolle Einführung vorangestellt. Das Buch hält sich gleich fern von würdelosem Jugendkult wie von onkelhafter Schulmeisterei; darum kann es jungen Menschen von Bedeutung sein.

Martin Kessel, Herrn Brechers Fiasko. Roman. (Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.) Man möchte versucht sein, den dreißigjährigen Kessel, von dem bisher eine Reihe Berliner Novellen und Gedichte vorlag, als einen Halbironiker und zugleich Vierteldekadenten zu bezeichnen, und bleibt sich doch im klaren, wie sehr seine Individualität sich allen Klassifizierungsversuchen widersetzt. In seinem ersten Roman gibt er scheinbar die Geschichte eines Kollektivs, nämlich einer Bürogemeinschaft aus der Werbeabteilung der „Uvag" in der Berliner Friedrichstadt (man errät leicht, welches Unternehmen

etwa Modell gestanden haben könnte). Tatsächlich ist ihm das Kollektiv indessen nur der Schnittpunkt zahlreicher Einzelschicksale, mit deren Gesamtheit er einen Teilaufriß unserer Epoche geben will. Der Held, Herr Brecher, prävaliert nicht unbedingt; er erscheint als zynischer, im Innersten unsicherer und unfruchtbarer Räsonneur, vom Autor offensichtlich als Typ einer Zeit und Seelenwelt gesehen, und verschwindet zuletzt in die Armee der Arbeitslosen. Kessels Diktion ist freier von Manier als in seinen Anfängen; seine Sprache hat eine noble Ruhe gewonnen. Außerordentlich scharf ist er in der Charakterisierung, die freilich mitunter in karikaturliche Verzerrung abgleitet; insbesondere liegt ihm die Psychologie des kleinen Angestellten, deren Wichtigkeit erst klar wird, wenn wir uns die heutige soziologische Struktur unseres Volkes bewußt machen. Kessels über siebenhundert Seiten umfassendes Buch ist riesenhaft angelegt, stark reflektiv, manchmal von sentenziöser Aphoristik, weniger Handlung im überkommenen Sinne gebend als vielmehr Zustandsschilderung, Zustandsbetrachtung, Zustandsräsonnement in ungeheurer Breite, durchsetzt von Einsprengseln trockener Ironie. Hin und wieder deutet sich zaghaft an, was unmittelbar auszusprechen Kessel sich scheut: eine zarte Ehrfurcht von dem Lebendigen und eine geheime Empörung dagegen, daß es zum Bestandteil exakt funktionierender Mechanismen erniedrigt wird.

Anna Schieber, Doch immer behalten die Quellen das Wort. Erinnerungen aus einem ersten Jahrsiebent. (Heilbronn, Eugen Salzer.) Anna Schieber hat sich, wie sie selber sagt, auf die Suche begeben danach, was denn nun das Unverlierbare und der Urgrund ihres Lebens sein möchte, und da ist sie an den Landolinsplatz im schwäbischen Eßlingen gekommen, das heißt in ihre allerfrüheste Kindheit, deren Bilder sie ohne Hinzutun und Weglassen aufgezeichnet hat. Da ist alle Umwelt mit Menschen, Dingen und jenen winzigen Begebnissen, die einem Kinde so gewaltige Bedeutsamkeit haben können. Anna Schieber schildert warm, anschaulich und ohne jeden falschen Süßlichkeitston. Die Niederschrift dieser Kindheitserinnerungen wird in der Tat zu einem Bloßlegen der Quellen, aus denen alles Spätere fließt, Rückkehr zu den Ursprüngen.

Robert Seitz, Bauernland. Novellen. (Berlin, Wessobrunner Verlag.) Robert Seitz, bisher vornehmlich als Lyriker seinen und echten Geblüts bekannt geworden, gibt mit diesen zwanzig Novellen seine erzählerische Visitenkarte ab. Bereits in seinen Landschafts-, Dorf- und Tiergedichten offenbarte sich eine starke Gefühlsnähe zur bäuerlichen Welt. Seitz ist Städter und Großstädter, allein er sieht den Bauern nicht gleich manchen anderen Städtern als exotische oder gar nur pittoreske Völkerschaft, und er denkt auch nicht daran, mit jener heute so beliebt und billig gewordenen Pathetik bramarbasierend „Scholle" gegen „Asphalt" auszuspielen. (Noch nie hat wirklich Lebendiges sich auf so primitiv antithetische Formeln bringen lassen.) Seitz stellt bäuerliche Menschen hin und läßt sie mit ihren bäuerlichen Schicksalen fertig werden oder an ihnen zerbrechen. Es sind norddeutsche Bauern, Küstenbauern, Moorbauern, Heidebauern, dennoch gibt den Schauplatz eine schwer oder gar nicht lokalisierbare Landschaft, nämlich eine idealische (nicht eine idealisierte) anstatt einer naturalistischen. Seitz gibt eine dichterische Essenz des Bauerntums schlechthin, da ist es nicht wichtig, in welcher empirischen Region seine Begebenheiten statthaben. Genug, daß sein Bauernland ganz wirklich ist, gleichwie seine Menschen es sind in ihren bäuerlichen Leidenschaften, in Liebe, Haß, Arbeit und Tod, in Härte, Eigennutz, verhohlener Zartheit und kleiner Schelmerei. Es fehlt nicht an Humor, ja, auch Seitz' Freude am Kauzig-Skurrilen, wie wir sie aus seinem „Antiquitätenladen" kennen, schafft einige prachtvolle Gestalten und Szenen. Er beschreibt nie, er hat die echt lyrische Fähigkeit, mit knappen Andeutungen augenblicks eine ganze Atmosphäre hinzusetzen.

Werner Bergengruen

Appell an das deutsche Gewissen

Die Umwälzung in Deutschland und ihre geistige Vorbereitung und Unterbauung haben auch im politischen Schrifttum eine Fülle von Neuerscheinungen gezeitigt, die zum großen Teil sehr in die Breite, zu einem kleineren, aber entscheidenden Teil, in die Tiefe streben. Der Vizekanzler Franz v. Papen hat unter dem Titel „Appell an das deutsche Gewissen" (Oldenburg, Gerhard Stalling) sechs seiner in der ganzen Welt beachteten, das deutsche Volk tief aufrüttelnden Reden herausgegeben. Den gleichen Titel können auch noch andere Bücher, allerdings nur wenige, für sich beanspruchen: Hans Eibl „Vom Sinn der Gegenwart" (Wien, Wilhelm Braumüller),

Richard Benz „Geist und Reich" (Jena, Eugen Diederichs), Georg Weippert „Sündenfall und Freiheit" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt). Man empfindet solchen Büchern gegenüber den Raummangel fast als einen Fluch, weil jedes von ihnen ein ausführliches Eingehen verlangt. So mögen unsere Leser diesen gezwungen kurzen Hinweis als dringliche Aufforderung ansehen, selbst zu diesen Büchern zu greifen. Sie vertreten schlagwortfrei den wahren konservativen Gedanken. Die Tatsache dieses geistigen Ringens um den Sinn der deutschen Sendung und um die Bestimmung des deutschen Menschen allein kann mit einer in diesen Zeiten besonders notwendigen Zuversicht erfüllen, daß dieses Volk trotz aller schweren Wege, von denen keinen auszulassen sein Gesetz ihm befiehlt, seine Zukunft noch vor sich hat. Zum anderen aber beweist dies fast erbitterte Ringen um Sinndeutung, zu dem Menschen verschiedenster Bekenntnisse und Standorte sich gebieterisch getrieben fühlen, daß die Form, in der das Reich und mit ihm der deutsche Mensch seiner Sendung gerecht werden kann, niemals von Parteidogmen begrenzt sein kann und wird. Die entscheidenden Fragen, vor denen wir stehen, sind: wie weit der deutsche Katholizismus sich aus den liberalisierten Parteiformen befreien, das deutsche evangelische Christentum sich auf die entscheidenden Quellen seines Luthertums und damit der allein lebendigen Quelle, fern allen Entartungen im formalistisch-rationalistisch-liberalistischen Denken besinnen wird und die Nationalsozialistische Partei-Doktrin Mißverständnisse in ihrem kulturellen Programm beseitigt und alle drei zusammen die gemeinsame Front christlicher Konfessionen werden herstellen können. Das Ziel, das es zu erreichen gilt, ist so gewaltig und so lockend, daß es jedes Opfer, welches das Gesamtvolk dem Ziel näherbringt, von jeder Seite nicht nur rechtfertigt, sondern fordert. Die nationale Regierung in ihrer unbegrenzten Machtfülle wird, so hoffen wir, den Worten der führenden Männer entsprechend, die schöpferischen Kräfte aus allen Lagern zusammenfassen, denn ohne solche Zusammenfassung kann das Ganze nicht erreicht werden. Dem steht einfach das innere Gesetz des deutschen Volkes entgegen, und solche Gesetze lassen sich nie ohne Schaden für das Ziel vergewaltigen. Es müßte eine Körperschaft geschaffen werden, in der vielleicht in der Form eines Großen Rates ohne jede Einengung durch parteipolitische Dogmen die durch ihr inneres Feuer und die Unerbittlichkeit ihres Denkens legitimierten geistigen Kräfte zu diesem Werke zusammengefaßt würden. Die Gefahr, daß in einer solchen Körperschaft geredet und nicht gehandelt würde, ist überwunden. Solche Rückfälle in deutsche Erbübel sind nach dem 30. Januar ausgeschlossen. Es muß aber von allen Seiten, vor allem von denen, die in der Macht sind, Größe erwartet werden. Denn Macht verpflichtet. Wenn man die Bücher gegeneinander hält und dazu noch einige der früher erschienenen nimmt, so kann man mit Leichtigkeit einen solchen Großen Rat an Büchern bereits zusammenstellen. Man berufe nur ihre Urheber, und man hat den Großen Rat des geistigen Deutschland.

Vom katholischen Standpunkt kommt Hans Eibl, der in allen deutschen Kreisen, die sich um das volksdeutsche Problem bemüht haben, einen hohen Rang einnimmt. Sein Buch ist getragen von einer bewunderungswerten geistigen Kraft, die ihren Impuls aus dem unerschöpflichen Untergrund und der Reichheit der Katholizität seines Verfassers erhält. Es ist ein Buch, das die Sehnsucht aller derer zu erfüllen strebt, die auf ein neues Weltbild einheitlichen Stils gerichtet, die gläubig und demütig gegenüber den großen ewigen Mächten sind. Eibl ist ausgezeichnet durch seine Auffassung des deutschen Schicksals, die auf Grund seiner historischen Erkenntnisse eine großartige Einheitlichkeit und Geschlossenheit zeigt.

Wir brauchen ein gemeindeutsches Bewußtsein. Neben Eibl arbeitet Richard Benz für diese Aufgabe. Er kommt vom Geiste her und schrieb ein wahrhaft deutsches, tapferes und wesentliches Buch. Benz stellt die entscheidende Frage, ob man unter Bekenntnis zu den großen Wegbereitern der deutschen Nation das Reich von innen heraus erneuern will, indem man zu den Grundlagen des deutschen Bewußtseins zurückfindet und die Formung des deutschen Bewußtseins frei vom Fremden, frei aber auch von jeglicher Phrase unternehmen will. Wir müssen das Nationale geistig verstehen und das Geistige national. Dann bleibt das Reich bewahrt vor dem Verhängnis des Machtstaates. Allen Büchern gemeinsam ist der ungeheure Ernst und das Verantwortungsbewußtsein, aus denen heraus sie geschrieben sind. Daß Stimmen der Sorge hörbar werden, ist in dem leidenschaftlichen Geschehen unserer Tage eine Selbstverständlichkeit. Aber dafür sollen wir den mutigen Männern danken, denn es gilt jetzt in allem und jedem den vollen und rechten Einsatz des Mannes!

Ein wesentlicher Beitrag ist das Buch von Georg Weippert „Sündenfall und Freiheit". Auf knappen 110 Seiten ist in einer bisher unerreichten Geschlossenheit die wahrhaft kon-

servative Auffassung über die Bestimmung des Menschen zusammengefaßt. Er setzt den Menschen vom christlichen Logos her in seine Position und überwindet damit sowohl die liberale, wie die nur biologische. Die Bedeutung dieses Buches ist nicht zu überschätzen. Solche Köpfe gehören an entscheidende Stellen.

Die Bücher von Benz und Weippert wünschen wir vor allem in die Hände der Jungen, die mehr wollen, als sich nur von einer gewaltigen, großen Bewegung getragen fühlen, die verantwortlich mitzubauen beabsichtigen.

In der Einleitung zu seinen Reden bekennt Franz v. Papen sich bedingungslos zur konservativen Revolution und nennt die Männer — und wir werden sie immer nennen —, denen sich die konservative Revolution für ihre Vorarbeiten unerbittlichen Ringens und unerbittlichen Denkens für immer verpflichtet fühlt: Moeller van den Bruck, Edgar J. Jung, Leopold Ziegler.

*

Von den weiteren Schriften nennen wir Walter Gerhart „Um des Reiches Zukunft. Nationale Wiedergeburt oder politische Reaktion?" (Freiburg, Herder & Co.), der versucht, die Wandlungen des deutschen politischen Bewußtseins nach dem Kriege zu beschreiben. Das Buch ist mehr als Materialsammlung, denn als Wegweiser bedeutsam. Es ist von sittlichem katholischem Ernst, ist aber in manchem überholt durch die jüngste Entwicklung und lückenhaft in der Aufzeigung der wirklich entscheidenden und bestimmenden Männer für diese Entwicklung.

Auch das Buch von Paul Seelhof „Das Volk ohne Politik" (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) arbeitet am Ziel der Erkenntnis des deutschen Wesens. Auf Grund einer einheitlichen historischen Auffassung gibt es wesentliche Beiträge zur Psychologie, zum Willen und zum Ethos der Deutschen.

*

Von einer anderen Seite her will Georg Lange zur Gesundung des deutschen Volkes beitragen. In seiner Schrift „Schutz des deutschen Volkes vor Selbstmord" (Berlin, Edwin Runge) geht er von den Entartungserscheinungen durch die Zivilisation aus und predigt mit unwiderleglichen Zahlen und Tatsachen den Kampf gegen diese Zivilisation. Der Geburtenschwund ist ihr Symptom, überwunden muß sie werden durch die Erziehung. Er entwickelt den Mythos als Gegenkraft der Geschichte und gibt ein lebendig geschautes Bild der neuen Wirklichkeit. Es spricht für das Buch, daß es, vor der Umwälzung geschrieben, für die neue Entwicklung seinen Wert behält.

*

Interessant und bedeutsam ist das Buch von Otto Weber-Krohse „Landschaftliche Politik" (Breslau, W. G. Korn). Der Verfasser versucht mit stellenweise ausgezeichnetem Gelingen auf den Wegen, die Moeller van den Bruck uns wies, das Konservative, das Förderative, das Sozialistische und das Revolutionäre in eine innere Synthese zu bringen, ausgehend von der Landschaft. Das Buch, das um eine organische Gestaltung der Reichsreform ringt, behält auch trotz der inzwischen eingetretenen Ordnung durch die Reichsstatthalterschaft seine volle Bedeutung.

R. P.

„Falsche Edelsteine"

Wenn die Angaben des Umschlages stimmen, daß das Buch von A. J. Woinowa „Falsche Edelsteine" (Leipzig, Paul List), erschienen in der Reihe „Der heutige Roman", in Rußland erst nach geraumer Zeit verboten wurde, so spricht das nicht für die so oft gerühmte Scharfsichtigkeit und Instinktsicherheit der russischen politischen Polizei. Denn dieses Buch ist, richtig verstanden, die schonungsloseste und härteste, dabei auf Tatsachen wohl begründete Anklage und berechtigte Verurteilung des heutigen Rußland.

Die Verfasserin — denn es handelt sich um eine Frau — soll selber Genossin sein. Zum mindesten ist sie eine ungewöhnlich begabte Schriftstellerin. Denn sie versteht es, eine bunte Fülle von Einzelpersönlichkeiten hinzustellen, so daß jeder sein eigenes scharf umrissenes Gesicht hat, und versteht es gleichermaßen, das In- und Gegeneinanderwirken der Einzelindividuen in der neuen Gemeinschaft lebendige Wirklichkeit werden zu lassen.

Der „Held" dieses Romans, ein sogenannter Fachmann-Spez in einem Sowjetkonzern zur Ausbeutung der Bodenschätze des Ural, führt zum Zwecke seiner Entlastung bei einer eventuellen späteren Verhaftung ein Tagebuch, daneben ein anderes, in dem er seine Erlebnisse, seine Gedanken und vor allem seine Intrigen schildert. Wie hier ein völlig amoralischer Mensch, der nur Eines kennt: seine Stellung zu behaupten, es fertig bekommt, obwohl man ihm auf seiten der kommunistischen Machthaber mit größtem Mißtrauen gegenübersteht, auch die Beherrscher seines Betriebes eine Zeitlang an

seinen Drähten wie Puppen tanzen zu lassen, das ist meisterhaft geschildert. Durch wohlüberlegte Worte, die mit echt russisch zergliedernder Psychologie abgewogen sind, bestimmt er das Handeln der anderen, weil er aus ihnen selber heraus denkt. Es gelingt ihm eine ganze Weile, sich zu halten, bis dann durch die Wahnsinnstat eines Malers die dem kommunistischen Machthaber gerade angeheiratete Frau ermordet wird und bei der Untersuchung dieses Kriminalfalles der Intrigant entlarvt und seiner Strafe zugeführt wird.

Das alles aber ist nur der äußere Rahmen und ist nicht so wichtig. Wichtig ist die völlig überzeugende und rückhaltlose Darlegung der Verwüstung der Seelen und der Vernichtung jeder sittlichen Bindung und jedes sittlichen Begriffs durch die rote Gesellschaftsordnung als solche. Der schlimmste Feind des Kommunismus könnte nicht mit besseren Waffen das System angreifen, als dieses Buch es tut. Es ist grauenvoll zu lesen, welche Verrohung in allen menschlichen Beziehungen Platz gegriffen hat. Nicht nur die Beziehungen zwischen Mann und Frau sind zu reiner Abreagierung von Trieben geworden, am furchtbarsten ist die bodenlose Roheit der Kinder gegen die Eltern, ohne daß irgendein Gefühl für den Tatbestand der Roheit sich zeigt. Sonst unterscheidet sich der rote Sumpf in keiner Weise von den schlimmsten Verfallszeiten bürgerlicher Gesellschaften. Aber dies alles folgt logischerweise aus dem System und seiner Lehre selbst, und das ist das Bedeutende und Entscheidende dieses Buches.

Jedes System, es mag auf einer von seinen Urhebern als sittlich gefaßten Idee aufgebaut sein, wird sich in gleicher Form auswirken, wenn es lediglich auf der Macht basiert ist. Hier reagiert das menschliche Leben gegen die Zwangsjacke des Systems und reagiert in den verschiedensten Formen, aber jede Form der Reaktion ist eine Rebellion. Und das ist eine nachdenkliche Lehre für alle Systeme, die nur auf Gewalt sich gründen und nicht in der Lebensschicht der Menschen verankert werden können. Denn jedes solche System geht von dem Irrglauben aus, daß es möglich sei, den Menschen von Grund aus umzubilden, wenn er nur lange genug unter einem starren Zwang gehalten wird. Man kennt genügend Experimente in der Pflanzen- und auch in der niederen Tierwelt, wo es wirklich gelingt, durch völlig veränderte Lebensbedingungen neue Arten und neue Typen hervorbringen. Auf dem menschlichen Gebiet jedoch müssen solche Versuche stets zu entsetzlichen und widernatürlichen Ergebnissen führen, sofern nicht primär die Herstellung des Versuchsobjekts, d. h. des Menschen selber, auf anderen als den bisher gangbaren Wegen gelungen ist.

Dabei kommen — und das ist wohl das Raffinierteste an diesem Buch — die kommunistischen Führer und auch die kommunistische Jugend zunächst scheinbar recht gut weg. Die Vertreter dieses Systems sind mit einer Art Sympathie und Wärme geschildert, dahinter jedoch steht ein gut getarnter, aber abgrundtiefer Haß.

Neben diesen Typen stehen die entwurzelten bürgerlichen Elemente. Da verrät der Freund den Freund, nimmt ihm skrupellos die Frau und gießt über das alles noch einen eiskalten, echt russischen Hohn aus. „In einer zerrütteten Welt kann es auch nur zerrüttete Menschen geben ... Ja, wir sind alle zu Lumpen geworden: auch du, auch ich. Es ist ein Land von Menschenfressern, in dem wir leben." Die Verfasserin arbeitet mit allen dialektischen Mitteln intellektueller Bewaffnung, und man sieht, daß zum mindesten die literarische Tradition eines Dostojewsky für Rußland noch nicht zu den überwundenen bürgerlichen Angelegenheiten gehört.

Die Auseinandersetzungen, die Kämpfe zwischen Mann und Frau und zwischen den Menschen überhaupt, spielen sich auf dem Boden einer für uns fast unbegreiflichen Roheit ab. Aber immer wieder erhebt sich aus jeder Einzelhandlung die Anklage gegen das System.

Durch die gewaltsame Einzwängung von Volk und Wirtschaft in das Prokrustesbett des Marxismus und durch Untergrabung jedes Sittengesetzes, jedes Höherstrebens, jedes Gottesbegriffes, jeder Vaterlandsliebe, durch die Bejahung aller rein animalischen Triebe ist eine Verstümmelung, eine geistige und seelische Entmannung am Menschen vollzogen worden, aus der mit unausweichlicher Notwendigkeit eine vollkommene Zersetzung der menschlichen Persönlichkeit, Verfall und Entartung des Seelenlebens folgen. Durch Zwang und Lüge, die Erstickung jeder Freiheit und die Verneinung, die Verächtlichmachung, ja Aechtung jedes Gefühls und jeder menschlichen Wertung kann nichts aufgebaut werden. Selbst das Geschaffene, auch wenn es nach außen große Dimensionen annimmt, ist hohl und leer. Das Buch ist von W. E. Groeger recht gut verdeutscht worden. Trotz oder gerade wegen seines abstoßenden Stoffes sollte jeder nachdenkliche Leser dieses Buch in die Hand nehmen. Es eröffnet tiefe Erkenntnisse — und nicht nur über russische Verhältnisse.

R. P.

Notizen

Eine Ergänzung der hier oft gewürdigten guten Arbeit der Tuskulum-Bücherei bietet das Buch von Eduard Stemplinger „Von der Aeolsharfe bis zur Xanthippe" (München, Ernst Heimeran), das eine gut zusammengestellte Uebersicht über die Einbürgerung antiker Redensarten im deutschen Sprachgebrauch bringt mit sorgfältiger und zuverlässiger Quellenangabe.

Wichtig für die Geschichte des baltischen Deutschtums ist der Beitrag von O. Hartge „Baltische Kriegshelden" (Reval, F. Wassermann). Das Buch umfaßt die Lebensbilder von Herrmann von Wrangell, dem Jüngeren, Otto Wilhelm von Jersen, Georg Johann von Maydell, Ernst Gideon von Loudon, Michael Barclay de Tolly, Karl Friedrich von Toll, Graf Peter von der Pahlen, Eduard Todleben. D. R.

Politische Rundschau

Die zur Zeit in London tagende Weltwirtschaftskonferenz scheint einen ähnlichen Verlauf zu nehmen wie die vielen Konferenzen, die seit Versailles zusammengetreten sind, um Heilungsversuche an der kranken Welt vorzunehmen. Während bei den ersten großen Treffen der früheren Feindbundstaatsmänner immer leicht eine theoretische Lösung gefunden werden konnte, indem man das Deutsche Reich für alles verantwortlich machte und den Gerichtsvollzieher absandte, um einkassieren zu lassen, ist es heute deswegen so schwer, zu annehmbaren Formeln zu kommen, weil jetzt nur wirtschaftlich gedacht und gesprochen und nicht mehr politisch argumentiert und gehandelt werden kann. Das Reich war die einzige Macht der Welt, die seit Jahren auf die Folgen der Politik von Versailles hingewiesen hat, es hat den wirtschaftlichen Wahnsinn der Siegermächte immer wieder gekennzeichnet und — leider in der Wüste — Vernunft gepredigt. Jetzt sitzen die Staatsmänner zusammen und überlegen, während die Völker hungern und die Arbeiter feiern müssen. Eine blühende Wirtschaft nach der anderen ist verfallen, und an die Stelle des frei schaffenden Menschen sind Zollbeamte und Finanzkontrolleure getreten, die nicht produzieren, sondern Geld kosten. Hinter den Zollmauern, die sich die anderen alle aufgebaut haben, weil die hölzernen Mauern das Glück bedeuten sollten, sind keine blühenden Fluren und arbeitenden Menschen, hinter ihnen wohnt das Elend. Jetzt soll angeblich von der Währungsseite her das Heil kommen; wenn die Währungen stabil sind, dann soll man die Zollblockade der Weltwirtschaft wieder aufheben. Aber schon zeigt sich der Egoismus der einzelnen Völker, die so weit von internationaler Einstellung sind, wie es wohl niemand von den Einberufern der Weltkonferenz angenommen hatte. Amerika soll der angebliche Störenfried sein, indem es erst sein Inflationsprogramm durchführen will, bevor es zu einer Verständigung über die Dollarstabilisierung bereit ist. Also spricht man von Vertagung. Das klingt für die leidende Menschheit besser als der Ausdruck: Scheitern. Sind die Nachrichten, die bisher aus London vorliegen, richtig, dann ist eben die Konferenz bereits gescheitert, es ist schade um jede Pfundnote, die in London noch zur Förderung der dortigen Hotelindustrie ausgegeben wird. Man spricht von regionalen Regelungen, die Länder mit Goldwährung sollen sich verständigen, dann soll Amerika hinzustoßen. Der Gedanke, einzeln vorzugehen, wenn das Ganze nicht sofort erfaßt werden kann, ist an sich richtig. Aber die Länder mit festen Währungen sind, bis eine allgemeine Verständigung erzielt wird, wahrscheinlich erschöpft, so daß sie schwer zur Unterzeichnung eines Vertrages zu bringen sein werden, der ihnen die Handlungsfreiheit auf währungspolitischem Gebiet nimmt. England ist vielleicht am meisten interessiert an einer solchen Regelung, es hält auf gute Beziehungen mit Amerika und ist zahlungswillig. Frankreich ist in vollem Gegensatz zu den Vereinigten Staaten; wir glauben, daß die latente Verstimmung zwischen den beiden Ländern noch verstärkt werden wird, weil Amerika nun das Schuldenproblem anrühren dürfte. Uns stellt sich die Lage so dar, daß keiner der Schuldner an die Vereinigten Staaten bisher so viel geleistet hat, wie Deutschland bereits an alle geleistet hat. Frankreich, das Gold in Fülle und Fülle hat und hortet, weigert sich, seine Schulden zu zahlen. England könnte viel mehr leisten, denn es hat ein unbegrenztes Kolonialland, das eine Generalhypothek zugunsten Amerikas tragen kann. Wir möchten deshalb hier einmal

den Gedanken zur Erörterung stellen, daß die Großschuldner der Vereinigten Staaten verpflichtet werden sollen, ihre Kriegsschulden in Form von Industrieobligationen oder Schiffspfandbriefen bzw. Hypothekenbriefen auf Immobilien Amerika zur Verfügung zu stellen. Die Papiere werden sehr niedrig verzinst und in einer langen Zeit, z. B. 200 Jahren, amortisiert. Die Vereinigten Staaten verzichten auf die Hälfte der eingehenden Zinsen zugunsten der Internationalen Bank in Basel, die sich verpflichten muß, hiervon an alle europäischen Länder langfristige Kredite für die Währungsstabilisierung zu vergeben. Auf diese Weise könnte ein europäischer Währungsfonds geschaffen werden, der die Möglichkeit bietet, zunächst in die europäische Wirtschaft Ordnung zu bringen. Ist diese hergestellt, so wird Amerika ebenso wie England seinen Export auch an Rohstoffen, wie z. B. Wolle und Baumwolle, wieder in Europa unterbringen können und kann dann zu einem inneren Preis der Rohstoffe kommen, der inflationistische Methoden überflüssig macht, so daß auf diesem Wege eine allmähliche Beruhigung der Weltwirtschaft zu erzielen wäre. Da Amerika in großem Umfang nur Zahlungen empfangen kann, wenn es Waren annimmt, müßte es seine Zölle gleichzeitig senken. Die Politiker werden wahrscheinlich Gedanken dieser Art sofort verwerfen, weil sie ihren Steuerzahlern nicht zumuten möchten, zu zahlen. Nun, für Frankreich wäre es eine Kleinigkeit, Milliardenbeträge zu transferieren, für England auch, die Steuerzahler würden durch die aufblühende Wirtschaft eine sehr gute Entschädigung erhalten. Wenn es in London nicht gelingen wird, solche Pläne zu diskutieren, dann sollten die Regierungen einmal reinen Sachverständigen das Wort geben und solche Gedanken dort entwickeln lassen. Wir glauben bestimmt, daß eine Lösung gefunden werden wird, denn kann sie nicht gefunden werden, so droht eine derartige Verschärfung der internationalen Krise, daß mit den schwersten Erschütterungen zu rechnen ist. Deutschland wird durch sie nicht mehr berührt werden, es hat seine schwerste Krise hinter sich. Es ist wie wohl keine Nation der Welt durch ein Elend gegangen, das fast unerträglich war. Wir müssen uns jetzt auf uns selbst verlassen und mit einer Produktionskapazität von etwa 1890 rechnen, die Industrie stellt sich darauf ein. Politisch haben wir in der Welt zur Zeit nicht viel zu wünschen, der Viererpakt ist unterzeichnet und soll für die nächsten zehn Jahre als Ueberbrückungsmittel für aufkommende Schwierigkeiten dienen. Wir können also zunächst die anderen unter sich lassen und aus der unfreundlichen Stimmung, die man uns draußen entgegenbringt, eine abwartende Haltung formen, die in der heutigen Lage der Welt wohl das Beste ist, was es gibt.

Nur die Frage der Abrüstung wird dann als ungelöstes politisches Problem die Beziehungen belasten, in Genf sieht es nicht so aus, als sollte eine Regelung gefunden werden, die uns annehmbar erscheint. Hier werden wir also in Aktivität bleiben müssen, wobei die Säumigkeit der anderen im Zahlen immer einen guten Vorwand für einzelne Kampfhandlungen auf dem Fechtboden der internationalen Politik abgeben wird. Propaganda, die diese Dinge immer wieder aufwärmt und zu politischen Tagesfragen macht, scheint uns richtig zu sein und dringend not zu tun. Dabei, so gut es geht, in Distanz von Genf stehen bleiben. Dort werden wir auch im Arbeitsamt nicht weiterkommen, es liegt eben in Genf. Deswegen kann hier nur die absolute Selbsthilfe zum Ziele führen, man macht, was notwendig und im Interesse der eigenen Wirtschaft erwünscht ist, und läßt einen Klub allein tagen, der nur böswillig debattiert, nicht aber handelt. Die Zweite Internationale ist ebenso der Feind Deutschlands wie der internationale Bolschewismus. Wo sich die Fäden kreuzen, wo sie als feinmaschiger Knäuel zusammengefügt werden, ist zu beobachten und dann demnach zu handeln. Der Kampf wird schwer sein, aber wir sind Kummer gewöhnt, und schließlich wird da und dort einmal Luft werden. Wir möchten in diesem Zusammenhang feststellen, wie richtig es war, die Aufmerksamkeit des Deutschtums immer wieder auf die Machenschaften zu lenken, die von Prag aus in die Welt gesetzt werden. Es ist symptomatisch, daß sich dort eine Emigration zusammengefunden hat, die auch früher schon innerlich gegen Deutschland stand. Fällt denn nicht auf, daß Benesch ihnen gern Gastfreundschaft gewährt und die Belastung der Beziehungen seines Staates mit Deutschland in Kauf nimmt, ohne an Schwierigkeiten zu denken, die ihm daraus entstehen könnten? Wer weiß, welche Stelle in Berlin auch früher schon so gute Beziehungen zu gewissen Zeitschriften und Blättern unterhalten hat, wundert sich nicht, die Herausgeber jetzt gerade in Prag im Kaffeehaus sitzen zu sehen, um dort Verschwörungen gegen das Reich anzuzetteln. Jede Woche wandern Sudetendeutsche ins Gefängnis, jede Woche gibt es neue Zwischenfälle in sudetendeutschen Städten, nur weil die Verhafteten in dem Verdacht stehen, nationalsozialistisch eingestellt zu sein. Die Tschechen verwirklichen den Grundsatz cuius regio eius religio auf politischem Gebiet, wer in dem Lande der Demokratie lebt, muß sich zur Demokratie als Weltanschauung be-

kennen, sonst verfällt er dem Terror. Ist das vielleicht noch Demokratie? Das ist Despotismus in Reinkultur! Es wird bald an der Zeit sein, hierüber einmal vor internationalem Forum zu sprechen, bevor noch weitere Terrorakte vorkommen. Denn schließlich gibt es doch sogenannte Minderheitenschutzverträge, die eine Sicherheit für die Unglücklichen abgeben sollten, die fremder Gewalt verfallen sind.

Es mutet eigenartig an, wenn auf der Grundlage solcher Minderheitenschutzverträge in Genf eine Beschwerde wie die des Herrn Bernheim beraten wird. Wenn das Mode wird, solche Schulbeispiele aufzubauen, wird es bald Leute geben, die ein Geschäft daraus machen, in die Völkerbundsakten zu kommen. Wir meinen, die Fragen des wirklichen Minderheitenschutzes sollten dem Sekretariat in Genf so hoch stehen, daß es nicht Fälle herausgreift, die in diesen Rahmen nicht passen.

An der Donau geht inzwischen der Dreschflegelkrieg weiter. Die Regierung schlägt um sich und scheint sich weiter internationale Hilfe zu holen. Wir wollen zu den Dingen nicht Stellung nehmen, zwangsläufige Entwicklungen kann man nicht in Einzelphasen beschreiben, sie können erst beurteilt werden, wenn sie abgeschlossen sind. Wir wollen uns deswegen auf den Hinweis beschränken, daß augenblicklich von Prag und Paris aus Dementis am laufenden Band in die Welt gesetzt werden, die eine große Nervosität verraten. Da tauchen die alten Kombinationen wieder auf, die eine Art Donaubund zum Ziele haben, eine österreichisch-ungarische Föderation im Rahmen der Kleinen Entente. In Prag wird wohl niemand ernsthaft glauben, daß das Ministerium Gömbös eine Politik treiben wird, die eine engere Verbindung zwischen Budapest und Prag ansteuert. Ungarn sucht sich seinen Markt für den Getreideexport dort, wo er gesichert werden kann, in Italien und im Reich. Wirtschaftliche Notwendigkeiten lassen sich nicht durch politische Wunschbilder umfälschen. Wir sind deswegen der Meinung, daß die österreichische Frage erst zur Klärung kommen wird, wenn in Mitteleuropa erkannt worden ist, daß in der heutigen Zeit ein jedes Volk seine Interessen selbst wahrnehmen muß und von der wirtschaftlichen Seite her Maßnahmen erzwungen werden, die vielleicht der Politik das Konzept verderben.

Zu den Phantasien über eine Neugruppierung des mitteleuropäischen Raumes gehören auch die kürzlich aufgetauchten Pläne des tschechischen Außenministers, einen Wirtschaftsraum von der Ostsee bis zur Adria dadurch zu schaffen, daß zu der Kleinen Entente Polen hinzustößt. Ein östlich so um Deutschland gelegter Ring würde sich nicht halten, denn er würde fast ausschließlich Agrarstaaten umfassen, die ihre Erzeugnisse nicht absetzen können. Der Preisverfall der Agrarprodukte ist letzten Endes der tiefste Grund für die Krise in diesen Ländern. Ein Tauschverkehr innerhalb dieses Ringes würde die Not nicht beseitigen. Wie weit sie in Polen schon gediehen ist, zeigen Bauernunruhen, die kürzlich in Mittelgalizien ausgebrochen sind und nur mit Gewalt unterdrückt werden konnten. Bauernrevolten, wie sie in Polen vorkamen, sind Anzeichen für kommende bolschewistische Unruhen. Wir würden uns nicht wundern, wenn die Sowjetregierung nach Polen hin in Aktion tritt, um von den inneren Schwierigkeiten abzulenken und ein Ventil für die Ernährungskrise zu finden. In den Sowjetstaaten herrscht eine Hungersnot größten Umfanges. Auch die schärfste Zensur kann nicht verhindern, daß die Welt informiert wird. Neben der Ernährungskrise für den russischen Menschen steht eine vielleicht noch gefährlichere Ernährungskrise für die Viehhaltung. In den letzten Jahren sind Millionen von Pferden und Rindern eingegangen, als Vorspann für die Feldbestellung kommt fast ausschließlich nur noch der Traktor in Frage. Von der Erzeugung genügender Mengen an neuen und von der Instandhaltung der alten Traktoren hängt jetzt die ganze Feldwirtschaft ab, es ist bekannt, daß es um die Zugmaschinen nicht gerade glänzend bestellt ist. Wir können nach den vorliegenden Nachrichten damit rechnen, daß die Hungerkrise in der Sowjetunion sich weiter verschärfen wird. Von größter Bedeutung für das Weiterbestehen des jetzigen Regimes wird es sein, ob die Ernte so ausfällt, daß sie für Armee und Polizeitruppe die Ernährung im nächsten Winter sichert. Jedenfalls ist die Ernährungswirtschaft inzwischen der Faktor geworden, von dem allein die Weiterexistenz des Bolschewismus noch abhängt.

Im fernen Osten ist eine vorübergehende Ruhepause eingetreten, Japan, das auf der ganzen Linie seine Ziele erreicht hat, war klug genug, mit China einen Waffenstillstand abzuschließen, um nun zunächst die eroberten Gebiete in Innerasien zu befrieden und seine Machtposition zu sichern. Japan wird uneingeschränkter Herrscher der weiten innerasiatischen Länder bleiben, wobei der neue mandschurische Staat alsbald das Ziel einer lebhaften japanischen Einwanderung abgeben dürfte. Die so geschaffene Abflußmöglichkeit für das übervölkerte Mutterland dürfte sich schon bald als Beruhigungsfaktor für das östliche Inselreich auswirken, das nun auch die Möglichkeit hat,

seine wirtschaftliche Expansion auf dem asiatischen Kontinent zu betreiben. Die Sowjetunion hat, wie wir voraussagten, die Verriegelung des alten russischen Ausdehnungsgebietes im Osten ruhig hingenommen. Die Engländer und Amerikaner werden damit rechnen müssen, daß Japan, das nun von der Landseite her auf den weiten asiatischen Kontinent Einfluß hat, von der geopolitisch günstigen Position aus seinen wirtschaftlichen und politischen Einfluß auf das innerlich uneinige, schwache China weiter verstärken wird. Der mandschurische Brückenkopf des japanischen Inselreiches muß, nachdem durch den abgeschlossenen Waffenstillstand seine Grenzen umschrieben wurden, als bedeutsamer politischer Faktor in der asiatischen Welt gewertet werden. Wir stehen nicht am Abschluß, sondern am Anfang einer Entwicklung, deren erste Anfänge bis auf den russisch-japanischen Krieg zurückgehen. Im größeren Zeitraum betrachtet, wird sie deutlich erkennbar: das japanische Volk hat den Weg der Ost-West-Wanderung für die Asiaten geöffnet. Wir haben mit einer neuen Epoche asiatischer Expansion zu rechnen, die sich auch neue politische Formen geben dürfte, das Auftauchen des Planes, einen besonderen Völkerbund für die asiatischen Völker zu schaffen, zeigt an, daß im asiatischen Raum neue Gebilde im Entstehen begriffen sind, die sich wahrscheinlich schon in kurzer Zeit als weltpolitische Faktoren auswirken werden. Reinoldus.

Vor dem Schnellrichter

Die Weltwirtschaftskonferenz von London wird, nach Maßgabe ihres bisherigen Verlaufes, einen ganz gewaltigen Ertrag auf — psychologischem Gebiet erbringen. Im übrigen ist sie praktisch erledigt. Nicht eine der Vorfragen wurde gelöst, auf deren Lösung die praktische Arbeit überhaupt erst begründet werden konnte. Der staatliche Egoismus war allenthalben größer als das Bedürfnis nach internationaler Zusammenarbeit. Jede Hoffnung auf ausländische Mitwirkung bei nationalen Schwierigkeiten ist fortab eine Illusion. In England wird denn auch schon jetzt eine verschärfte Propaganda eingeleitet, die eine Verbesserung der Ausbeutung des britischen Reiches zum Gegenstand hat. Auch für uns ergibt sich die gleiche Folgerung. Wir bleiben auf unsere eigenen Hilfsmittel angewiesen. London war das Staatsbegräbnis der Weltwirtschaft alten Stils. Ehe die Folgerungen aus dieser Erkenntnis nicht gezogen sind, werden internationale Konferenzen keinen Ertrag bringen. Gerade darin liegt aber ein Gewinn. Die Welt kommt jetzt in die Lage eines Almosenempfängers, der in Hoffnung auf die öffentliche Wohltätigkeit die eigene Arbeit vernachlässigt hat.

*

Hinter dem Rücken Europas vollziehen sich in Asien Ereignisse, die auf unsere Gesamtbeziehungen zur asiatischen Welt weitreichenden Einfluß ausüben können. Aus verschiedenen Quellen stammende Nachrichten betonen immer wieder das Bestreben der Japaner, sich eine Sonderstellung im Fernen Osten zu verschaffen, die einer Beherrschung des Fernen Ostens gleichkäme. Angeblich ist zwischen Japan und China ein Geheimvertrag abgeschlossen worden, der den Japanern einmal das Durchmarschrecht durch chinesisches Gebiet, zweitens die Benutzung aller chinesischen Häfen freigibt und drittens zu einer Art von Oberherrschaft der Japaner über China führen könnte. Man spricht sogar von einem Völkerbund der Ostasiaten. Obschon diese Entwicklung fraglos sehr fühlbare Rückwirkungen auf unsere Lage in Europa ausüben müßte, haben wir uns bisher ebensowenig um diese Dinge gekümmert wie die anderen Völker. Rußland bildet eine Ausnahme. Rußland stünde vor der Gefahr des Verlustes seiner ganzen Stellung im Fernen Osten. Rußland ist schon jetzt praktisch vom Stillen Ozean abgeschnitten. Es muß sich daher zwangsläufig wieder für europäische — sprich polnische — Dinge interessieren. Asien schüttelt den Bolschewismus ab. Da nun aber die Franzosen die Einpeitscher der japanischen Strategie sind, ergeben sich noch weitere Folgerungen: Rußland wird möglicherweise genötigt, auf seine Beziehungen zu Frankreich neuerdings mehr Wert zu legen als bisher. Freilich dürfte gerade die Prüfung dieser Möglichkeiten zu dem Ergebnis führen, daß für Rußland die Beziehungen zum Deutschen Reich auf die Dauer größere Vorteile für Rußland versprechen als eine Verbindung mit Frankreich.

Der Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus tritt immer schärfer in die Erscheinung nach jeder Richtung hin. Der Reichsstatthalter von Thüringen zieht aus ihm die Konsequenz: „Ich befehle Ihnen nunmehr Intoleranz, die Intoleranz gegen alles andere." Mit dem Stempel des Verräters müsse derjenige gebrandmarkt werden, der es wagt, die Richtigkeit der nationalsozialistischen Weltanschauung in Zweifel zu ziehen.

Wie in Zukunft deutsche Menschen anderer Weltanschauung für Volk und Staat wirken sollen, ist schwer abzusehen. Es bleibt ein Widerspruch zu der vom Reichskanzler und von Reichsministern eindringlich geäußerten Aufforderung zur Mitarbeit aller, die guten deutschen Willens sind. Sicher ist, daß es für politische Parteien alten Schlages keine Betätigungsmöglichkeit mehr gibt. Die Parteien aber können sich immer noch nicht mit dieser Tatsache abfinden, weil sie bei Annahme des Ermächtigungsgesetzes wissen mußten, daß sie von da an restlos ausgeschaltet waren. Denn jede parteimäßige Betätigung und jeder Einfluß ist zu Ende, wie jede Kritik vom parteipolitischen Standpunkt. Die Folge ist, daß auch der Parteipresse als solcher praktisch die Grundlage entzogen ist. Ein Blick in die deutsche Presse bestätigt das. Es ist schließlich menschlich verständlich, wenn die alten Parteimenschen wenigstens an der Fiktion der Partei festhalten wollen. Aber sie werden bald Führer ohne Gefolgschaft sein.

Das bedeutet aber nicht, daß nun die Millionen, die sich zu den alten Parteien bekannten, zum Nationalsozialismus überschwenken werden. Darüber sind sich die Nationalsozialisten auch klar. Damit erhebt sich die Frage, wie diese Millionen für den neuen Staat, seine neuen Ziele und für die neue Volksgemeinschaft gewonnen und eingesetzt werden können. Im Katholizismus z. B. tritt der Wille zur Mitarbeit immer stärker in die Erscheinung. Das Zentrum als Partei bietet keine Möglichkeit mehr. Der katholische Mensch hat aber, aus den christlichen Grundsätzen seiner Weltanschauung heraus, ohne allen Zweifel Volk und Staat Wertvolles zu geben. Und er hat den besten Willen, dies zu tun, zumal er in dem neuen Deutschland, mehr als in der Zeit des Weimarer Systems, die Möglichkeit eines Staates und einer Gemeinschaft christlicher Prägung sieht. Aber er sieht noch nicht, wie er unter Wahrung seiner spezifisch-katholischen Weltanschauung mitarbeiten soll. Es ist zu hoffen, daß die Führer im neuen Deutschland bald dem deutschen Katholizismus diese Möglichkeit geben.

*

Die Reformation der evangelischen Landeskirchen, die zunächst reibungslos und von großen Hoffnungen begleitet vor sich ging und die eine Synthese der neu erwachten religiösen Kräfte mit den bestehenden kirchlichen Einrichtungen des Protestantismus zu verbürgen schien, ist in den letzten Wochen zu einem Streit um die Besetzung des Reichsbischofsstuhles geworden. Darin liegen ernste Gefahren, die durch den Rücktritt des nominierten Reichsbischofs nicht beseitigt sind. Es ist daher notwendig, die ganze Frage auf einige klare Feststellungen zurückzuführen.

Der Anstoß zu den jetzt erörterten Reformen geht unzweifelhaft von der nationalsozialistischen Bewegung aus. Der in ihr verkörperte politische Idealismus hat eine Abkehr von Materialismus und Atheismus verursacht. Es ist eine Bewegung mit dem Motto „Zurück zur Kirche!" entstanden. Da der Führer der nationalsozialistischen Bewegung, Adolf Hitler, jedoch Katholik ist, so entstand für die Bewegung eine Lage von besonderer Schwierigkeit, die durch die Ernennung eines protestantischen Bevollmächtigten des Kanzlers, des Wehrkreispfarrers Müller, gelöst worden ist. Vorher hatte sich freilich das religiöse Bedürfnis des Nationalsozialismus schon eine gewisse Form gegeben: die Bewegung der „Deutschen Christen".

Seither ist auch die Kirche selbst von der Bewegung erfaßt worden. Sie griff den Plan der Vereinheitlichung der Landeskirchen mit großem Eifer auf. Daraus entstand die Designierung von Pfarrer von Bodelschwingh zum Reichsbischof, zugleich aber der Konflikt.

Wiewohl nämlich gegen die Persönlichkeit des designierten Bischofs nichts Stichhaltiges ins Feld geführt werden konnte, so war die Nominierung doch überstürzt worden. Die Synthese von alter Kirche und neuer Religiosität ist also auf diesem Wege nicht wahrscheinlich. Diesen neuen Kräften ist ja nicht nur mit einer Reform Genüge geleistet, sie wollen mehr. Sie wollen das evangelische Christentum zu einer lebendigen Kraft machen. Gegen den eingeschlagenen Weg entwickelt sich nunmehr ein Widerstand der alten christlichen protestantischen Kreise. Ihnen erscheint das innerhalb der „Deutschen Christen" gepredigte Evangelium unzulänglich, ja heidnisch. Es entspricht nicht ihrem religiösen Bedürfnis.

In Wahrheit stehen wir daher gegenwärtig vor einer doppelten Reform. Die „Deutschen Christen" bedürfen ebensosehr einer Vertiefung ihrer religiösen Ausdrucksformen wie die Kirchen in ihrer bisherigen Verfassung. Damit ist aus dem Kampf um die Kirche als solche eine Bewegung entstanden, deren Wirkung sich zur Zeit noch nicht übersehen läßt. Es müssen zwei grundlegende Dinge verschmolzen werden: die Ueberwindung des Materialismus und die daraus entstandenen neuen kirchlichen Kräfte, ohne daß dabei das ungeheure, in der Ueberlieferung ruhende Erbgut der evangelischen Kirchen zerstört wird. Erst dann kann die deutsche Reformation wieder daran denken, ihr altes Ziel ins Auge zu fassen, das ja in einer Reformation des Christentums und nicht in der Schaffung einer protestantischen Kirche bestand.

Inzwischen wollen wir der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Bischofsfrage für längere Zeit in den Hintergrund tritt, um den religiösen Werten den ihnen zukommenden Vorrang zu sichern.

*

Graf Bethlen,

Ungarns ehemaliger Ministerpräsident, hat zur Feder gegriffen, um seine Meinung zum „Fall Bleyer" darzulegen. Dieser Meinung kommt besondere Beachtung zu: nicht nur wegen der Stellung Bethlens im öffentlichen Leben Ungarns, sondern auch weil wir es hier mit einem Politiker zu tun haben, dem die Bedeutung der ungarischen Minderheitenfrage wohl bewußt ist, und der gewiß ehrlich einem Ausgleich zustrebt. Daß Bethlen — unter dessen Präsidentschaft Verordnungen herauskamen, die bei ehrlicher Durchführung die kulturelle Lage des ungarländischen Deutschtums wenigstens in gewissem Umfange hätten bessern können — die chauvinistische Kurzsichtigkeit der Behörden, die diese Verordnungen sabotierten, verurteilen würde, stand zu erwarten. Daß aber auch er, wie sein Aufsatz im „Magyar Szemle" beweist, einer wirklich umfassenden und dauerhaften Lösung der Minderheitenfrage kritisch, ja ablehnend gegenübersteht, kennzeichnet erneut die Mentalität des ungarischen „Staatsvolkes".

Wenn Bethlen „mit Bedauern feststellt, daß ein Teil der ungarischen Intelligenz (Seelsorger, Lehrer, Dorfnotäre, Stuhlrichter und sonstige Komitatsorgane) eine vaterländische Pflicht zu erfüllen glaubt, indem er offen oder verhüllt seinen Einfluß dahin aufbietet, daß beim Volksschulunterricht der Kinder die deutsche Muttersprache tunlichst geringe Berücksichtigung finde, oder daß an Vortragsabenden oder bei sonstigen kulturellen Zusammenkünften kein einziges deutsches Wort erklinge" — so ist dem im volksdeutschen wie im staatsungarischen Interesse nur zuzustimmen. Wenn er aber bemängelt, daß Professor Bleyer seine große Rede gehalten habe, wo er doch „auch ohne dieses öffentliche Auftreten sein ins Auge gefaßtes Ziel hätte erreichen können" (und zwar durch direkte Verhandlungen mit der Regierung), so übersieht Bethlen zumindest, daß der Leidensweg der deutschen Minderheit in Ungarn mit nicht erfüllten Regierungsversprechungen gepflastert ist, und daß dem Deutschtumsführer, dem es in der Vergangenheit wahrhaftig nicht an Glauben und Geduld gefehlt hat, nach den vielen bitteren Erfahrungen gar kein anderer Ausweg blieb, als sich an die Oeffentlichkeit zu wenden. Und die gehässige Antwort, die Professor Bleyer auf seine nüchterne und loyale Darlegung der Verhältnisse von seiten der ungarischen Oeffentlichkeit zuteil wurde (wir brauchen auf die plumpen Ausschreitungen der Budapester Studentenschaft nicht noch einmal einzugehen), bestätigte geradezu, wie notwendig es war, freimütig die Wahrheit zu sagen und die kulturelle Entrechtung des ungarländischen Deutschtums vor alle Oeffentlichkeit hinzustellen.

Daß das gesamtdeutsche Volk hinter Professor Bleyer steht, dürfte Graf Bethlen auch auf seiner letzten Reise ins Reich erfahren haben. Jedem Deutschen ist es im Grunde einfach unverständlich, warum der ungarische Staat Schwierigkeiten in einer Frage macht, um deren Lösung er nicht weniger eifrig bemüht sein müßte als die ungarischen Staatsbürger deutschen Volkstums. Und ebenso unverständlich ist es, daß Graf Bethlen in seiner Betrachtung auf halbem Wege stehenbleibt, daß er das Recht der deutschen Minderheit auf eigene Sprache und Kultur zwar zugibt, dann aber wieder autonome Pflege dieser Sprache und Kultur durch staatliche Zwangsmaßnahmen beschränkt. Warum soll es den Deutschen, an deren Staatstreue kein Zweifel ist, benommen sein, eine deutsche Partei zu bilden, wenn ihre Forderungen auf den politischen Widerstand der ungarischen Parteien stoßen? Warum soll ihre kulturelle Organisation nicht frei sein, ist kulturelle Betätigung ohne Freiheit doch gar nicht möglich? Und warum in aller Welt soll verhindert werden, daß eine deutsche Bildungsschicht entsteht, wo doch die ungarische Nation ihren deutschstämmigen Mitbürgern so unendlich viel verdankt? Gerade dieser dritte Punkt zeigt, in welch geringem Maße selbst ein so

kluger Politiker wie Bethlen den Sinn der Minderheitsbewegung in Europa erkannt hat. Denn es gibt keine schlimmere Entrechtung, als einem Volkstum den sozialen und gesellschaftlichen Aufstieg aus sich selbst zu versagen. Ein Staat, der das tut, betreibt Assimilation und kann nicht erwarten, daß ihn Völker und Volksgruppen als Befreier begrüßen.

Damit sind wir wieder dort, wo ungarische Minderheitenfrage und ungarische Revisionspolitik sich berühren. Ohne Befriedigung der Minderheit im eigenen Staate übt der ungarische Staat auf die Volksgruppen in den ihm durch Trianon gewaltsam genommenen Gebieten keine Anziehungskraft aus! Und so sollte Graf Bethlen und ebenso die gegenwärtige ungarische Regierung, wenn sie sich schon nicht, in magyarischen Vorurteilen befangen, ohne Einschränkung zum Grundsatz völkischer Gleichberechtigung zu bekennen wagen, wenigstens die außenpolitische Notwendigkeit, dem Volkstum zu geben, was des Volkstums ist, anerkennen — ganz abgesehen davon, daß Ungarn in einem freien gleichberechtigten Deutschtum den besten Helfer und Propagandisten für seine außenpolitische Zielsetzung hätte.

*

Die Sektion für Dichtkunst

in der Preußischen Akademie der Künste hat in diesen Wochen eine Tagung abgehalten, die nicht nur durch die Wahl neuer Mitglieder Bedeutung über den Augenblick hinaus hatte. Die Akademie erklärte in ihrer amtlichen Verlautbarung, daß sie für die wichtigste Vorbedingung einer wirkungsvollen Arbeitsleistung den Ausbau der Abteilung für Dichtkunst zu einer allgemeinen deutschen Akademie ansähe. Damit wurde das Problem ins helle Licht gerückt, das über der ganzen Einrichtung der Akademie bisher liegt: daß es sich nämlich um eine preußische Institution, nicht um eine Einrichtung des Reiches handelt. Die Akademie untersteht dem preußischen Kultusministerium und erhält von diesem die Mittel für ihre Arbeit; es bestünde theoretisch somit durchaus die Möglichkeit, daß eine gleiche Sektion für Dichtkunst vom bayerischen, vom sächsischen, vom badischen Kultusministerium eingerichtet würde. Wenn aber irgendwo, so ist auf diesem Gebiet ein allgemein deutscher Zentralismus nicht nur berechtigt, sondern notwendig, und es ist sehr vernünftig von der Versammlung der Dichter gewesen, diese Tatsache zu betonen und zu beschließen, sofort die Durchführung des Ausbaues zu einer deutschen Akademie in Angriff zu nehmen. So notwendig die Pflege des Besonderen bei der praktischen Arbeit der einzelnen Dichter ist, so notwendig ist gerade auf diesem Gebiet das Allgemeine, Gemeinsame bei einem zusammenfassenden Gremium der besten deutschen Autoren. Das Besondere ergibt sich bei ihnen von selbst und versteht sich von selbst, wofern sie überhaupt in die Akademie gehören; das Allgemeindeutsche aber ist die Aufgabe der Akademie als solcher und muß daher mit Recht in den Vordergrund gestellt werden.

Was die neuen Mitglieder angeht, die die Akademie berufen hat, so sind es vor allem zwei, bei denen man ohne Vorbehalt zustimmt, der alte Gustav Frenssen und Enrica von Handel-Mazzetti. Frenssen, der in diesem Jahre siebzig wird, ist trotz des Riesenerfolges seines „Jörn Uhl" von der Kritik der Linken im letzten Menschenalter systematisch beiseite geschoben. Man hat seine Bedeutung systematisch so herabgemindert, daß das Publikum überall im Reich, soweit es Instinkt für Werte der Dichtung hat, ihn wohl liest, daß aber innerhalb der Kritik und der Literaturgeschichte seine Stellung völlig falsch gezeichnet und umschrieben war. Gustav Frenssen hat uns in seinem „Untergang der Anna Hollmann" eine der größten und wertvollsten Erzählungen geschenkt, die seit den Tagen Gotthelfs überhaupt entstanden sind. Er hat in seinem Peter Moor als erster lange vor Hans Grimm versucht, ein Heldenlied unserer Afrikaner zu singen. Die Jugend hat ihn begriffen und begeistert gelesen: die papierne Kritik ist mit Achselzucken an diesen Dingen vorübergegangen. Sie sah nicht, daß hier ein Mensch am Werk war mit einer Wärme, wie sie in der gesamten deutschen Dichtung des letzten Menschenalters nur selten noch anderswo sich auswirkte. Es ist hübsch, daß die Akademie von vornherein resolut gezeigt hat, daß sie gewillt ist, diese falsche Wertung auszugleichen und dem Erben Storms den Platz zu geben, der ihm gebührt. Das gleiche ist von der Wahl der Dichterin Enrica von Handel-Mazzetti zu sagen. Vor ihrer Gestalt wird ein anderer Riß sichtbar, der bisher die deutsche Nation auf geistigem Gebiet durchzog: der zwischen Protestantismus und Katholizismus. Enrica von Handel-Mazzetti ist vielleicht die begabteste Dichterin in deutscher Sprache, die seit dem Tode Marie von Ebner-Eschenbachs erstanden ist. In richtiger Erkenntnis hatte auch Julius Rodenberg ihr frühzeitig die „Deutsche Rundschau" geöffnet. Sie hat wie Frenssen ein großes Publikum und unzählige Leser; sie hat sie im wesentlichen auf der katholischen Seite des Landes und

unter Menschen, die dem Literaturbetrieb fernstehen; der hat vom Werk und der Erscheinung dieser Dichterin sehr wenig Notiz genommen, hat sie hinter viel kleineren Erscheinungen des Tages unbeachtet im Hintergrund gelassen. Kümmerlichkeiten des Augenblicks wurden gelobt und gepriesen; diese Frau, in deren Werk das Deutschland der Gegenreformation, der Geist des Barocks, ein ganz großer historischer Blick und ein seltenes Wissen um die Weite der menschlichen Seele leben, die immer wieder das brennende Problem Protestantismus und Katholizismus durchlebte, existierte nicht. Die preußische Dichterakademie hat sich selbst geehrt, als sie in ihrer ersten Sitzung gerade diese Oesterreicherin zugleich mit dem Norddeutschen Frenssen in ihren Kreis holte.

*

Man schreibt uns:

Im Maiheft der „Deutschen Rundschau" hat Carl Haensel unter der Ueberschrift „Zur Krisis unseres Strafrechts" über die Abkehr vom Zweckgedanken Betrachtungen angestellt. Hierzu wird daran erinnert werden dürfen, daß auch Bismarck gelegentlich seiner Ansicht über Grund und Zweck des Strafens Ausdruck verliehen hat. Wie der frühere Großherzoglich badische Staatsminister Dr. v. Brauer berichtet, der von 1881 bis 1888 Vortragender Rat in der Politischen Abteilung des Auswärtigen Amts war und im Jahre 1889 in Friedrichsruh Dienst tat, hat sich der Fürst einmal geäußert:

„Es ist ein großer Fehler unserer Richter, daß sie sich anmaßen, „gerecht" sein zu wollen. Gerecht ist nur der allwissende Gott. Um jede Strafe wirklich gerecht abmessen zu können, müßte man in jedem Fall die weitest gehenden Untersuchungen anstellen. Man müßte das ganze Vorleben des Verbrechers auf das genaueste ergründen, seine Erziehung, Umgang, natürlichen Anlagen, die Anlagen seiner Vorfahren in vier oder fünf Generationen, sein körperliches und geistiges Befinden kennen und in Betracht ziehen — kurz, man müßte tun, was kein Mensch zustande bringen kann. Sagt man aber den Richtern, daß sie einfach als Vertreter der Gesellschaft das Notwehrrecht anzuwenden haben, so lehnen sie dies vornehm ab. Und doch ist es so. Die Abschreckungstheorie ist die einzig richtige Strafrechtstheorie."

Hat der Altreichskanzler — einer der größten Kenner von Menschen- und Völkerseelen — damit so sehr unrecht? Und sprechen hier nicht neben den realpolitischen ethische und religiöse Gesichtspunkte mit: die ruhige Festigkeit eines klaren Verantwortungsbewußtseins, die offene Bereitschaft zu bestimmter Abwehr jeder Störung des Friedens und doch wieder das demütige Sichbescheiden des Menschen vor Gott?

Der andere Beitrag, den wir zu der Frage liefern wollen, ist eine Erinnerung an den Feldherrn Wallenstein, von dem Schiller in seiner Geschichte des zojährigen Krieges sagt: „Furcht war der Talisman, durch den er wirkte." Berühmt, wenn vielleicht auch neuerdings etwas in Vergessenheit geraten, ist folgende, durch Schiller überlieferte Erzählung über diesen Praktiker der Abschreckungstheorie:

„Es geschah, daß Wallenstein einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununtersucht als einen Uebertreter des Gesetzes ergreifen ließ und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung stattfand: „Laßt die Bestie hängen!" zum Galgen verdammte. Der Soldat beteuert und beweist seine Unschuld — aber die unwiderrufliche Sentenz ist heraus. „So hänge man dich unschuldig", sagte der Unmenschliche, „desto gewisser wird der Schuldige zittern." Schon macht man die Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifelten Entschluß faßt, nicht ohne Rache zu sterben. Wütend fällt er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen Vorsatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. „Jetzt laßt ihn laufen", sagte der Herzog, „es wird Schrecken genug erregen."

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Kurt Leese, Hamburg. — H. van Ham, Koblenz. — Professor Dr. Ernst Tießen, Berlin. — Dr. Paul Fechter, Berlin. — Ruth Schaumann, München. — Professor Dr. Jakob J. Baron v. Uexküll, Hamburg. — Hugo Landgraf, Berlin. — Wilhelm Rowsmann, Berlin. — Oberstleutnant a. D. Dr. Friedrich Stuhlmann, Berlin. — Heinz Strakele, Mannheim. — Dr. Werner Wirths, Berlin. — Werner Bergengruen, Berlin.

Für die Schriftleitung: Hans Kraus, Berlin-Wilmersdorf • Für die Anzeigen: Heinz Callm, Berlin
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin • Druck: Wilhelm Greve Aktiengesellschaft, Berlin SW 68
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Uebersetzungsrechte vorbehalten

Gerhard Bückling

Wiederherstellung des Rechts

I.

Die deutsche Revolution des Jahres 1933 stellt die Juristen vor einen Fragenkomplex solchen Ausmaßes, daß sie nach dem Ausspruch eines leitenden Staatsmannes Stoff haben, darüber viele Jahrzehnte zu arbeiten und zu schreiben. Das kann aber nicht davon entbinden, daß man schon heute nach einigen sehr allgemeinen Gesichtspunkten sucht, welche die Bedeutung der Bewegung, soweit sie in das Kulturbereich des Rechts hinüberspielt, erklären könnten.

Die Bewegung knüpft überall an das geschichtliche germanische Recht an. Schon verfassungsrechtlich ist damit die ganze Dialektik des Revolutionsbegriffes aufgerollt. Zunächst scheint es, daß die Zurückführung auf die Geschichte den Gedanken des Revolutionären geradezu ausschließt. Mit Maßstäben eines zeitlich näheren Abstandes wird man das aber nicht sagen können. Das mag folgende Ueberlegung zeigen: das Recht eines Volkes wird durch die Verfassung zusammengehalten. Die deutsche Verfassung von 1919 wird in die zwei Abschnitte, welche die Zuständigkeit der politischen Gewalten und die Grundrechte der Staatsbürger behandelt, eingeteilt. Das Ermächtigungsgesetz berührt nun im wesentlichen den zweiten Teil, die materiellen Richtlinien, welche die Leitsätze für die Gesetzgebung darstellen. Von ihnen können jetzt die Reichsgesetze der Reichsregierung abweichen. Damit ist nun zunächst der revolutionäre Charakter der Bewegung gegeben. Zwar läßt die deutsche Reichsverfassung (Artikel 78) Abänderungen der Verfassung zu. Die Zulässigkeit der Aufhebung der materiellen Gesamtverfassung wird aber vom Standpunkte einer gegebenen Verfassung abzulehnen sein. Die Aufhebung ist daher Revolution.

Dies Ergebnis könnte sich vielleicht ändern, wenn sich in weiterem geschichtlichem Zusammenhange wiederum die bisherige Verfassung von 1919 irgendwie in so hohem Maße als revolutionären Ursprungs und Charakters ausweisen würde, daß sie nicht oder nur bedingt als Recht anerkannt werden könnte. Würde ihr entgegen nicht die Anknüpfung an die Vergangenheit gerade als nichtrevolutionär erscheinen können? Bei der starken Gebundenheit, in der sich die richterliche Gewalt in Mittel- und Westeuropa vielfach befindet, hat zwar die Neigung bestanden, die Legitimation des staatlichen Umwälzungsprozesses von 1918 nach verhältnismäßig kurzer Zeit eintreten zu lassen. Aber der geschichtliche Blick wird sich auf sehr viel längere Zeiträume als die Rechtsprechung einstellen müssen. Schon das alte deutsche Recht stellte an das zeitliche Legitimationserfordernis viel schärfere Anforderungen. Das tritt zum Beispiel in den Grundsätzen zutage, daß Unrecht nicht Recht wird, auch wenn 100 Jahre darüber vergehen — oder: Recht ist Recht, und wer es besitzt, das zeigt sich am Ende. Von hier aus möchte

die Frage berechtigt erscheinen, ob nicht für unseren Fall das geschichtliche, im Grunde niemals aufgehobene Recht durch eine Revolution wieder auferstehen könnte? Das wäre dann aber in Wirklichkeit keine Revolution. Ein solcher Vorgang hätte gerade die Wiederherstellung des Rechtes zum Ziel.

Fehlten nun der Weimarer Verfassung von 1919 wesentliche Rechtseigenschaften? Da muß zunächst vom zweiten grundrechtlichen Teil der Weimarer Verfassung ausgesagt werden, daß eben dieser starke Garantien des historischen Rechtszusammenhanges enthielt. Man hat beobachtet, daß zum Beispiel die Sätze über den Eigentumsschutz eine weiterreichende bewahrende Auslegung vertrugen, als die entsprechenden Sätze der früheren deutschen Verfassungen. Und doch muß zugegeben werden, daß die Verfassung als Ganzes den revolutionären Ursprung, ihren rechtsabbrechenden Charakter nicht stets verleugnen konnte. Man hat diesen Punkt häufig so ausgedrückt, daß ein Widerspruch des ersten und zweiten Teils der Verfassung vorhanden sei: der zweite Teil sichere zwar die Grundrechte und den geschichtlichen Zusammenhang der Entwicklung, der erste drücke aber die hemmungslose Gewalt des politischen Körpers — des Parlaments — aus, das diesen Schutz wieder aufhebe, wenn man die Grundrechte mit dem „Vorbehalte des Gesetzes" belaste, also den politischen Körper der Legislative des ersten Teils in Wirklichkeit über das Recht entscheiden lasse. Man hat die Auflösung dieser Divergenz etwa in der Richtung der amerikanischen Verfassung gesucht, indem man der richterlichen Gewalt in ihren Einzelentscheidungen das Recht der Prüfung der Gesetze und ihrer Nichtanwendung in eklatanten Fällen einräumte. Und doch ist es zu einem innerlich befriedigenden Ausgleich nicht gekommen. Das stark revolutionäre Element, das der hemmungslosen gesetzgebenden volonté générale als einem Mehrheitsprinzip insbesondere dann innewohnt, wenn nicht gewisse unüberschreitbare Fundamentalsätze beachtet werden, läßt sich auch in der Weimarer Verfassung nicht leugnen. Vielleicht wäre mit der Zeit der an französische Beziehungen stark erinnernde permanent-revolutionäre Charakter des ersten Teils durch den zweiten ausgeglichen worden. Diese Lösung ist in der — geschichtlich gesehen — kurzen Frist nach dem Kriege indessen nicht gefunden. So wird man, wenn jetzt ein glücklicherer Ausgleich geschaffen wird, der Bewegung von vornherein einen rechtswiederherstellenden Charakter beilegen können, gegenüber den stark labilen Zuständen, welche die Annäherung des Verfassungsrechtes nach 1919 an die radikale Form des französischen demokratischen Gedankens Rousseauscher Fassung bedingte.

2.

Der Gegensatz des materiellen (grundrechtlichen) Teils der deutschen Verfassung von 1919 und des formalen (politischen) Teils läßt sich auch in dem Widerstreit eines doppelten Gesetzesbegriffes — des formellen und materiellen — ausdrücken. Das formelle Gesetz ist der Rechtsregelbefehl, der aus dem Willen des politischen Souveräns hervorgeht: Die Tatsache des Befehls schafft danach Recht. Das materielle Gesetz dagegen verlangt inhaltliche Qualitäten, um verbindlich zu sein. Diesem Gesetz sind Schranken auferlegt, vornehmlich die des Artikels 109 RV., der auf die besonders in der englischen Rechtsauffassung herausgearbeitete Eigenschaft der Generalität der Rechtsregel, und damit auf den Begriff des objektiven Rechts hinführt. Das formelle Gesetz ist radikal und im Grunde revolutionär. Das materielle dagegen drückt den rechtsbewahrenden Zusammenhang mit den geschichtlichen Grundgedanken der Verfassung aus.

Den geschichtlichen Rechtsgedanken hat man aber auch vorzugsweise in der zweiten Quelle des objektiven Rechtes, in der Gewohnheit, ausgedrückt gefunden. Das materielle Gesetz kommt daher der Gewohnheit näher als das formelle — es führt zum Ausgleich von Gewohnheit und Gesetz. — Weiter entstammt der formelle Gesetzesbegriff

absolutistischen spätrömischen Rechtszuständen; das materielle Gesetz dagegen entspricht der germanischen Auffassung, die den Gedanken der Freiheit und des Wertes der Einzelpersönlichkeit betont. Aber noch in einen letzten Zusammenhang führt der Gegensatz des formellen und materiellen Gesetzes: man kann die grundsätzlichen Kämpfe um den Rechtsgedanken in den letzten zweihundert Jahren in dem Gegensatz einer geisteswissenschaftlichen und einer materialistischen Richtung erblicken. Den Bemühungen des Materialismus, die Abhängigkeit des Rechtes von den „wirklichen" Tatsachen des Lebens, von der Dynamik der Wirtschaft, von dem beweglichen Fluidum des sozialen Lebens zu erweisen und es einem unkontrollierten Fortschritt zu unterwerfen, steht die Ansicht gegenüber, daß das Recht eine Bewußtseinstatsache ist, daß die Idee das Leben beherrscht, daß daher das Recht menschlicher *Gedanke* und nicht bloß *Tatsache*, sondern zugleich *Prinzip* ist. Dies drückt auch das materielle Gesetz aus im Gegensatz zu dem positivistischen, formellen.

Wenn man sich die Entstehung des formellen Gesetzesbegriffs verständlich machen will, so muß man sich vergegenwärtigen, daß das Gesetz überhaupt eine sehr späte Form der objektiven Rechtsschöpfung darstellt. Wenn man von den fortgeschrittenen Rechtsschöpfungsformen des späteren griechischen und römischen Altertums absieht, so stellen die Gesetzbücher der alten historischen Völker, angefangen mit dem babylonischen Gesetz Hammurabis um 2000 v. Chr., dann das mosaische Gesetz, die griechischen Gesetzbücher und später die Codices der mittelalterlichen europäischen Stämme im Grunde nur das *bestehende* Gewohnheitsrecht fest. Um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts beginnt in Europa das Gesetz als selbständige Rechtsschöpfung mit dem Gewohnheitsrecht in Wettbewerb zu treten. Die Kämpfe des englischen Parlaments mit dem Königtum bedeuten im Grunde nur den Streit um die neuentstehende Zuständigkeit des höchsten gesetzgebenden Souveräns. Sie werden durch die glorreiche Revolution entschieden. Die Unterdrückung der Gewohnheit durch das Gesetz setzte sich dann auf dem Kontinent überall bis Anfang des 19. Jahrhunderts durch. In diesem Kampf gewann der formelle Gesetzesbegriff immer mehr an Boden. Er wurde durch die Werke von Hobbes (It is not wisdom, but authority that makes a law), James Mill, vor allem aber Bentham eingeführt, dem in Frankreich Rousseau, in Deutschland Fichte und später Lassalle—Marx entsprechen. Vor allem aber erforderte die später von Austin weitergeführte Theorie Benthams, der das von ihm erstrebte Glück der größten Zahl nur durch eine bewußte, von der Vernunft getragene Rechtsschöpfung gewährleistet glaubte, die uneingeschränkte Herrschaft des Gesetzes. Austin hat im 19. Jahrhundert Benthams Theorie dahin ausgebaut, daß er das historische Gewohnheitsrecht als richterliches Recht erklärte, die richterliche Gewalt aber aus der gesetzgebenden Gewalt des Souveräns ableitete. In Deutschland wurde die Herrschaft des formellen Gesetzes besonders durch Lassalles System der wohlerworbenen Rechte vertreten. Der positivistischen Gesetzeslehre Lassalles entsprach endlich der geschichtliche Tatsachenkult Karl Marx', der das Recht unter die hemmungslose Gewalt ökonomischer Tatsachen stellte und ihm so den grundsätzlichen Charakter nahm. Wir sehen hier über die Erwägung des Gesetzesbegriffs die Verbindung zwischen der späten Lehre des Justitinianischen Rechts, die in *der Tatsache* des Gesetzesbefehls des Fürsten die Gültigkeit des Rechtes sah und die Gewohnheit sich nur unter der Form von Gesetz vorstellen konnte, und dem Marxismus zutage treten.

In England, das sich der Uebernahme des römischen Rechtes im Spätmittelalter am erfolgreichsten widersetzt hatte, hat sich aber auch zuerst am wirksamsten der Widerstand gegen die absolute Gesetzeslehre entwickelt. Noch heute wird in England der objektiven Rechtsschöpfung durch das Parlament *praktisch* nur der Amendementscharakter zugebilligt. Das Gesetz *ergänzt* das common law, in dem sich der alte germanische Rechtsgedanke weiter ausdrückt. Aber auch theoretisch hat sich gerade in England, wo die neue Lehre zuerst entstanden war, die erste Abwehr gegen sie in den Schriften von Locke, Blackstone und Burke entfaltet.

Von diesen Schriften gehen dann die stärksten Wirkungen nicht nur auf Frankreich (Montesquieu), sondern auch auf die deutsche Rechtslehre zu Anfang des 19. Jahrhunderts unter Savigny und Hegel aus. Der Kampf Savignys gegen Thibaut über den Beruf der Zeit zur Schaffung eines Gesetzbuches führt in Wahrheit auf den Gegensatz des formellen Gesetzes und des Gewohnheitsrechtes (common law) zurück, das die historische Schule nach dem Vorbilde des englischen Rechtsdenkens als die vornehmste Quelle des Rechtes ansah. An ihre Auffassung knüpft auch die neue Bewegung in der Kundgebung für deutsches Recht vom 12. Mai 1933 in Berlin, mit den Worten an, „daß man nicht von oben herunter Gesetze machen kann, sondern daß man nur das in Gesetzesform prägen kann, was im Volke schon innerlich erschaffen und Wirklichkeit geworden ist." Es kommt nun alles darauf an, daß jener grundsätzliche Anschluß an den germanischen Rechtsgedanken gesucht und gefunden wird, der die Unterdrückung der historischen Gewohnheit durch den radikalen souveränen Willensbefehl des staatlichen Gesetzgebers als Ergebnis des innenpolitischen Machtkampfes willensmäßig zerrissener Parteien ausschließt. Erst so wird der Kampf des Gesetzes und der Gewohnheit in Deutschland endlich abgeschlossen und auf dem organischen, historisch und damit objektiv gewordenen Rechtsboden beendet.

3.

Die Namen Montesquieus, Savignys und Hegels lassen uns daran erinnern, daß der Kampf um den objektiven Rechtsgedanken nicht eine rein angelsächsische Rechtsfrage gewesen ist, sondern daß er universalen Charakter hat. Besonders die von Montesquieu ausgehenden Wirkungen seiner Gewaltenteilungslehre verkörpern sich in den Ergebnissen der französischen Revolution.

Der Beitrag der deutschen Philosophie besteht besonders darin, daß sie die erkenntnistheoretische Kritik des objektiven und subjektiven Rechtsgedankens geliefert hat, daß sie, nach dem Ausdruck eines sozialistischen Denkers, die Leiden der europäischen Menschheit zwar nicht praktisch, doch in den letzten Schlußfolgerungen des Gedankens durchgekämpft hat. Sie hat die Zurückführung des objektiven Rechts auf den Vertrag (Gesellschaftsvertrag) entscheidend bekämpft, hat den Begriff des Volkes aus dem Massebegriff und aus der Mehrheitsentscheidung ins höhere Kulturbewußtsein der Nation verlegt. Sie hat das objektive Recht von der arbiträren Befehlsgewalt des subjektiven Willens des obersten Souveräns, in dessen Gegenwart die Gesetze schweigen, gelöst und hat den objektiven geisteswissenschaftlichen Gedanken der brutalen Macht zufälliger Einzeltatsachen, der dynamischen Gewalt „positiver" ökonomischer Fakten entgegengestellt. So führt denn der Gegensatz des ersten und zweiten Teils der deutschen Verfassung, über den Ausgleich von Gewohnheit und Gesetz, über den Widerstreit zwischen formellem und materiellem Gesetz schließlich in die Problematik des objektiven Rechtes selbst hinein.

Wie entsteht objektives Recht geschichtlich? Zunächst in einem unter Umständen sich über Jahrhunderte hinziehenden Ausleseprozeß von Einzelregelungen. In ihnen tritt das Destillat der praktischen sozialen Lebenserfahrung zutage. So erhebt sich schließlich in der Erscheinungswelt des Rechtes das objektive Recht als eine die Einzelerscheinungen verallgemeinernde, in große Zusammenhänge gliedernde Form. Das objektive Recht gibt der Einzelentscheidung den Schutz und die innerlich verpflichtende Kraft. Immer aber stammt das objektive Recht zuletzt aus den „subjektiven Bemühungen".

Die weitesten und umfassendsten Perspektiven aber findet der Kampf um den objektiven Rechtsgedanken als Schutz des subjektiven Rechts schließlich im Völkerrecht. Ist nicht zunächst die Forderung des gleichen Rechtes, die immer wieder von der deutschen Außenpolitik so entscheidend geltend gemacht wird, eine Folgerung aus jenem zum unverzichtbaren Wesen des objektiven Rechtes gehörenden Satz von dem all-

gemeinen Charakter der Rechtsregel? Mit dieser Forderung aber verbindet sich in der bekannten Reichskanzler-Rede vom 17. Mai 1933 die Anerkennung des subjektiven Rechtes der fremden Staatspersönlichkeiten in der Form der Anknüpfung an das sogenannte ererbte Recht. Denn nichts anderes als den Appell an dieses will letztlich die Betonung des Verzichts auf den Begriff des Germanisierens und Polonisierens bedeuten. Der Begriff des ererbten Rechtes ist besonders in den englischen und schweizerischen Rechten anerkannt. (Engl. birth-right). Vor allem die Schweiz hat in ihrem innerstaatlichen Leben diesem Gedanken mit Bezug auf die verschiedenen Nationalitäten — zumal in der Schulpolitik, die den ungeschmälerten Bestand ihrer einzelnen Volkstümer gewährleistet — mit unvergleichlichem Erfolge Raum gegeben.

So führt in der geschichtlichen Entstehung wie im gedanklichen Zusammenhang das objektive Recht immer wieder auf das subjektive hin, und umgekehrt. Das objektive Recht wird daher auch für die Frage der Einzelstellung der Nation entscheidend.

Für den Kampf um den objektiven Rechtsgedanken ist es nun sehr kennzeichnend, daß auch im Völkerrecht dasselbe Problem des Ausgleichs der Gewohnheit und des Gesetzes wie im Staatsrecht in den letzten 200 Jahren entscheidend hervortrat. Im Völkerrecht vielleicht noch mehr als anderswo. Denn hier kommt das Problem des objektiven Rechtes noch deutlicher als sonst in der Frage zutage, ob es ein objektives Völkerrecht im eigentlichen Sinne überhaupt gibt. Das Völkerrecht befindet sich noch auf der Stufe einer Rechtsbildung, wo das Gewohnheitsrecht fast allein herrscht. Zu diesem ursprünglicheren Charakter des objektiven Völkerrechts tritt nun der moderne Gedanke des formellen Gesetzes, der Gedanke des souveränen Willensbefehls des Gewalthabers als Quelle des Rechts in einen viel schärferen Gegensatz als im Innenrecht. An dem unüberbrückbaren Gegensatz des formellen Gesetzes zur Gewohnheit zeichnet sich klarer als sonstwo die Folge der Verwerfung des Gewohnheitsrechtes als Recht zugunsten des Befehls des Gewalthabers ab. Damit verliert das Völkerrecht bei seinen überwiegenden gewohnheitsrechtlichen Elementen überhaupt seinen objektiven Rechtscharakter. Fehlt dieser aber, so werden die subjektivrechtlichen Verträge nur durch die jeweiligen Umstände, durch die Macht der Tatsachen positivistisch beherrscht. So erklärt sich der völkerrechtlich vertretene Satz: Wer kann, der darf. Noch in einer zweiten Form wird das Gewohnheitsrecht dem souveränen Befehl unterstellt. Seine Geltung wird nämlich aus seiner Eigenschaft als innerstaatlich gebildetes Recht behauptet. Nun aber ist der Staat — völkerrechtlich gesehen — Einzelner, so daß die Herleitung des Völkerrechtes aus dem Staatsrecht des einzelnen der Unterstellung des objektiven Rechtes unter das arbiträre Einzelbelieben gleichkommt. So triumphiert, ebenso wie in der innerstaatlichen Zurückführung der Gewohnheit auf den formellen Gesetzesbefehl, auch im Außenrecht das subjektive Ermessen des höchsten Gewalthabers. Ein Ausdruck für die Unterwerfung der Gewohnheit unter ihn ist es nur, wenn die Unmöglichkeit objektiver Rechtfertigung eines Diktatvertrages mit der Behauptung abgebogen wird, seine Gültigkeit entspreche eben der Völkergewohnheit. Ist ein solches Gewohnheitsrecht in Wirklichkeit anders möglich, denn als Quadratur des Zirkels? Anders denkbar, als daß es, in der Umgebung des formellen Befehlscharakters des Gesetzes, eben auf den souveränen subjektiven Willen zurückgeht? Es ist keine Frage, daß sich auch in diesem Problem der Kampf um den Rechts- und Gesetzesbegriff abspielt, der es in seiner formellen Eigenschaft zuläßt, daß der rein-subjektive Befehlswille sich der Diktatvertragsform gleichsam als des Plakates einer objektivrechtlich legitimierten Rechtsschöpfungsform bedient.

4.

So führt uns die Berufung auf den germanischen Rechtsgedanken über die Frage des Gesetzesbegriffs und die nach der wahren Natur des objektiven Rechtes immer wieder auf das Prinzip der Ablehnung des subjektiven souveränen Befehls.

Die große Bedeutung des germanischen Rechtes liegt nicht zuletzt in der Vertiefung des subjektiven und objektiven Rechtsgedankens als der beiden nicht verzichtbaren Komponenten des Rechtsbegriffs überhaupt. Ihre Verbindung zu ihm kann sich nur dann vollziehen, wenn beide organisch bleiben, wenn sich also das objektive Recht des Einzeleingriffs, der Einzelregelung enthält, und umgekehrt, wenn die subjektive Rechtsschöpfung (Vertrag) nicht aus ihrer Geltungssphäre heraustritt und allgemeine Bedeutung beansprucht. Die Ueberschreitung nach der einen wie der anderen Richtung ist Willkür. Die Beachtung dieser Grundsätze ist — mit weiterem geschichtlichen Maßstab gemessen — nicht Revolution, sondern die Wiederherstellung des materiellen gegen das formelle Recht.

Georg Weippert

Deutscher Sozialismus

Bei der Frage nach dem deutschen Sozialismus müssen wir uns dessen gewiß sein, daß es sich, wo wir davon hören und lesen, zunächst nur um einen Wunsch, um eine Sehnsucht, bestenfalls um ein Seelenbild handelt und daß alles noch der Klarheit, der wirklichen Einsicht und Bewußtheit mangelt. Hier Klarheit zu erstreben, muß im Augenblick unser besonderes Bemühen sein.

Was deutscher Sozialismus sein kann und sein will, das wird uns etwas einsichtiger, wenn wir unserer Abneigung gegen den Marxismus nachgehen. Auf dem Wege der Abhebung vom Marxismus sollen die Züge eines deutschen Sozialismus gefunden werden.

Sozialismus der Ränge

Es sind — zunächst nur mit einigen Schlagworten — der Internationalismus, die öde Gleichmacherei, die barbarische Nivellierung und ganz besonders das materialistisch-utilistische Gepräge, die uns den Marxismus ablehnen lassen. Der Marxismus meint nur den materiellen Menschen und eben dieses materielle Gepräge, die Verwirtschaftlichung des Denkens hat er mit dem Liberalismus gemein. Es ist somit letzten Endes der Liberalismus, den wir mit einem deutschen Sozialismus zu bekämpfen haben.

Der Liberalismus hat den Satz von der Gleichheit der Menschen aufgestellt, und der Marxismus hat diesen Satz unbesehen übernommen. Ist nun deutscher Sozialismus ein antiliberaler, ein nachdemokratischer Sozialismus — und er ist nur ein d e u t s c h e r Sozialismus, wenn er ein antiliberaler Sozialismus ist — so ist dem liberalen Satz der allgemeinen Gleichheit der Satz von der natürlichen Ungleichheit der Menschen gegenüberzustellen. Notwendig ist dann ein deutscher Sozialismus, weil er ein antiliberaler und nachdemokratischer Sozialismus ist, ein Sozialismus der Stufung, ein Sozialismus der Schichtung, ein „hierarchischer" Sozialismus. Deutscher Sozialismus ist — nur ein anderes eingängigeres Wort — ein heroisch-aristokratischer Sozialismus; und in der Vorstellung eines deutschen Sozialismus schwingt der Gedanke der Sozialaristokratie stets mit. Die Sozialaristokratie! Das ist deutsch und das allein ist deutsch.

Deutscher Sozialismus ist ein Sozialismus der Ränge, ein Sozialismus der Stufen; aber — und das ist entscheidend — diese Ränge und Stufen dürfen nicht ökonomisch fundiert sein. Darum etwa hatte das preußische Dreiklassenwahlrecht nichts mit einer Sozialaristokratie zu tun, denn hier waren ja die Unterschiede ökonomisch fundiert. Oekonomisch fundierte Unterschiede: das ist Liberalismus. Der Liberalismus stellte zwar den Satz von der allgemeinen Gleichheit auf, praktisch aber war damit die Möglichkeit zu den krassesten Unterschieden gegeben. Die theoretische Forderung nach Gleichheit der Menschen hatte die schlimmste ökonomische Ungleichheit zur Folge. Der übermäßig Reiche und der gänzlich Entrechtete und Mittellose, das sind Erscheinungsformen des Liberalismus.

Ungleichheiten, die sich lediglich aus dem Besitz ökonomischer Machtmittel herleiten, sollen fallen. Mit dieser Forderung wendet sich der deutsche Sozialismus speziell gegen den Liberalismus und sein wirtschaftliches Gesicht, gegen den Kapitalismus. Doch Unterschiede, wie sie sich aus den Seins- und Wesensunterschieden aus dem menschlichen Rang und ferner — im Abstand — aus den Begabungs- und Leistungsunterschieden ergeben, sollen in ihren natürlichen Ausmaßen Geltung haben. Zuvörderst also ist ein deutscher Sozialismus ein Sozialismus der Stufung und des Rangs. —

Liberal und Konservativ

Nun ein weiterer wesentlicher Unterschied: der Liberalismus dachte wirtschaftlich, und weil er wirtschaftlich dachte, so verfiel auch der unmittelbare Abkömmling des Liberalismus, der Marxismus, dem Zirkel des wirtschaftlichen Denkens. Die Epoche des wirtschaftlichen Denkens ist zu Ende. Wir stehen am Anfang einer Epoche des politischen Denkens, und das politische Denken ist das radikale Gegenteil des wirtschaftlichen Denkens. Dachte der Marxismus wirtschaftlich, so wird der deutsche Sozialismus politisch denken; politisch, weil er von der Volksgemeinschaft aus denkt. Denn politisch denken, das soll uns heißen, das Ganze im Auge haben, den Staat in den Mittelpunkt rücken. Politik geht für uns erst dort an, wo die privaten, die persönlichen, die kleinlichen Interessen schweigen. Anders ausgedrückt, man muß über den Einzel- und Gruppen-Interessen stehen, um überhaupt Politik treiben zu können.

Die liberale Epoche verstand unter Politik immer Parteipolitik, das ist aber Interessenpolitik. Der Liberalismus hat den Begriff des Politischen verdorben und herabgesetzt. Wir setzen heute wieder dem liberalen Begriff des Politischen den konservativen Begriff des Politischen gegenüber, und nur hier erscheint das Wesen des Politischen in seiner Reinheit. Endlich wird wieder der Politiker mit dem Staatsmann gleichgesetzt, und damit wird dem Politischen die ihm zukommende Würde zurückgegeben. Staatsmann ist hier nur der, der die Privat-, Einzel- und Gruppeninteressen hinter sich gelassen hat. Es gehört mit zu dem Beglückendsten unserer Tage, daß die Idee des Staatsmannes wieder vor uns auftaucht.

Konservatives Denken und liberales Denken stehen sich gegenüber wie das politische Denken dem nur wirtschaftlichen Denken. Hatte der Marxismus eine liberale Grundlage, so hat der deutsche Sozialismus, eben weil er nicht wirtschaftlich, sondern betont politisch eingestellt ist, eine konservative Grundlage. Der deutsche Sozialismus ist ein antiliberaler, ein konservativer Sozialismus, wie der Marxismus ein liberaler Sozialismus ist. Dabei ist das Wort konservativ in einem revolutionären, keineswegs in einem reaktionären Sinne zu nehmen.

Der Liberalismus und — in seiner Nachfolge — der Marxismus glaubten die konservative Haltung mit einer reaktionären Haltung gleichsetzen zu können, und wem heute noch bei dem Worte konservativ ein wenig kalt und unheimlich wird, der beweist, daß

er noch ein heimlicher Liberaler ist. Daß man reaktionär sein kann, auch ohne konservativ zu sein, das sehen wir ja daran, daß heute die Liberalisten und Marxisten die Reaktionäre sind. Reaktionäre sein heißt: wider die Zeit stehen, konservativ sein aber: der Stunde gehorchen. Konservativismus hat die Zukunft für sich, denn konservativ ist man um der Zukunft und nicht um der Vergangenheit willen.

Ein deutscher Sozialismus muß also, wenn wir zusammenfassen, volkhaft sein, er muß aristokratisch sein, er muß politisch sein, er muß konservativ — und zwar für die nächste Zeit — konservativ-revolutionär sein. Und ob wir ihn als volkhaft oder als aristokratisch oder als politisch oder als konservativ bezeichnen: mit all diesen Benennungen wird immer das eine hervorgehoben, daß er nicht Klassen dient, sondern dem Volk, daß er nicht Interessenpolitik treibt, sondern Volkspolitik, daß er nicht privaten Wünschen nachjagt, sondern aufs Ganze sieht, daß er nicht einer Schicht, einer Klasse zu willen ist, sondern für die einzelnen Schichten sorgt, indem er dem Ganzen dient.

Freilich gilt seine besondere Sorge den Schwächsten, den Entrechteten, den Uebergangenen, denn er verstieße gegen den Gedanken der Volksgemeinschaft, wenn er sich nicht der Schwächsten ganz besonders annähme und bei den materiell Stärksten nicht darauf sähe, daß sie ihre Machtmittel nicht mißbrauchen.

Deutscher Sozialismus also meint die Gemeinschaft, die Volksgemeinschaft. Insofern ist deutscher Sozialismus immer der schärfste Widersacher des Klassengedankens. Wie Klassengedanke und Marxismus zusammengehören, so gehören deutscher Sozialismus und Volksgemeinschaft zusammen. Das erste Ziel, das sich daraus für den deutschen Sozialismus ergibt, ist die Eingliederung des Arbeiters, des Proletariers in das Volk.

Der Arbeiter im Liberalismus und Marxismus

Die liberale Entwicklung hat den Arbeiter mehr und mehr aus dem Volk und aus dem Staat hinausgedrängt. Schlimmer: der Liberalismus hat mit der Wirtschaftsform des Kapitalismus das Proletariat geschaffen. Das ist der schärfste Vorwurf, der gegen den Liberalismus erhoben werden kann. Der Liberalismus hat es auf dem Gewissen, wenn sich das Proletariat als „nicht dazu gehörig" empfand. Daß der Marxismus überhaupt entstehen konnte, daß die marxistische Konstruktion überhaupt in die deutsche Arbeiterschaft Eingang fand, das ist eine Schuld des Liberalismus, eine Schuld aus mangelnder Einsicht.

Die Irrtümer des Liberalismus wurden von den Konservativen an der Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert durchschaut. Diese *vorliberalen* deutschen Sozialisten, der Reichsfreiherr von und zum Stein, Ludwig von der Marwitz, Ernst Moritz Arndt (auch Fichte gehört hierher), dachten politisch. Sie haben das, was in Deutschland sein soll, klar erkannt, und mit Schaudern sahen sie voraus, was die liberale Epoche bringen würde. Sie blieben ungehört, sie blieben unverstanden, die liberale Welle brach herein, die Zeit war gegen den Konservativismus, wie sie gegen das Sozialistische war, das Wort in einem deutschen Sinne genommen. Die Zeit schwor auf „Fortschritt und liberale Freiheit".

Eindringlich wies Stein auf die Entstehung eines entrechteten Proletariats hin und sah darin eine Folge des liberalen Interessendenkens, eine Folge des liberalen Wirtschaftsdenkens, das die gesamte Epoche einschließlich der leitenden Staatsmänner ergriffen hatte. Umsonst, das Proletariat entstand, und weil es sich hinausgedrängt sah aus dem Volksverband, griff es, wenige Jahrzehnte nach seiner Entstehung, zum Internationalismus. Aber auch hier bewegte sich das Proletariat — wie im Wirt-

schaftsdenken — auf der Ebene des Liberalismus. Denn der Internationalismus des Proletariats hat seinen Vorläufer im Kosmopolitismus des Bürgertums.

Der Marxismus zieht recht eigentlich immer nur die letzten Konsequenzen des Liberalismus. Der kosmopolitische Bürger wollte sowohl Bürger seines Landes wie Weltbürger sein, er brachte es nicht fertig, sich ganz zu seinem Volkstum zu bekennen, scheute aber auch vor dem unbedingten Einsatz für die Interationale zurück. Diese Halbheit des Weder-Noch, die den gesamten Liberalismus charakterisiert, wurde im Marxismus durch ein doktrinäres Entweder-Oder abgelöst: das Proletariat zählt nicht zum Volk, und die Proletarier aller Länder bilden darum eine Einheit. Der Kosmopolitismus ist zum Internationalismus geworden.

Klassengedanke und Internationalismus sind die beiden Pfeiler des Marxismus, und auch der Klassengedanke ist ein liberales Erbstück, denn de facto gab es im Liberalismus einen Klassenkampf. Aber erst der Marxismus hat die Klassenkampf*theorie* geschaffen, und er hat geglaubt, auch den Sozialismus zur Angelegenheit einer Klasse machen zu können. Der Marxismus meinte, den Klassenkampf durch Klassenkampf bekämpfen zu müssen. Und neiderfüllt hatte er nur eines im Auge: die Entrechtung des Bürgertums. Der Kampf gegen den dritten Stand, gegen die Bourgeoisie wurde zu einer Sache des internationalen Proletariats erklärt, und hier liegt die furchtbarste Verfehlung des Marxismus. Zwar ist es eine Schuld des Liberalismus, dem Proletariat das Gefühl der Volkszugehörigkeit geraubt zu haben, aber das entlastet den Marxismus nicht. Zwar war der Marxismus im Recht, solange es ihm darum ging, die auf ökonomische Machtmittel gegründete Gewalt der Bourgeoisie zu brechen, aber er setzte sich schon ins Unrecht, als er für die Uebernahme der Machtmittel durch das Proletariat eintrat und er sank auf die Ebene des Verbrechens herab durch den entschiedenen Internationalismus.

Hätte sich das Proletariat nicht seiner Volkszugehörigkeit entschlagen, hätte es sich als Volk gefühlt, so wäre es auch dem Sozialismus *einer* Klasse entgangen. Der Marxismus verstieß nämlich gegen das Volkstum, wie er gegen die Idee des Sozialismus verstieß, denn er sah im Sozialismus die Sache *einer* Klasse, die Sache einer Schicht. Deutscher Sozialismus hingegen ist Sozialismus des Volkes, des *gesamten* Volkes, und für ihn kommt die Idee des Sozialismus erst dann rein zur Geltung, wenn der Gedanke des Volkes in den Mittelpunkt gerückt wird.

Deutscher Sozialismus muß darum — will er sich vom Marxismus völlig frei halten — in schärfstem Gegensatz stehen zum Sozialismus nur einer Klasse, zum Sozialismus des Proletariats, zum Sozialismus des vierten Standes. Wie Klassengedanke und Marxismus zusammengehören, so gehören deutscher Sozialismus und Volksgemeinschaft zusammen. Wie deutscher Sozialismus kein liberaler Sozialismus ist und kein Sozialismus einer Klasse, sondern ein Sozialismus aller Schichten, aller Stände, also ein Sozialismus der Volkseinheit, so ist deutscher Sozialismus auch kein Sozialismus der Masse, kein kollektivistischer Sozialismus.

Die Weltstunde des deutschen Sozialismus

Gegen zwei Fronten hat sich ein deutscher Sozialismus zu wenden. Gegen die Front des Liberalismus und gegen die Front des Kollektivismus. Deutscher Sozialismus darf kein Kollektivismus werden, denn deutscher Sozialismus will Gemeinschaft. Kollektivismus aber meint Masse. Massenwahn, Massenrausch, Massenherrschaft, das ist Kollektivismus. Deutscher Sozialismus und Kollektivismus stehen sich darum ebenso schroff gegenüber wie das Volk der Masse. Sozialismus in kollektivistischer Form haben wir im Bolschewismus vor uns. Zum Begriff des deutschen Sozialismus gehört das Volk. Zum Begriff des Bolschewismus die Masse.

Auch der Kollektivismus gehört noch der liberalen Ebene zu. Der Kollektivismus ist nichts Nachliberales. Im Gegenteil, er ist die Endform, das notwendige Endprodukt des Liberalismus. Werden nämlich die liberalen Ideen von der Masse des Proletariats aufgegriffen, dann haben wir Kollektivismus vor uns, und es droht die Herrschaft der Masse. Kollektivismus ist Liberalismus in proletarischer Ausprägung, und der Liberalismus selbst zeugt diesen Kollektivismus. Individualismus führt zur Massenwerdung.

Je schärfer nun die antiliberalen Züge im Gesicht des deutschen Sozialismus hervortreten, desto leidenschaftlicher wird die Ablehnung des Kollektivismus sein, und um so mehr wird er sich der Sozialaristokratie nähern. Die Sozialaristokratie aber, das ist der Antipode des Kollektivismus, und sie ist nur, wenn das ganze Volk in all seinen Schichten „sozialistisch" empfindet.

Die Stunde des „Ich" ist zu Ende, und die Weltstunde gehört dem „Wir". Die Aufgabe des deutschen Volkes in dieser Zeitwende ist eine ganz ungeheure und eine, die allein vom deutschen Volke bewältigt werden kann. Gelänge diese Aufgabe dem deutschen Volke nicht, so trüge die Welt in den nächsten Jahrhunderten ein satanisches Antlitz, und der Prozeß der Selbstvernichtung der abendländischen Welt wäre nicht mehr aufzuhalten. Es ist nämlich dem deutschen Volke aufgegeben, dafür zu sorgen, daß die Epoche des Wir keine proletarisch-kollektivistischen Züge trage. Das einzige Mittel aber, das „Wir" zu einem echten Wir werden zu lassen, ist der Gedanke der Volkseinheit und Volksgemeinschaft. Nicht das Wir einer Klasse, das Wir des Volkes, das ist die deutsche Aufgabe! Und mit ihrer Bewältigung gibt das deutsche Volk der mit der Weltstunde gegebenen Richtung eine höchst bedeutsame Wendung und gleichzeitig zeigt es, wie auch das Wollen der Zeit nur Stoff ist, nur Trieb, der gestaltet und geformt werden kann. Und es wird der Beruf Deutschlands sein, das Wir in der Form des Volkes zu verwirklichen.

Der Träger dieser Weltstunde, das ist ganz zweifellos der Arbeiter, das ist der vierte Stand. Aber, indem er in die Volksgemeinschaft einrückt, ist die Gefahr gebannt, die kollektivistische Gefahr, die unvermeidlich ist, wenn sich der Arbeiterstand als Klasse empfindet. Mit dem Einrücken des deutschen Arbeiters in die deutsche Volksgemeinschaft ist aber weit mehr geschehen als nur Eingliederung einer bisher außenstehenden Schicht. Die Zeit selbst hat damit ein anderes Gesicht bekommen, denn nun sind mit einem Schlage alle auflösenden Tendenzen beseitigt, die auch mit einem kollektivistischen Wir immer noch gegeben sind. Es läßt sich nämlich mit größter Bestimmtheit aussprechen, daß der Kollektivismus die Zersetzung, die der Liberalismus einleitet, zum Abschluß führen wird. Wieder, wie der Liberalismus auch, ohne es zu wollen, und zwar aus egozentrischer, klassenegozentrischer Befangenheit.

Da nun aber der Kollektivismus die notwendige Folge des Liberalismus darstellt, da er auf der Linie der liberalen Entwicklung liegt, so bedeutet also die Eingliederung des Arbeiters in das Volk, so bedeutet deutscher Sozialismus das bewußte Vermeiden und Abbrechen einer vorhandenen Entwicklungslinie. Wagte man keinen Versuch, so ginge die Notwendigkeit der Entwicklungslinie in Richtung des Kollektivismus; der Zersetzungsprozeß liefe also weiter. Hier stellt sich nun Erkenntnis gegen Notwendigkeit, Freiheit gegen Schicksal. Der Staatsmann, wissend, daß die Stunde des Wir gekommen ist, greift schöpferisch ein und gibt dem Wir die Wendung auf das Volk. Dem Schicksal ist vermöge der schöpferischen Freiheit eine Wendung auf das volksmäßige Wir gegeben und das kollektivistische Wir abgestoppt.

Das Reich wäre gescheitert, gelänge uns nicht der deutsche Sozialismus. Denn der deutsche Sozialismus, die verwirklichte Volkseinheit, die restlose Ueberwindung der Klassengegensätze, ist die Grundvoraussetzung eines Dritten Reiches. Nach dem vollzogenen Einigungswerk beginnt erst das Reich seine Mission.

Der Kampf um den Arbeiter und der Ständestaat

Innerhalb des deutschen Sozialismus, innerhalb der deutschen Sozialaristokratie ist nun die Arbeiterschaft die tragende Basis. Auf ihr und über ihr errichtet sich die Pyramide. Es muß heute um den Arbeiter gerungen werden, und darum hat das Einigungswerk sich ihm ganz besonders zuzuwenden. Würde er nicht gewonnen, so wäre der deutsche Sozialismus nicht mehr als ein Traum. Aber mit der Eingliederung der Arbeiterschaft steht auch die Aufgabe vor uns, die Spitze der Pyramide nicht in den Bereich dieses einen Standes hinabgleiten zu lassen. Nicht das Absinken der Herrschaftsspitze in das Arbeitertum ist das Charakteristikum des deutschen Sozialismus, umgekehrt nur in der Aufwertung des Arbeitertums zur Sozialaristokratie, liegt die Lösung.

Die Eingliederung des Arbeiters in das Volk setzt einen tiefgreifenden Gesinnungswandel voraus, sie ist nicht rein organisatorisch zu bewältigen. Der deutsche Sozialismus brächte sich in Gefahr, wollte er organisatorische Möglichkeiten überschätzen. Dies unterscheidet ja aufs schärfste den deutschen Sozialismus vom Marxismus, daß die Ueberschätzung des rein Technisch-Organisatorischen ihren Abschluß gefunden hat. Auch in der Ueberhöhung des Organisatorisch-Technischen ist der Marxismus ein Kind des Liberalismus. Schon der Hochliberalismus und, noch ausgeprägter, der Spätliberalismus gefielen sich in der Ueberwertung des Organisatorisch-Technischen, die in den zwei Schlagworten Zentralisierung und Rationalisierung ihren deutlichsten Ausdruck fand.

Wenn der Marxismus von der „Vergesellschaftung der Produktionsmittel" spricht, so beweist er damit, daß er rein organisatorisch denkt. Auf ein neues Seelentum legt er gar keinen Wert. Der Besitz der ökonomischen Machtmittel muß organisiert werden, nichts weiter. Im deutschen Sozialismus rückt nun an die Stelle der Organisation das neue Seelentum, die neue geistige Haltung. Deutscher Sozialismus ist kein Sozialismus der Vergesellschaftung. Er sieht, im Gegensatz zum Marxismus, im Sozialismus kein rein technisches Problem, sondern immer auch ein solches des Seelentums. Er lehnt darum den technisch-organisatorischen Gedanken der Planwirtschaft ab, ohne aber damit den Gedanken der „Leitung" und „Regelung" aufzugeben. Er schwört also nicht auf einen Plan, der bis ins letzte Detail die Arbeitsgänge festlegt und allen und jedem die Freiheit raubt. Der Leninismus — das ist die Absolutsetzung der Planung und des Apparats — erfährt im deutschen Sozialismus eine radikale Ablehnung.

Der deutsche Sozialismus führt ein neues Grundgefühl herauf, eine neue heroische Haltung, eine Haltung des freiwilligen Verzichts und des Opfers. Er mißtraut der Organisation und gründet seine Institutionen auf einen gewandelten Menschen.

Der deutsche Sozialismus wird im klaren Gegensatz zum Spätliberalismus und zum Kollektivismus mit einem Minimum von Anordnungen auskommen. Er wird nur die unüberschreitbaren Grenzen festlegen, aber auf deren Einhaltung strengstens achten. Im übrigen aber läßt er viel Freiheit; darum gehört ja zum deutschen Sozialismus unabdingbar die Selbstverwaltung. Denkt jeder einzelne an das Ganze, so werden einschränkende Maßnahmen überflüssig. Und die freiwillige Unterordnung und Beschränkung, die freiwillig anerkannte Gebundenheit, der Wirklichkeit gewordene Satz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz", kann von keiner noch so ausgezeichneten Apparatur je auch nur annähernd erreicht werden.

Der deutsche Sozialismus wird sich, weil er den Menschen will und nicht den Sieg irgendeiner menschbeglückenden Doktrin, von Organisationen fernhalten. Er wird nach Formen suchen, die mehr sind als Organisationen, nach Formen, die als Ausdruck einer neuen Haltung gelten können. Und bei dieser Suche bietet sich dem deutschen Sozialismus die Institution des Standes an. Der Stand ist das Mittel zur Verwirklichung des deutschen Sozialismus, und nur die ständische Form ist in der Lage, alle die Forderungen zu erfüllen, die wir an einen deutschen Sozialismus stellen. Deutscher Sozialismus ist darum gleichbedeutend mit ständischer Ordnung.

Wie zum Liberalismus — trotz seiner Forderung nach allgemeiner Gleichheit — die unnatürlichen, überspitzten und zerstörenden Differenzen gehören, so zum Ständestaat der Ausgleich und der natürliche Unterschied. Das Prinzip der Stände ist im Gegensatz zum Liberalismus ein Prinzip der Verhältnismäßigkeit. Sowohl innerhalb der einzelnen Stände wie auch von Stand zu Stand wird darauf gesehen, daß die Verhältnismäßigkeit gewahrt bleibt.

Mit dem Ständewesen werden wieder Bindungen gesetzt, doch wird die Freiheit nicht aufgehoben. Lediglich die Willkür wird getroffen. Wir haben ja nur dann einen deutschen Sozialismus vor uns, wenn das Moment der Freiheit, ständisch gesehen die Selbstverwaltung, gesichert erscheint. Deutscher Sozialismus ist also das Ineinander von Freiheit und Gebundenheit, das Wissen um die Zusammengehörigkeit von Autorität und Selbstverwaltung.

Führung und Dienst

In diesem Zusammenhang ist noch eines tiefen Unterschieds des deutschen Sozialismus zum Marxismus zu gedenken. Wie der Liberalismus will auch der Marxismus nichts von Herrschaft, nichts von Dienst, nichts von Führerschaft und Gefolgschaft hören. Nichts Schlimmeres gab es für den Liberalen und Marxisten als zu gehorchen, als zu dienen. Dienen und Gehorchen ist ja für das liberale Ich gleichbedeutend mit Verlust der Freiheit. Kein Wunder, denn gerade in der Bindungslosigkeit wurde die Freiheit gesehen, Freiheit wurde gleich Ungebundenheit gesetzt.

Der Liberalismus hat das menschliche Urgesetz von Herrschaft und Dienst, von Führerschaft und Gefolgschaft mißachtet. Mehr, er hat es, wo er es antraf, unterwühlt. Die Ich-Epoche vertrug den Führer nicht, sie wollte nur den selbstwilligen Einzelnen.

In der Wir-Epoche kommt wieder der Führer zum Zuge, doch besteht ein tiefer Gegensatz zwischen dem Führer der Gemeinschaft und dem Machtgewaltigen des Kollektivismus. Die Machtgewaltigen des Kollektivismus sind reine Despoten, und darum ist heute jeder einzelne des russischen Volkes unter bolschewistischer Herrschaft ein Sklave des Staates. Im Kollektivismus wird der Exponent der Masse, wie ihn Liberalismus und Marxismus herangezüchtet haben, zum reinen Gewaltherrscher und darum zum Despoten. Das Prinzip der Herrschaft kommt darum im Kollektivismus nie rein zur Geltung. Nur innerhalb einer echten Gemeinschaft verwirklicht sich die Idee der Herrschaft gültig. Nur hier gibt es seinsmäßige, rangmäßige Herrschaft, wie es nur hier freiwillige und darum auch unbedingte Gefolgschaft gibt.

Die wahren Herrscher, wie wir sie in der echten Gemeinschaft vor uns haben, sind Führer der Seele. Ihnen geht es um keine Doktrin; sie tragen in sich lebhafter und deutlicher das Seelenbild ihrer Tage, und es gelingt ihnen, auszusprechen und zu gestalten, was in den anderen nur unterirdisch und dumpf drängt. Jeder echte Führer kommt aus dem Volke, insofern er eben etwas erschaut, erfaßt, gestaltet, was auch in den anderen Angehörigen dieser Gemeinschaft, wenn auch zunächst unbewußt, ruht. Im Führer meldet es sich entweder stärker oder er erfaßt es klarer und bewußter. Hier auch liegt die Verwandtschaft zwischen dem Dichter und dem politischen Führer eines Volkes. Und stets dann, wenn die Volkseinheit erlebt wird, wird auch diese Beziehung erkannt. Insbesondere der dramatische Dichter ist ein Bruder des volksverbundenen Staatsmannes.

Der Führer ist kein cäsarisch gewordener Massenexponent. Wie ja der Massenexponent überhaupt dem Begriffspaar Elite und Masse zugehört und nicht dem von Führerschaft und Gefolgschaft. Das Verhältnis von Elite und Masse bildet sich schon im Liberalismus heraus, und im Kollektivismus schlägt es dann in ein reines Gewaltverhältnis um. Hier die kleine Anordnung der Elite, dort die Masse der Ausführenden.

Dem deutschen Wesen ist das Cäsarische, das Despotische, das Tyrannische zuwider. Dem machtlüsternen Herrscher entziehen und versagen wir uns. Die Herrschsucht empfinden wir als einen Verstoß gegen das Deutsche; denn Herrschsucht ist ja etwas anderes als Wille zur Herrschaft. Machtwille ohne Herrschsucht, d. h. aber Macht um der der Verantwortung willen, das ist deutsch.

Man hat die Herrschsucht als eine Leidenschaft der Romanen bezeichnet und gesagt, die Leidenschaft der Germanen sei die Freiheit. Nur dort ist darum auf deutschem Boden die Idee der Herrschaft erfüllt, wo die Freiheit gewahrt wird. Deutscher Sozialismus ist darum ein Ineinander von Freiheit und Gebundenheit, das bedeutet aber freiwillige Unterordnung, freiwilligen Verzicht, Opfer. Opfer, das immer zur Erhöhung und Steigerung wird. Der Deutsche will dienen und vor allem Gott und seinem Volk. Aber er will in Freiheit dienen, mit Stolz. Dienen ist ihm eine Ehre, und darum auch ist ihm Adel zunächst und vor allem Dienstadel. Zum Adel überhaupt gehört die Bereitschaft zum Opfer, der freiwillige Verzicht. Diese Bereitschaft zum Opfer und zum Dienst machen den Deutschen zum geborenen Sozialisten.

Wird Sozialismus despotisch, tyrannisch — und das wird er auch, wenn er mechanistisch wird — hebt er also die freiwillige Unterordnung auf, dann ist er nicht mehr deutsch. Gerade hier haben wir uns vom Bolschewismus und auch von dem in vielem verwandten Faschismus zu unterscheiden, von der asiatischen wie von der romanischen Form der Herrschaft.

Faschismus oder deutscher Sozialismus?

Der uns zur Aufgabe gemachte Sozialismus muß der deutschen Art gemäß sein, er muß aus dem deutschen Charakter hervorgehen, nur dann ist er ja eine Erfüllung deutschen Wesens. Die deutsche Metaphysik ist eben eine andere als die romanische; darum ist auch ein deutscher Sozialismus etwas anderes als die korporative Ordnung Italiens. Soweit der Faschismus eine antiliberale Bewegung darstellt, ergeben sich zwischen ihm und dem deutschen Sozialismus eine Menge Parallelen, sobald es aber an den konkreten Aufbau geht, müssen sich Faschismus und deutscher Sozialismus von einander unterscheiden.

Der deutsche staatsmännische Stil trägt, verglichen mit dem romanischen, Züge von entscheidender Andersartigkeit. Der romanische Staatsmann — mag man nun an die römischen Cäsaren und an Mussolini denken oder an Napoleon oder selbst an die durchaus römischen Päpste — ist auf Durchsichtigkeit, Klarheit, Ordnung vor allem abgestellt. Alle romanischen Institutionen haben darum etwas Konstruktives, Kühles, Formales. Im stato corporativo kommt das mit großer Deutlichkeit zum Vorschein. Im Vordergrund stehen Ordnung und Regelung, die den zweckmäßigen Ablauf gewährleisten sollen. Der romanische Staatsmann begnügt sich mit der Bewältigung des Gegebenen.

Dem deutschen Staatsmann, der dann wohl immer auch mehr als nur Staatsmann ist, kommt es nicht so sehr auf die Ordnung, auf die Regelung, auf den Rahmen an, in dem sich das Leben abspielt, nicht so sehr auf die Formen, denn er will ja die Seele, er will den ganzen Menschen, darum auch kann der romanische, der römische Politiker mit dem Staat zufrieden sein, der Deutsche aber will das Reich, das Reich, das mehr ist als der Staat.

Der deutsche Staatsmann, der, wenn er ein wirklicher deutscher Staatsmann, auch Träger der Reichsidee ist, meint in erster Linie den Menschen, dessen Innerstes, den religiösen Menschen, nicht, wie der romanische Staatsmann, Ordnung und Regelung.

Wenn wir von deutschem Sozialismus sprechen, so gilt es auf eines noch nachdrücklichst hinzuweisen. Deutsch, das ist die Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit des Lebens. Es gibt eine wesentlich deutsche Achtung der Mannigfaltigkeit und der Eigenart. Speziell wieder dem Romanischen ist dieses verständnisvolle Eingehen auf die Eigenart und den

Eigenwert fremd; die Innigkeit der Anteilnahme, die gemüthafte Versenkung in die Besonderheit, das lebensnahe und lebenswarme Eingehen auf die Eigenheit, trifft man hier nicht. Der stato corporativo entspringt darum auch einer Grundhaltung, die spezifisch formal-organisatorisch ist. Der deutsche Sozialismus aber darf nicht bei der Organisation stehen bleiben, so wichtig diese für den Anfang ist. Der mit der Organisation gesetzte Schematismus und Zentralismus wird aber sofort vermieden, wenn die Idee des Standes unvergessen bleibt. Der Stand, das ist gerade darum eine so wesentlich deutsche Form, weil in ihm und mit ihm die Eigenart, der Eigenwert, die Besonderheit und damit das Prinzip der Freiheit gewahrt ist.

Der Stand, das ist Freiheit in der Gebundenheit, und darum ist nur das Ständewesen dem deutschen Sozialismus angemessen. Im Ständewesen findet der deutsche Sozialismus seine Form.

Kurt Leese

Katakomben-Theologie (Karl Barth)

1.

Am Sonntag, dem 25. Juni 1933, schloß der Bonner Theologe Karl Barth, der Sturmbock und Hauptträger der sogenannten „Dialektischen Theologie", eine Schrift von 40 Seiten Umfang ab, die als Beiheft Nummer 2 zu der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Zwischen den Zeiten" (Chr. Kaiser Verlag, München) unter dem Titel „Theologische Existenz heute!" erschienen ist.

In dieser Schrift zieht Barth einen absoluten Trennungsstrich zwischen sich und der Glaubensbewegung „Deutsche Christen" sowie allen denjenigen theologischen und kirchlichen Gruppen (Heim, Gogarten, v. Tilling, Jacobi, Lilje, Brunstädt, Knak, Lütgert, Ritter, Georg Schulz, Schreiner, W. Stählin), die mit jener Glaubensbewegung in irgendeinem Sinne paktieren. Es stellt sich Barth die Erinnerung an Elias auf dem Karmel ein. Wie Barth jeden „noch so kleinen Theologen" (den unbekanntesten Dorfpfarrer oder „Laienältesten"), wenn er nur „seine Bibel und seinen Katechismus kennt", als den „rechten Bischof, wie er in der Heiligen Schrift vorgesehen ist", ästimiert, so erscheint er sich selbst als Elias redivivus, der die Baalspfaffen abschlachten muß — „theologisch" versteht sich, denn Bonn ist nicht Genf, und Barth ist nicht Calvin (S. 21).

Zu dem, was die „Deutschen Christen" wollen und lehren, müsse er ein unbedingtes und vorbehaltloses Nein sprechen, zum Geist und zum Buchstaben dieser Lehre. Sie habe in der evangelischen Kirche nicht nur kein Heimatrecht, nein, das Ende der Kirche wäre gekommen, wenn die „Deutschen Christen" in ihr zur Alleinherrschaft kämen. „Den zu erwartenden evangeliumswidrigen Dogmen, Verkündigungen und Maßnahmen des deutsch-christlichen Reichsbischofs und seiner Domherren wird Renitenz geleistet werden müssen. Und das alles auch dann, wenn 99 Prozent der bisher ‚evangelischen' Deutschen den ‚Deutschen Christen' zufallen sollten" (S. 32). „Ich halte dafür, daß die evangelische Kirche lieber zu einem kleinsten Häuflein werden und in die Katakomben gehen sollte, als daß sie mit dieser Lehre auch nur von ferne Frieden schlösse" (S. 23).

Nun soll hier nicht die Kritik produziert werden, die Barth an der Glaubensbewegung „Deutsche Christen" und der Institution einer von Bischöfen bzw. einem

Reichsbischof geführten Kirche im einzelnen übt, es soll vielmehr die theologische Position eine Beleuchtung erfahren, die Barth selber einnimmt und von der aus er kritisiert. Wir bezeichnen diese Position als: Katakombentheologie.

Es gelte, die „theologische Existenz" zu wahren, schleudert Barth denen entgegen, die heute rufen: „Baal, erhöre uns!" Was gehört zu dieser Existenz? Eigentlich nur eines, daß man „das Wort Gottes" verkündige und höre. Was ist aber „das Wort Gottes"? Es ist „gekreuzigt, gestorben, begraben, am dritten Tage wieder auferstanden, sitzend zur Rechten Gottes des Vaters". Es ist „Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben". Es ist der im apostolischen Glaubensbekenntnis (Apostolikum) zum Dogma hypostasierte Christus. „In der Kirche ist man sich darüber einig, daß Gott für uns nirgends da ist, in der Welt ist, in unserem Raum und in unserer Zeit ist als in diesem seinem Wort, daß dieses sein Wort für uns keinen anderen Namen und Inhalt hat als Jesus Christus, und daß Jesus Christus für uns in der ganzen Welt nirgends zu finden ist als jeden Tag neu in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments. Darüber ist man sich in der Kirche einig oder man ist nicht in der Kirche" (S. 4 f., 40). Die theologische Existenz bedeutet also — abgesehen einzig und allein vom „Wort" — die absolute Beziehungslosigkeit Gottes zur Welt und Geschichte. Sein Wort-Christus liegt wie ein erratischer Block im weiten Gefilde des Lebens. Man braucht ein Buch, um etwas über die Topographie dieses Ortes zu erfahren. Hat man die „Verkündigung", die vorzugsweise dem Pfarrer oder Theologieprofessor obliegt, „gehört", dann bleibt einem nur die Möglichkeit: entweder zu „gehorchen" oder den Gehorsam zu verweigern. Wer da meint oder behauptet, daß er außerhalb dieses literarischen Bezirkes, vor ihm und unabhängig von ihm, etwas von Gott spüren oder erleben könne, ist ein Verführer oder Verführter und steht jedenfalls nicht in der „evangelischen Kirche". Wehe, wenn wir „unter dem stürmischen Eindruck gewisser ‚Mächte, Fürstentümer und Gewalten' Gott noch anderswo suchen als in seinem Wort und sein Wort noch anderswo als in Jesus Christus und Jesus Christus noch anderswo als in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, und eben damit solche sind, die Gott gar nicht suchen!" (S. 6).

Das „Wort Gottes" befehle zwar „der von Gott der Kirche koordinierten ‚Obrigkeit' nach Römer 13" Gehorsam zu leisten. (Die von Paulus in Römer 13 entwickelte Theorie gilt als „Wort Gottes", nachdem soeben behauptet war: einzig und allein Jesus Christus sei das „Wort Gottes"!) Aber „in Gottes Wort gebunden" sein wollen und gleichzeitig „in dem großen Geschehen unserer Tage einen neuen Auftrag unseres Herrn an seine Kirche" zu sehen (so das „Dreimännerkollegium" am 28. April 1933), das heißt: die theologische Existenz (= das Wort Gottes) an die Politik verraten und das „Erstgeburtsrecht gegen ein Linsengericht vertauschen" (S. 7, 10 ff.). Die Kirche wird allein gewährleistet durch ständige Wiederholung und Bekräftigung ihres „Bekenntnisses" (S. 37).

2.

Barth gibt einmal dem auf beiden Seiten hinkenden „dröhnenden Antiliberalismus" seiner feindlichen theologischen Brüder, der sogenannten „Jung-Reformatorischen", zu verstehen: wer selbst im Glashause sitze, sei nicht dazu berufen, auf andere (das heißt die „liberale" Theologie) mit Steinen zu werfen (S. 31 ff.).

Er prophezeit im Falle eines Sieges der „Deutschen Christen" eine „kirchlich-theologische Schreckenszeit", in der im Gottesdienst „getrommelt" werde und der Göttinger Theologe E. Hirsch die Theologie dazu mache (S. 34). Er perhorresziert eine „Glaubensbewegung", die sich „durch die Mittel der Gewalt im Stil der politischen Massenversammlung und des politischen Propaganda-Marsches Gestalt und Nachdruck" gebe (S. 25 f.).

Er erkennt einen „Führer" in der Kirche nur an, wenn er als wirklich Führender (wie Hitler im Staat) da sei, nicht wenn, um ihn zu produzieren, erst eine Institution wie die des autoritären Bischofsamtes geschaffen werden müsse, um sie hernach mit einem Führer zu besetzen. Ja, wenn es so wäre, wie in der Reformationszeit! Da war die Führung der Kirche in Luther und Calvin (die keine Bischöfe waren, denen ihr „schlichtes" Amt als Prediger oder Professor genügte) Ereignis: „sehr autoritär, sehr geistlich, aber vor allem sehr wirklich" (S. 17). Doch davon könne heute keine Rede sein. —

Wir meinen mit Barth, daß, wer selbst im Glashaus sitzt, nicht mit Steinen werfen sollte.

Wann war denn die Kirche — bei Sekten und Konventikeln freilich konnte es anders sein — an der Politik jemals so auffallend desinteressiert? Wann und wo hat sie jemals in der Geschichte bestanden, ohne vom Staat geschützt und garantiert zu sein? Und wenn sie es, seinen Verfolgungen ausgesetzt, nicht war, wenigstens darum zu kämpfen und danach sehnlichst zu streben. Von woher ist den Kirchen und Konfessionen denn die Möglichkeit erwachsen, in Freiheit ihres Glaubens und ihrer Bekenntnisse zu leben, wenn nicht von seiten der modernen Nationalstaaten, nachdem der kirchliche Einheitszwang des Mittelalters zerschlagen war? Von wem ließ sich die alte Kirche die volle Parität mit dem Heidentum gewähren? Von Konstantin dem Großen. Bei wem hat Luther und sein Werk Bewahrung vor dem Untergang gefunden? Beim Territorialstaat des 16. Jahrhunderts, beim Landesherrn, beim Landesvater. Wer brauchte und verlangte „Sicherheitsplätze" in Frankreich? Die Hugenotten. Wer gewährte den französischen Refugiés volle Kultusfreiheit? Der Große Kurfürst. Wer kämpfte für die Gewissensfreiheit der Puritaner gegenüber Presbyterianern und Hochkirche in England? Oliver Cromwell und seine Eisenseiten. Wer ließ in England verschiedene Kirchen zu und gab so dem englischen Dissentertum die Freiheit zu selbständiger Kirchenbildung? Die Toleranzakte Wilhelms III. von 1689. Wer ließ jeden „nach seiner Fasson selig werden" und also auch die Kirche? Das friderizianische Preußen. Wer gewährte den Nicht-Katholiken in Oesterreich eine wenn auch nur beschränkte Duldung? Das Toleranzpatent Josephs II. von 1781. Wer gewährte den Protestanten Frankreichs völlige Freiheit und setzte in zahlreichen ihm unterworfenen Ländern die Religionsfreiheit durch? Napoleon I. Was wäre aus der evangelischen Kirche und ihrem Bekenntnis geworden (mit denen Barth gegen den Staat und seine Politik auftrumpft) ohne den Staat und seine leitenden Männer!? Was würde aus den Theologieprofessoren, wenn der Staat sie nicht besoldete? Nie hat die Kirche, auch die rechtgläubigste und bekenntnisfreudigste nicht, ihre Angelegenheiten allein durch das „Wort Gottes" geregelt. Warum sollte sie es gerade heute tun müssen?

Und andererseits: hat der Staat der Kirche etwa die Freiheit ihrer Bekenntnisausübung gegeben, weil die Kirche dem Staat das „Wort Gottes" sagte, so sagte, daß er nicht anders hat handeln können, als den Gläubigen Gewissens- und Kultusfreiheit zu gewähren? Wer leitete mit über tausendjähriger Geltung aus dem „Wort Gottes" (Lucas 14,23: „Und der Herr sprach zu dem Knechte: Gehe hinaus an die Straßen und Zäune und nötige sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde") die Pflicht der Ketzerverfolgung ab? Der Kirchenvater Augustinus. Wer kam nach besseren Anfängen mehr und mehr dazu, die Aufrichtung der wahren Kirche auch durch obrigkeitliche Zwangsmittel zu befürworten? Martin Luther. Wer wollte die „Täufer" als Aufrührer und Gottesleugner mit dem Tode bestraft wissen? Luther. Wer rief nach dem „Meister Hans", das heißt dem Henker, wenn das „Wort Gottes" nicht zulangte? Luther. Wer sagte den Fürsten: Schlagt die (bis aufs Blut gepeinigten) Bauern tot wie „tolle Hunde"? Luther. Wer hat ohne weiteres die Todesstrafe für

„Ketzer" gefordert? Melanchthon, Menius und Calvin. Wer hat sein „Gottesreich" mit Feuer, Schwert und erbarmungslosen Folterqualen durchgesetzt? Calvin. Wer hat auf bloßen Verdacht hin seine Opfer unmenschlich martern, an Ketten schmieden, mit glühenden Zangen zwicken, an Seilen aufziehen und sogar einmauern lassen? Calvin. Wer hat in der kurzen Zeit von Februar bis Mai 1545 vierunddreißig Personen dem Henkerstode durch das Schwert, das Feuer, den Galgen oder die Vierteilung überantwortet? Calvin. Wer hat während der vier Jahre seiner unbeschränkten Macht 800 bis 900 Verhaftungen, 76 Verbannungen und 58 Todesurteile angeordnet? Wer hat selbst spielende Kinder dem Kerker überwiesen? Calvin. Und das alles mit dem „Wort Gottes" und dem „Bekenntnis" der Kirche in der Hand. Schon ein oberflächlicher Blick auf einige Daten der Geschichte scheint mir zu beweisen, daß Staatsmänner und Politiker nicht schlecht gegen die unduldsamen Prediger des „Wortes Gottes" abschneiden.

Wahrlich, diese Kirchenführung, die K. Barth gegen die von den „Deutschen Christen" geplante Bischofsführung apostrophiert, war in der Tat „sehr autoritär, sehr geistlich, aber vor allem sehr wirklich". Wer selbst im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen.

3.

Mag man sich zur Glaubensbewegung „Deutsche Christen" und zur nationalsozialistischen Kirchenpolitik wie auch immer stellen, es ist komisch, wenn Barth spottet, man habe es in der Theologie der „Deutschen Christen" „mit einer kleinen Sammlung von Prachtstücken aus dem großen theologischen Mülleimer des jetzt so viel gescholtenen 18. und 19. Jahrhunderts zu tun" (S. 25). Gesetzt, es wäre so, so könnte man eine Mülleimertheologie nicht durch eine Katakombentheologie überwinden. Diese Theologie, die da sagt: „Der heilige Geist braucht keine ‚Bewegungen'. Die allermeisten ‚Bewegungen' hat wahrscheinlich der Teufel erfunden" (S. 37) — scheint endgültig dazu verurteilt zu sein, die stagnierenden Angelegenheiten eines sich immer mehr verengenden theologischen Konventikeltums zu besorgen. Diese Theologie mit ihrem sturfanatischen, an Fetischismus grenzenden Bibelkult, diese Theologie ohne Wärme der Seele und des Herzens, diese Theologie ohne Weite des Blicks und des Geistes, diese Theologie der engsten und engherzigsten Horizonte, diese Theologie ohne ein Gran Dankbarkeit für die, die um die Freiheit des Gewissens und Glaubens, um die Freiheit des Denkens und Forschens im 18. und 19. Jahrhundert gelitten, gekämpft und gesiegt haben, diese Theologie gehört in der Tat in die — Katakombe.

Was wir von einer zukünftigen protestantischen Theologie statt dessen erhoffen? Daß sie, den „Biblizismus" durchbrechend, zu ihrem echt christlichen und reformatorischen Gehalt jene Weite und Universalität des Lebens hinzugewinnen möge, die sich für Goethe in dem heidnisch-frommen Wort symbolisierte:

„Groß ist die Diana der Epheser."

Eine Theologie, die aus der Dumpfheit der Katakombe zu jener Weite und Universalität der Wirklichkeit durchbräche, die derselbe Goethe

„die Breite der Gottheit"

nannte*).

*) Vgl. zu den obigen Darlegungen auch meine Artikel „Völkische Religion und Christentum" („Deutsche Rundschau", Juli 1933) und „Risse und Spannungen in der gegenwärtigen protestantischen Welt" („Kommende Gemeinde", Herausgegeben von J. W. Hauer, 1933, Heft 4).

Erich Maschke

Deutsche Grundlagen in der polnischen Kultur

Nichts ist natürlicher, als daß Völker die Güter ihrer Kultur austauschen, und es ehrt die Gebenden wie die Nehmenden, wenn echte Werte von den einen zu den anderen getragen werden. Voraussetzung solchen Austausches ist zweierlei: die Fülle der kulturellen Leistungen bei den einen, die bedeutsam und allgemeingültig genug wurden, um auch außerhalb des ursprünglichen Lebensraumes gedeihen zu können; und auf der anderen Seite das Bedürfnis nach solchen Werten, die Bereitschaft, sie aufzunehmen, der leere Raum, nach dessen Erfüllung es drängt.

Wer diesen Kulturvorgang, einen der wichtigsten jeden Völkerlebens, verfolgt, wird nicht nur die Leistung des Gebenden bewundern; auch der Empfangende mußte ja der Gabe würdig sein und konnte, wenn er es war, bald die eigene Leistung als stolze Gegengabe neben die fremde stellen. Daher erhebt sich nicht nur die Frage nach dem Abströmen kultureller Güter aus höheren nach tieferen Ebenen des Völkerlebens, sondern mit ihr ist auch untrennbar die Frage verbunden, ob und wie der Empfangende sich der Werte würdig erwies, die er in seinen Lebenskreis aufgenommen hatte, und ob er der Verpflichtung eingedenk war, die aus der Uebernahme höherer Lebensformen folgte.

Dabei darf noch etwas anderes nicht übersehen werden. Die Güter der Kultur wandern nicht an sich und aus eigener Kraft, sondern in der Bindung an den Menschen. So selbstverständlich es ist, daß die italienische Kunst zunächst mit den italienischen Menschen wanderte, oder zumindest von den Lernenden an den Stätten ihrer Geburt aufgesucht werden mußte, so selbstverständlich sind auch soziale Lebensformen zunächst durch den Menschen, der in ihnen lebte, weitergetragen worden.

Das gilt nicht zuletzt für den großen geschichtlichen Vorgang der ostdeutschen Kolonisation, der sein umfassendstes Ausmaß zwar im Mittelalter erhielt, in seinem grundsätzlichen Charakter aber bis in das Zeitalter des Kapitalismus und der Industrialisierung hinein gegolten hat. Seine größte Leistung bestand in dem Geschenk höherer Rechts- und Wirtschaftsformen an die jüngeren und noch unentwickelten Völker des Ostens. Die höhere Agrarkultur, die Stadt mit ihren spezifischen Formen der Selbstverwaltung, der Gewerbefleiß des Merkantilismus und die Unternehmungslust der modernen Technik sind solche Erfolge rechtlicher und wirtschaftlicher Entwicklung, die gern und willig von den Völkern Osteuropas zugleich mit dem deutschen Menschen, der sie brachte, aufgenommen wurden. Aber man darf den Vorgang des Abströmens deutscher Menschen und ihrer Kulturleistungen nicht auf diese Lebensgebiete beschränken. Sieht man die Einheit dieses gewaltigen geschichtlichen Stromes nach dem Osten, so ist es vor der Wirtschaft erst die Kirche, mit beiden aber Kunst und Wissenschaft, in denen neue Werte auf diesem Wege vermittelt wurden.

Daher wird der ganzen Fülle dieser Erscheinung nur eine Frage gerecht: wo erschien der deutsche Mensch im Osten, was brachte er — und wie dankten es ihm die empfangenden Völker? Auf sie soll, soweit sie Polen betrifft, im folgenden unter Hervorhebung der grundsätzlichen Entwicklungslinien, eine Antwort versucht werden.

Die Annahme der Taufe durch Herzog Mjsko von Polen (966) stellte nur den Auftakt zur Christianisierung seines Landes dar. Mit ihr war der Anschluß an den Westen, an „Europa", zunächst angebahnt, freilich nur in dem Sinne, daß neue, bisher unbekannte Bedürfnisse kultureller und kirchlicher Natur befriedigt werden mußten. Ihre Vorbilder lagen im Westen und Südwesten. Aber sie konnten nicht einfach kopiert werden, sondern brauchten Mittler und Träger, welche dem jungen Volke des Ostens die Lebensformen boten, nach denen es zu streben begonnen hatte.

Daher vollzog sich gegen das Ende des 10. Jahrhunderts in Polen der Vorgang, der zunächst für alle neuchristianisierten Gebiete natürlich ist: der Klerus, der die neue Kirche bauen sollte, kam aus älteren Räumen christlichen Lebens. Freilich zeigte sich in Polen bald ein Unterschied, der Jahrhunderte hindurch gegolten hat. Am unteren Hange des europäischen Kulturgefälles gelegen, hat es sich nicht nur gegenüber allen Neubildungen, die aus dem unerschöpflichen Schoße der abendländischen Kirche entstanden, rein rezeptiv verhalten; es hat auch, wenn es diese übernahm, nie auf die Menschen fremder Völker und Länder verzichten können, die ihm die neuen Werte und Formen boten.

Das slawische Nachbarvolk der Tschechen hat daran gerade für die Anfänge der christlichen Kirche in Polen keinen ganz geringen Anteil gehabt. Daß Italien, die Heimat der römischen Kirche, auch nach dem Osten für den Aufbau der kirchlichen Hierarchie von seinem Klerus abgab, ist sehr verständlich. Endlich waren es wohl politische und nicht religiöse Gründe, die auch zu einer Verbindung der polnischen Kirche mit dem Westen führten. Aus leicht erkennbaren Gründen ist die polnische Forschung daher gerade den Fäden nachgegangen, welche die Entwicklung des Archidiakonats, die Texte von Psalterien, bestimmte paläographische Formen und anderes mehr mit dem Erzbistum Trier und besonders Lüttich verbanden, hat zum Teil diese Erscheinungen überschätzt, und andererseits vergessen, daß sie auch hier nur den großen Zusammenhang anrührte, der Polen mit dem Reich und der deutschen Kirche des Mittelalters verband. Innerhalb der Ordensgeschichte verweist die Filiation für Benediktiner, besonders aber für einzelne Zisterzienserklöster nach romanischen Ursprüngen und nach Frankreich.

Man darf diese Beziehungen nicht überschätzen. In allen Entscheidungsstunden, in bedeutsamen schöpferischen Neu- und Umformungsprozessen der polnischen Kirche sind es, soweit Fremde daran mitwirkten, gerade Deutsche gewesen, die sich und ihr Werk bereitwillig für den jungen, unfertigen Osten einsetzten. Magdeburg, die Schöpfung Ottos des Großen, hat im ersten entscheidenden Abschnitt dieser Entwicklung Pate gestanden.

Gewiß lassen sich sowohl für Gnesen wie für Krakau erste Spuren einer kirchlichen Organisation erkennen, welche ohne unmittelbaren deutschen Einfluß begann. Aber sie bezeugen nicht mehr, als das Vorhandensein eines kulturellen Bedürfnisses, als die Auflockerung des Bodens, in den andere Hände den Samen senken sollten. Jordan, der erste Bischof von Posen, kam aus den Zusammenhängen der deutschen Kirche. Adalbert von Prag, der erste Märtyrer der jungen polnischen Kirche, war von der Mutter her ein Blutsverwandter des deutschen Königs Heinrich II. und empfing seine Bildung in Magdeburg. Sein Opfertod (997) öffnete die Tore zur Gründung der polnischen Metropole. Als im Jahre 1000 das Erzbistum Gnesen errichtet wurde, wurde Gaudentius Erzbischof, nicht als Slawe, sondern als Bruder des erschlagenen Märtyrers. Als seine Suffragane aber erscheinen Reinbern von Kolberg, Poppo von Krakau, Unger von Posen, dessen Suffraganverhältnis freilich ungeklärt ist, und Johann von Breslau. Die drei ersteren sind gewiß Deutsche, der letztere vielleicht nicht. Welch außerordentliches Bild: der Episkopat eines jungen, ehrgeizigen, aufstrebenden Landes wird von Ausländern aufgebaut. Es sind vor allem Deutsche, welche in der Geburtsstunde der polnischen Kirche helfend und schaffend bereitstehen.

Dieses Bild hat sich in der gleichen Geschlossenheit nicht mehr wiederholt. Aber auch, als Herzog Kasimir nach Beendigung eines heidnisch-antidynastischen Aufstandes seit 1038 die Neuordnung seines Landes durchführte, die ihm den Beinamen des Restaurators einbrachte, benutzte er für die Kirche die verwandtschaftlichen Beziehungen, die ihn durch seine Mutter Richeza mit Deutschland verbanden: der Abt Aron, der neue „Erzbischof von Polen", kam (1046/49) aus Köln an seine neue Wirkungsstätte. Auch in Zukunft hat der deutsche Mensch im polnischen Episkopat und in den Domkapiteln keineswegs gefehlt.

Man darf, will man die Bedeutung des deutschen Elementes in der polnischen Kirche erkennen, freilich nicht so sehr nach dem zahlenmäßigen Umfange desselben, als nach seiner Leistung in entscheidenden geschichtlichen Situationen von symptomatischer Bedeutung fragen. Die Mission der Ostseeländer Pommern und Preußen war für Polen seit Boleslaw Chrobry ein wichtiger Punkt seines machtpolitischen Programms. Die Mißerfolge dieser polnischen Missionsversuche brauchen uns hier nicht zu beschäftigen. Bedeutsamer ist etwas anderes. Adalbert von Prag († 997) und Brun von Querfurt († 1009), die beiden ersten Preußenmissionare im Dienste Polens, Reinbern von Kolberg, der erste, für die Mission Pommerns eingesetzte Bischof, kamen aus der geistigen Schulung Magdeburgs: die beiden letzteren waren Deutsche. Otto von Bamberg, der Missionar Pommerns, den Boleslaw Krzywousty 1123 berief, weil er seit drei Jahren „keinen unter den geeigneten oder ihm vertrauten Bischöfen und Geistlichen zu diesem Werke veranlassen konnte", der Zisterzienserabt Gottfried und Bischof Christian, die im Anfange des 13. Jahrhunderts die preußische Mission wieder aufnahmen, waren Deutsche, der Dobriner Orden, der 1228 zum Schutze Masowiens gegründet wurde, bestand aus mecklenburgischen Rittern, der Deutsche Orden hat den Namen seines Volkes für immer an die Gestade der Ostsee getragen. Die Mission, die von Polen ausgeht, wird bis zum 14. Jahrhundert von Deutschen durchgeführt; einzelne Italiener verschwinden daneben völlig. Ferner darf man an die außerordentliche Bedeutung des deutschen Klerus in dem großen sozialen und politischen Umwandlungsprozeß besonders in Kleinpolen und Schlesien erinnern. Deutsche Geistliche, die mit dem großen Kolonistenstrom seit dem 13. Jahrhundert eingewandert waren, aber auch eingedeutschte Polen, wie der aus Schlesien stammende Krakauer Bischof Johann Muskata (1295—1320) haben für den Anschluß Polens an die höhere Kultur des Westens Bedeutsames geleistet. In Masowien endlich finden wir, als es mit der Berufung des Deutschen Ordens nach Preußen um die kulturelle Umwandlung des ganzen südöstlichen Ostseeraumes ging, den Bischof Gunter von Płock, den Propst Berwuld und den Dekan Wilhelm des płocker Kapitels, wohl auch den Bischof Michael von Kujawien als Deutsche.

Ebenso auffällig ist der deutsche Einfluß im Regularklerus. Wenn auch deutsche Mönche an den ersten Gründungen von Benediktinerklöstern teilhatten, so sind hier wohl eher Italiener und Tschechen führend gewesen. Anders stand es bei den späteren Neuschöpfungen der Kirche. Die Zisterzienser, deren strenge Filiation die Verbindung zu den deutschen Mutterklöstern an Rhein und Saale aufrecht erhielt, die Franziskaner, deren deutsche Klöster auf schlesischem Boden bereits zwei Generationen nach dem Tode des Ordensgründers den erbitterten Widerstand des polnischen Klerus erfuhren, die Ritterorden, deren „deutsche Zunge" auch in Polen reichen Besitz erwarb, sind solche Neuformungen, die, von deutschen Menschen getragen, das kirchliche Leben Polens bereicherten.

Ueberblickt man die Geschichte des deutschen Elementes in der polnischen Kirche, so wird man sein Wirken am stärksten und intensivsten immer in den Anfängen der Entwicklung finden, als neue Formen in den Gebieten höherer Kultur in Europa vorgebildet waren und nach Polen gebracht werden konnten, als umgekehrt das Bedürfnis nach neuen kirchlichen Werten der Befriedigung durch auswärtige Kräfte harrte. Dabei ist freilich die Epoche vor der ostdeutschen Kolonisation deutlich von der eigentlichen Kolonisations-

zeit geschieden: bis zum Ende des 12. Jahrhunderts ist der deutsche Geistliche im polnischen Klerus doch immer nur ein einzelner; vom 13. Jahrhundert an ist er Teil der deutschen Volksgruppen, die mit dem Strome der Kolonisation auch tief nach Polen hineinkamen. Mit diesem Zeitpunkt wird die Stellung der deutschen Geistlichkeit in Polen vor allem eine Teilfrage des ganzen Kolonisationsvorganges. Auch darüber hinaus hat das Abströmen kirchlicher Werte nach Polen noch angedauert: Wittenberg und das Herzogtum Preußen haben ihm die Reformation gegeben.

Für die deutsche Kolonisationsbewegung im engeren Sinne, d. h. das friedliche Vorrücken des deutschen Menschen in den polnischen Staat und seine Nachbarländer ergibt sich die gleiche Fragestellung, die innerhalb der kirchlichen Entwicklung gegeben war. Wie dort die Annahme des Christentums nur eine Aufgabe brachte, zu deren Erfüllung es nicht zuletzt der deutschen Geistlichen bedurfte, so hat auch der Beginn eines soziologischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Umbaus in Polen vor dem Einsatz des deutschrechtlichen Siedlungszuges nur symptomatische Bedeutung: er bezeugt eine Bereitschaft, eine Erwartung und Auflockerung für den Samen, den wiederum fremde Hände bringen sollten. Man kann die Existenz eines polnischen Marktes, die Immunität, die Benutzung eiserner Pflüge oder andere rechtliche bzw. wirtschaftliche Merkmale polnischer Eigenentwicklung, wie die polnische Forschung sie in den letzten Jahren mit viel Eifer zusammengetragen hat, in den Grenzen wissenschaftlicher Richtigkeit ruhig anerkennen. Eines bliebe, wollte man der polnischen Forschung trauen, doch immer unverständlich: weshalb denn der deutsche Mensch ins Land gerufen wurde? Auch für diesen Vorgang ist der zahlenmäßige Umfang umstritten und schwer abzuschätzen. Er ist freilich ebenso wie in der Geschichte der polnischen Kirche nicht entscheidend, wenn man nach dem Ausmaße der kulturellen Leistung fragt, die durch den deutschen Menschen nach Polen getragen wurde.

Für den Aufbau der polnischen Gesellschaft hat der Anteil von Fremden schon in der Frühgeschichte eine merkwürdige Bedeutung gehabt. Es sei nur an den Einfluß nordischer Elemente bei der Bildung des polnischen Adels erinnert. Auch der deutsche Adel hat eine wichtige Rolle gespielt, und die polnische Forschung hat z. B. für Großpolen einen ständigen Zustrom deutscher Adliger gerade im 13. und 14. Jahrhundert festgestellt. Er hat auch für die städtische und dörfliche Siedlung eine nicht unbeträchtliche Bedeutung gehabt.

In diesen beiden Siedlungsformen, besonders aber in der Stadt, manifestiert sich vor allem das Geschenk der Deutschen an den Osten. Für die Stadt hat auch die polnische Wissenschaft die substantiellen Grundlagen der deutschen Bevölkerung nicht leugnen können. Wenn sie den Unterschied zwischen deutschrechtlicher und deutscher Siedlung richtig und mit aller Schärfe herausgearbeitet hat, so darf man bei der Entwicklung beider Formen die Chronologie nicht vergessen. Es ist unbezweifelbar, daß im 13. Jahrhundert durchgängig und noch im 14. Jahrhundert weithin die Rechts- und Lebensform der Stadt im vollsten Sinne des Begriffes nur in der Bindung an den deutschen Menschen nach Polen gekommen ist. Wir sehen das nicht nur in Schlesien und Städten wie Krakau oder Posen. Es gilt im 13. und 14. Jahrhundert nicht minder für Płock in dem als rückständig bekannten Masowien, für Hohensalza und Brest in Kujawien, für die kleinsten Städte Großpolens wie Uniejów, Podebisz und andere; die Namen der Bürger sind fast ausnahmslos deutsch.

Die Emanzipation des deutschen Stadtrechts vom deutschen Volkskörper und seine selbständige Verwendung bei der Verleihung an Siedlungen mit polnischer Bevölkerung ist ein sekundärer Vorgang, der sich erst seit dem 15. Jahrhundert voll ausgewirkt hat. Aber wenn noch in dieser Zeit die heutige polnische Hauptstadt Warschau deutsches Stadtrecht erhielt (1413), so bezeugt nicht nur die rechteckige Form des alten Ringes

nach Art der ostdeutschen Kolonialstädte diese siedlungsgeschichtliche und rechtliche deutsche Wurzel Warschaus, sondern haben z. B. noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die deutschen Bürger Warschaus mit den deutschen Bürgern Danzigs in gemeinsamen Angelegenheiten korrespondiert. Erst seit dem 15. Jahrhundert wird auch in den deutschen Städten Polens die Zunahme polnischer Namen deutlich spürbar, die nicht nur durch polnische Zuwanderung, sondern vielfach auch durch die, offenbar nicht selten unter Druck erfolgte Polonisierung der deutschen Namen entstand. Wenn etwa in Posen ein Hartleib sich Twardichleb nennt oder sich ein Ponicz alias Falkinheym findet, so läßt sich dieser Vorgang auch in Einzelfällen erfassen.

Die kulturelle Mission der deutschen Bürger erstreckte sich nicht minder auf die Erschließung der ländlichen Gebiete für die höheren Formen der deutschrechtlichen Siedlung. Bürger und Bürgerssöhne haben sich vielfach als Lokatoren deutschrechtlicher Siedlungen eine Existenz geschaffen. Besonders in Großpolen, in den Karpathen- und Beskidenländern hat der deutsche Stadtbürger als ländlicher Lokator wie ein Ferment in der sozialen Umbildung der ländlichen Verfassung gewirkt. Ein schönes Beispiel für die Bedeutung dieser Deutschen bietet die Familie des ersten deutschen Vogtes Thomas von Posen, der die Stadt 1253 lozierte. Durch Generationen hindurch lassen sich seine Nachkommen als Vögte, Ratsherren und Schöffen in Posen feststellen; sie haben in den Kämpfen Wladyslaw Lokieteks um Posen 1312 eine bedeutsame politische Rolle gespielt. In selbstverständlichem Treueverhältnis zur neuen Heimat hat Thomas nicht gezögert, seinem jüngeren Sohne nach dem späteren polnischen König Przemyslaw II. einen slawischen Vornamen zu geben, und doch ist seine Familie bewußt deutsch geblieben und hat in der von Thomas angelegten Stadt wie in den Dörfern, die sie in der Umgegend besaß, dem deutschen Kultureinfluß weitreichenden Ausdruck verliehen. Aehnlich haben Hunderte und Tausende deutscher Familien als Stadtbürger und Lokatoren deutschrechtlicher Dörfer die wirtschaftliche und kulturelle Struktur Polens gewandelt. Ist ihr Werk überhaupt bevölkerungsstatistisch zu erfassen, selbst wenn man sieht, daß im 14. Jahrhundert die Bevölkerungsziffer in dem deutschgewordenen Kulmerlande nach der Berechnung eines polnischen Forschers etwa 25 auf den Quadratkilometer, im benachbarten Polen nur 6 bis 9 im Durchschnitt betrug? Hat es geschichtlich gesehen einen Sinn, wenn ein anderer polnischer Historiker den Anteil des deutschen Elementes in Masowien — der am wenigsten entwickelten polnischen Landschaft — mit 5 Prozent berechnet hat? Man muß nach der Qualität der wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen fragen — und wird dann erst den vollen Eindruck von der Größe des Werkes deutscher Menschen in Polen erhalten.

Die Bedeutung der Deutschen für die dörfliche Siedlung ist mit den Lokatoren keineswegs erschöpft. Der Umfang der bäuerlichen Volkstumsbestandteile ist freilich sehr viel schwerer zu ermessen als in den Städten. Ein polnischer Historiker hat auf Grund der einfachen Tatsache, daß Urkunden sehr oft die nationale Zugehörigkeit dörflicher Bevölkerung nicht erkennen lassen, sobald sie nicht mehr aus der Art der verliehenen Rechts- und Wirtschaftsverfassung zu identifizieren ist, das deutsche Element im großpolnischen Bauerntum weithin zu leugnen gesucht. Aber der methodisch glänzend gelungene Versuch eines deutschen Forschers, mit Hilfe späterer Akten, also von Quellen nichturkundlicher Art, das Volkstum deutschrechtlicher Dörfer in Wolhynien zu erschließen, hat gezeigt, daß sich in Polen hinter dem kargen Wortlaut der Lokationsurkunden vielfach ein reiches deutsches Bauernleben verbirgt.

Es ist nicht möglich, auf engstem Raum den vielfältigen Verflechtungen der deutschen Bevölkerungsbewegung auf polnischem Boden weiter nachzugehen. Nur das Prinzip, das sich aus dem Wirken der Deutschen in Polen ergibt, sollte hier grundsätzlich erschlossen werden. Es läßt sich ohne Schwierigkeiten bis in die Neuzeit verfolgen. Die kulturelle Entwicklung des Abendlandes hat sich auch nach dem Mittelalter nicht in Osteuropa vollzogen. Polen blieb darauf angewiesen, sich empfänglich für das Neue zu

erweisen, das an anderen Stellen geschaffen wurde. Es kann daher nicht verwundern, daß zwei entscheidende Etappen der modernen Wirtschaftsentwicklung mit neuen Wellen deutscher Einwanderer nach Polen verbunden sind. Der absolutistische Merkantilismus hat im 18. Jahrhundert noch einmal den deutschen Gewerbetreibenden nach der Stadt, aber auch den Bauern nach zahlreichen deutschen Dorfgründungen in Galizien und in Kongreßpolen gebracht. Die Industrialisierung des Westens aber hat sich in Polen am großartigsten in der Textilindustrie widergespiegelt, die sich im 19. Jahrhundert in Lodz entwickelte. Das Händlerische und Finanzielle an ihr ist im allgemeinen Sache der Juden gewesen. Das eigentliche schöpferische Werk der Industrialisierung aber haben auch jetzt in dieser späten Epoche europäischen Wirtschaftslebens die deutschen Unternehmer nach Polen gebracht. Es läßt sich an Umfang nicht mit der mittelalterlichen Kolonisationsbewegung vergleichen. Aber es ist unbezweifelbar, daß die Textilfabriken von Lodz eines der späten großen Denkmäler der kulturellen Beziehung von Deutschen und Polen seit einem Jahrtausend sind, die auf der schöpferischen Gebebereitschaft der Deutschen beruhte.

Wir hatten einleitend gesagt, daß das Verhältnis von Geben und Nehmen zwischen Kulturvölkern nur natürlich ist. Wir werden jetzt hinzufügen dürfen, daß es sich bei Deutschland und den Völkern Osteuropas an einem Punkte doch von ähnlichen Beziehungen anderer Völker unterscheidet. Seine stärkste Wirkung beruht auf der durch Leistung erworbenen Heimatberechtigung der Deutschen in Polen.

Das polnische Volk hat dieses Recht nicht nur in der Gegenwart abzustreiten und zu vernichten versucht. Wenn man sich im 13. Jahrhundert gegen den deutschen Klerus wehrte und im 15. Jahrhundert den deutschen Charakter der „kölnischen" Zisterzienserklöster in Polen zerstörte, dann zeigt sich, daß man in der Kirche bereit war, die Gabe zu nehmen und den Gebenden abzuweisen. In der Geschichte der deutschen Stadt in Polen, in der Zertrümmerung ihrer Selbstverwaltung, in der systematischen Polonisierung seit dem 15. Jahrhundert, finden sich für Verfassungs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte parallele Vorgänge. Und doch haben sich die deutschen Grundlagen des polnischen Soziallebens, soweit es hoch entwickelt ist, nicht vernichten lassen — würden sie ja die Zerstörung aller Nachweise gemeineuropäischer Lebensformen bedeuten. Wieder läßt sich das am deutlichsten an der Stadt, der feinstentwickelten Form abendländischen Lebens nachweisen. Nicht die Städte, in denen deutsches Stadtrecht auf eine polnische Bevölkerung aufgepfropft wurde, auch nicht die, in denen das deutsche Bürgertum sich nicht lange hält, sondern fast ausnahmslos nur die Städte verdienen im echten Sinne ihrer soziologischen Struktur diesen Namen, die wenigstens einen wesentlichen deutschen Bevölkerungsanteil bis in die Neuzeit hineingerettet haben. Das gilt nicht nur für Städte wie Posen, das unter der preußischen Herrschaft sich zur modernen Großstadt entwickelte und heute mühsam um das damals erreichte Niveau ringt, es gilt auch für Warschau und Krakau, Lemberg, Wilna und manche andere „echte" Stadt auf polnischem Staatsboden. Die Bedeutung der deutschen Landwirtschaft in den jetzigen westpolnischen Landschaften bezeugt die Größe der kulturellen Leistung bis in die Gegenwart hinein für die ländlichen Gebiete im gleichen Sinne wie die Stadt.

Damit aber ist die Frage, die wir anfangs stellten, schon beantwortet, und nur eines bleibt noch zu sagen: es ist kein Zufall, daß deutsche Menschen vom 10. bis zum 19. Jahrhundert an Polen kulturelle Güter des Westens vermittelt haben. Ein bleibend gültiges Prinzip hat das Verhältnis der beiden Völker bestimmt und wird es in Zukunft bestimmen. So hat es für sie auch eine doppelte Verantwortung geschaffen: für den Empfangenden die Pflicht zur ehrfürchtigen Bewahrung dessen, was seinen Landesgrenzen eingefügt wurde — für den Gebenden aber das Bewußtsein, daß seine Fürsorge immer irgendwie für die Landschaften bereit sein müsse, denen Jahrhunderte hindurch soviele Werte geboten werden durften.

Wilhelm Kohl

Der alte Piepenbrink

Knutternd und wetternd, hin und wieder auch einen kernigen Fluch hervorknirschend, stapfte der alte Piepenbrink, seit zwanzig Jahren Bote auf Karoline Tiefbau, mit seiner Posttasche daher. Es war so seine Gewohnheit, auf seinen Gängen grimme Selbstgespräche zu führen, drohend die Faust dazu zu schütteln und gar gewaltig nach rechts und links auszuspucken. Aber heute war Montag, da pflegte er, der sonst gar nicht unsolide, eher recht knickerig und genau war, in den verschiedenen Wirtschaften unterwegs einzukehren, und die Gräten und Kanten, die dieser alte Knabe seinen Mitmenschen zu spüren gab, schauten dann besonders scharf und bissig hervor. Montags war sehr schlecht Kirschen essen mit dem alten Piepenbrink.

Der Herr Holzhändler Petermann, der ihn schon von weitem kommen sah, wäre ihm auch am liebsten ausgewichen, in eine Nebenstraße eingebogen — aber es gab keine, er mußte sich darauf beschränken, in großem Bogen auf die andere Straßenseite zu gehen. Aber es nützte leider nichts — hä, hä, Piepenbrink hatte ihn wohl gesehen — „pipelip, pipelip", zwitscherte er zu ihm hinüber. Er blieb sogar stehen, zwitscherte es noch ein paarmal hinter ihm her. Er mochte Petermann nämlich nicht leiden, er mochte ihn um alles in der Welt nicht leiden. Ob diese Abneigung darauf fußte, daß der Holzhändler als ein sehr höflicher Mann im Gespräch immer wieder „wie beliebt?" sagte — was bei seiner Sprechweise einem vogelhaften Zwitschern in der Tat nicht ganz unähnlich klang — oder worauf sonst, das hätte Piepenbrink wohl selbst nicht zu sagen gewußt; jedenfalls fand seine Gegnerschaft in der Imitation dieses zwitschernden „Wie beliebt?" ihren geläufigsten Ausdruck. Petermann mochte sich beschweren soviel er wollte, beim Prokuristen, bei der Direktion von Karoline Tiefbau, es nützte alles nichts. Piepenbrink ging in seiner Gehässigkeit sogar so weit, selbst in Gegenwart seiner höchsten Vorgesetzten, mit denen Petermann mitunter geschäftlich zu tun hatte, laut und vernehmlich sein „Pipelip, pipelip" hören zu lassen. Natürlich setzte das einen ganz geharnischten Verweis, aber man hätte Piepenbrink bestimmt vierteilen können: noch im Tode würde er Petermann, wenn der in der Nähe gewesen wäre, sein „Pipelip" zugezwitschert haben.

Er hatte übrigens Feierabend für heute, der alte Piepenbrink. Ja, er mußte nur noch die verschiedenen Postsachen in seiner Tasche aufgeben, dann konnte er heimwärts wandern. Er wohnte nämlich außerhalb, eine gute Wegstunde entfernt, in einer sehr ländlichen, ob der heftigen Gemütsart ihrer Bewohner nicht sonderlich beliebten Gegend.

Wie der Alte nun der Post allmählich näher kam, so daherstapfte, knutternd und wetternd, da war das Verquere seiner Existenz eigentlich

schon rein äußerlich ganz unverkennbar. Während die große, höckerige Nase in seinem bartlosen, sehr grob und hart gezeichneten Gesicht nämlich scharf nach links tendierte, stieß die rechte, ein wenig hängende und schief nach vorn gerichtete Schulter — eine Folge von Piepenbrinks früherer Schwerarbeit als Bergmann — um so entschiedener nach rechts, anscheinend damit doch ein leidlicher goldener Mittelweg, eine ungefähre Geradeaus-Bewegung, die nicht mühelose Folge sei. Und man konnte sich auch recht gut vorstellen, daß das Biest in ihm — ein ruppiger Wolfsköter etwa —, das nach der einen Seite zerrte und riß — aus Gott weiß was für natürlichen und vielleicht ganz einleuchtenden Gründen —, oft genug die Ueberhand bekam und ausbrach, den Vorübergehenden an die Hosen oder selbst an die Gebeine. Wie zum Beispiel jetzt, wo die Postschalter von einer Rotte Stifte, die bei den übrigen Werken am Platz die Postgänge zu besorgen hatten und mit denen der alte Wolfsköter natürlich in Urfehde lag, aufs breiteste und herausforderndste belagert waren. So daß es hinter ihnen gar bedenklich zu knurren und zu fauchen anhub und ein paar der frechen Pintscher auch richtig aus der Reihe gebissen wurden.

Das Knurren und Wettern ging aber fast augenblicklich in ein breites, das ganze Gesicht aufhellendes Lächeln über, als Piepenbrink draußen von Marie, von Direktors schätzbarer Marie, angeredet wurde. „Dag Piepenbrink", sagte sie, indem sie geschäftig, resolut, wie solche Küchendragoner das ja zu tun pflegen, an ihm vorüberschritt — „wat mäkt Inke Söffken?" Und eifrig, wenn auch gewiß schwerfällig und umständlich wie ein alter, nicht sehr auf wechselvolle Beweglichkeit eingestellter Kahn, drehte Piepenbrink bei: „Dag Marie — o, dä es wacker taurecht." Und nickte freundlich und über das ganze Gesicht lächelnd hinter ihr her. Und sieh, wie friedlich und freundlich, wie von innen aufgelichtet das harte, bissige Gesicht da mit einemmal sein konnte. — Selbst die jähe, so sehr verquere Nase wirkte in diesem friedevollen Schein wie ein zwar derber jedoch nicht unfrommer Ulk.

Ja, es war etwas Merkwürdiges um des Alten Zuneigung zu seinem jüngsten, reichlich spät geborenen Kind. Seit Piepenbrinks Frau tot war — zwölf Jahre war das jetzt her, Söffken zählte damals vier — war diese Zuneigung fast so etwas wie der fromme Herrgottswinkel, um den dies profane, für gewöhnlich gar unfromme alte Haus sein verwittertes Dasein führte. Und Marie und die anderen Mädchen beim Direktor wußten das, und wenn sie einen Brief zu besorgen hatten oder sonst eine Gefälligkeit von dem Alten wollten, so sagten sie: „Piepenbrink, wat mäkt Inke Söffken?" und Piepenbrink war dann so ziemlich zu allem bereit.

Die älteren Kinder hatten nach dem Tode der Mutter nach und nach alle das Haus verlassen. Zuletzt, vor einigen Jahren, auch die ältere Tochter, die bis dahin den Haushalt geführt hatte. Sie konnten es eben doch nicht aushalten mit dem Alten, der auf die Dauer anscheinend keine Ruhe und keinen Frieden um sich zu dulden vermochte, es war wohl wider seine Natur. Schon der junge Piepenbrink war ein ganz heilloser Streit- und Händelmacher gewesen, der mehr als einmal in den umliegenden Wirtschaften alles kurz und klein geschlagen hatte. Mit seiner Verheiratung, das heißt wohl durch seine Frau, hatte sich dann das Blatt insofern gewendet, als nun statt der sonntäglichen Saufereien und Schlägereien ein wildes Schuften und Rackern in Mode gekommen war, durch das Piepenbrinks, zumal

auch die Frau aufs beste zu wirtschaften verstand, es im Laufe der Jahre zu einem ganz schönen Wohlstand brachten. Sie hatten ein eigenes Haus und was sonst noch dazu gehörte, und was sie auf der Sparkasse hatten, das nahm auch jeden Monat zu und nicht ab. Und Piepenbrink selbst war, wenn auch immer ein reichlich butter und ungehobelter Patron, so doch im ganzen ein Mann, mit dem man hausen, mit dem man sogar in Ruhe ein Solo oder ein Sechsundsechzig spielen konnte.

Als aber die Frau gestorben, und nicht zuletzt als Piepenbrink Invalide geworden war, vorzeitig alt und steif, zu keiner ordentlichen Arbeit mit Hacke und Schippe mehr zu brauchen, da war es, als ob nun der alte bissige Wolfsköter wieder von der Kette los sei, als ob er nun nicht umhin könne, wieder zu knurren und bissig um sich zu schnappen. Und das spürten vor allem die älteren, beim Tode der Mutter fast alle schon erwachsenen Kinder. Und da sie ja auch Piepenbrinks waren, das heißt bei den Stänkereien und Bissigkeiten des Alten nicht ohne weiteres still sein konnten, so gingen sie, eines nach dem anderen und ohne jemals wiederzukommen, aus dem Haus. Sie waren mit dem Alten und der Alte war mit ihnen endgültig auseinander. Aber Frieden gab Piepenbrink deshalb doch nicht. Er giftete sich nach wie vor. Und wenn er auf seinen Gängen oft so grimmig vor sich hinwetterte und gar drohend die Faust schüttelte, so hatte er es dabei nicht selten mit seinen im Unguten und abseits von ihm lebenden Kindern.

Nur mit Söffken, die jetzt, seit zwei Jahren, den Haushalt führte, giftete Piepenbrink sich nie. Mit Söffken war das überhaupt etwas ganz anderes. Sie war nicht wie die übrigen Kinder. Sie war für Piepenbrink, wie das ja manchmal bei so Spätgeborenen, sogenannten Nachkömmlingen der Fall ist, ein Ausnahme-Kind, ein Präsent-Kind schlechthin, das auch dementsprechend behütet und wertgehalten werden mußte. Und in der Tat war Söffken ja auch anders, sie war erstens viel stiller, zurückhaltender, dann aber auch feiner, seltener sozusagen, als die übrigen Kinder; sie kam, wie schon die Nachbarn gesagt hatten, am meisten auf Piepenbrinks Frau heraus.

Und Söffken — das war ein Gedanke, dem Piepenbrink jetzt, auf dem Heimweg, und angeregt durch der Marie zweckdienliches Fragen, wieder aufs eifrigste nachging — Söffken war natürlich auch diejenige, die später, wenn er mal den Hinteren zukniff — vorläufig dachte er ja nicht daran — alles bekommen würde: das Haus, und was auf der Sparkasse war, und was noch weiter dazu kam — jawohl, Monat für Monat —, das bekam alles Söffken — alles! Piepenbrinks Faust hieb ein Ausrufungszeichen durch die Luft und dazu einen Punkt, wie sie eindringlicher und für Zeit und Ewigkeit gültiger nicht gedacht werden konnten. Die anderen bekamen dafür nichts — keinen Dachziegel, keinen roten Heller! Und seine Faust hieb ein Minuszeichen, das Himmel und Erde unweigerlich in zwei Hälften riß, von denen der unteren, schon weil sie die untere war und nun in keiner Weise mehr dazu gehörte, nichts übrig blieb als restlos in der Hölle, oder wo es sonst war, zu verschwinden.

Hm — die Marie — ihr Bild, wie sie so stramm und resolut, in der Art eines richtigen Küchendragoners, an ihm vorbeigeschritten war, hatte sich Piepenbrink doch lebhaft eingeprägt — die Marie war in der Tat ein Staats-Fraumensch — einen Hintern hatte sie „wie'n Achtzigdahler-Piärd" — der Hilfssteiger Klaverkamp, mit dem sie ging, war nicht angeschmiert mit ihr.

Und Piepenbrinks Gesicht gewann, je mehr nun solchermaßen der Feierabend über ihn kam, je mehr er sich dem Haus näherte, wo Söffken sicher schon die Kartoffelscheiben in der Pfanne pruzzeln hatte, zunehmend jenen warmen, freundlichen Schein, der bekanntlich aus seinem Herrgottswinkel hervorwaltete und gelegentlich auch die Fassade dieser verwitterten alten Wolfsburg aufs schönste illuminierte. Die Feierabende mit Söffken — er mit seiner alten, schnörgelnden Soldatenpfeife, Söffken mit der Zeitung, aus der sie ihm ab und zu etwas vorlas — ja, das war eigentlich das allerbeste und unentbehrlichste von diesem Leben. Piepenbrink schätzte es sehr, Piepenbrink hätte es um keinen Preis missen mögen, und er hatte es deshalb auch gar nicht so eilig, dä Futt tautokniepen, wie er sich auszudrücken liebte. Eine gute Reihe von Jahren dachte er doch noch mitzumachen. Söffken war noch jung, eben sechszehn, solange er lebte, blieben sie beisammen, und was dann kam, darüber brauchte man sich heute den Kopf noch nicht zu zerbrechen.

Hm — Piepenbrink zog die Luft durch die Nase, als er die Haustür aufmachte — man merkte eigentlich noch nichts von den Kartoffelscheiben, die doch um diese Zeit längst auf dem Feuer zu sein pflegten. Man hörte sie auch keineswegs pruzzeln — es war sogar mucksmäuschenstill in der Küche. Es war überhaupt so verdammt still im ganzen Haus. Piepenbrink räusperte sich, er grämsterte, er hängte umständlich und mit ein wenig Geräusch seine Mütze an den Haken, er trat fest auf: der Stille wollte er schon beikommen, die brachte er schon noch aus dem Haus. Aber in der Küche war niemand — es sah überhaupt wie Sonntags aus in der Küche — auf dem Herd war nichts, er stand blank da, das Geschirr — alles in Reih und Glied. Auf dem Tisch lag etwas Weißes, ein Zettel, aber um den ging Piepenbrink herum — ach was, Söffken war im Garten, im Keller — und wenn sie da nicht war — Piepenbrink stapfte, eigentlich weniger um Söffken dort zu finden als um etwas vor den Händen zu haben, vor den Sinnen, in den Keller, auf den Boden, in den Garten, sogar in den Stall, obgleich sie doch schon lange kein Vieh mehr hatten — ja, wenn sie da nicht war, dann war sie eben in der Nachbarschaft, bei — hm — Pielstickers Anna war seit ein paar Wochen in Dortmund, in Stellung — bei Bispings war sie dann wohl, bei Bispings oder so — Ja, ja, dann wartete man eben ein bißchen — nein, nicht in der Küche, hier draußen, auf dieser Bank hinter dem Haus, da setzte man sich mal ein bißchen. Ja, aber dann mußte man doch ins Haus — es war eben doch der Zettel, der einen anzog, unwiderstehlich. — Und wenn er ja auch die schiere Hölle aufdeckte, der verfluchte Zettel, man mußte hineinsehen, ja, da blieb nichts anderes übrig, mit eigenen Augen.

Söffken habe eine Stelle angenommen, stand auf dem Zettel, in Dortmund. Sie sei eben jung, sie müsse auch mal was sehen und kennen lernen vom Leben. Er, Piepenbrink, könne ja bei Bispings essen, wenn er wolle, Frau Bisping würde für ihn mitkochen. Außerdem habe er es ja gar nicht nötig, er könne die Botengängerei für Karoline Tiefbau ja ruhig an den Nagel hängen und sich einen guten Tag machen von jetzt ab. Dabei könne er sich das Essen dann gut selber zurecht machen. Sie, Söffken, halte es eben nicht länger aus, sie müsse mal fort.

Das las Piepenbrink, etwas mühsam. Und es war ihm, als versinke er dabei in einen unendlich dunklen, unendlich tiefen Schacht. —

Es war ihm, als hocke er nun da unten, unter Tage, und der Tod oder so einer habe ihm sein Licht, seine Grubenlampe, die da, an dem Stempel, gehangen hatte, fortgenommen — und sei damit weg, spurlos weg. —

Und nun tappte er durch die Stollen, kletterte Leitern, rutschte Bremsberge hinab, zwängte sich durch ganz enge, niedere Hucken — Jahre, Jahrzehnte — ah, das ganze Leben brachte er so hin. Er war schon lauter Erde und Dreck — er war überhaupt nichts anderes als Erde und Dreck, er war . . . Aber da war doch das Licht gewesen, das verdammte Licht —.

Ob hier nun der Berg ins Rutschen kam, ob ein Gesteinsbrocken ihn traf oder ob plötzlich die Wetter wie verrückte Teufel ihm ins Gesicht fauchten und eine Flamme und Hölle ihren Schlund aufriß — einen Augenblick glaubten die Vorübergehenden, ein großes Tier, ein Wolf etwa, heule bei Piepenbrinks — es versetzte einem schier den Atem, so klang es. — Aber es war alles still. —

Ja, dann war alles schwarz, ausgebrannt, leer. Piepenbrink saß da, mit leeren Augen, mit leeren, ganz und gar überflüssigen Händen. Er selbst kam sich kolossal überflüssig vor — alles, das ganze Dasein, wollte ihm kolossal überflüssig vorkommen — hehe. — Wenn er den nur hätte, der sich den Spaß gemacht hatte —. Die Katze strich ihm um die Beine, jaulend, sie jaulte nach Söffken. Piepenbrink sah sie aufmerksam an — er brauchte lange, bis die Katze, ihr Jaulen, in dem ausgebrannten Stollen, wo sie saßen, richtig klargestellt war. Hm — der Katze ging es wie ihm — die Welt war kaputt, sie hatte die Scherben — sie jaulte, strich ihm um die Beine. Steifbeinig stand er auf, füllte ihr Milch in ein Schälchen — sah gut zu, ob sonst vielleicht noch etwas nötig sei — sah nach dem Feuer auf dem Herd, legte etwas Kohlen nach, damit sie es doch warm hatte.

Später trat er ans Fenster. Sein Blick fiel auf einige Blumenstöcke im Garten, auf einige Sträucher. Was sollten die! das war doch Unsinn! Er stapfte die Treppe hinunter, in den Garten — riß die Stöcke aus, gründlich, wühlte noch die Wurzeln hervor, warf sie auf den Mist. Stand noch eine Weile — sah sich um — da war noch mehr Arbeit — ja, er sah es sich genau an.

Dann stieg er wieder hinauf. Aß nicht. Kümmerte sich um die Katze. Setzte sich auf seinen Stuhl. Zu Bett ging er nicht — er tat es nicht, er blieb da sitzen.

Er saß noch da, als am anderen Vormittag jemand von Karoline Tiefbau kam, zu hören, wie es mit Piepenbrinks Botendienst sei, heute. Piepenbrink sah den Abgesandten aus rotgeränderten Augen eindringlich an, als ob es ihm Mühe mache, bis zu ihm hinzukommen mit seinem Blick — antwortete nichts, wies in die leere Küche. Der andere verstand immerhin, daß mit Piepenbrink heute und wahrscheinlich auch für die nächsten Tage nicht zu rechnen sei.

Als er gegangen war, stand auch Piepenbrink auf. Er hatte ja noch allerlei zu tun. Er ging in den Garten; begann die Obstbäume zu fällen; arbeitete mit Säge und Beil, bis er sie samt und sonders um hatte.

Nachmittags ging er zur Sparkasse. Verlangte seine ganze, im Lauf der vielen Jahre auf eine schöne Anzahl Tausender angewachsene Einlage — in lauter Papier. — Nanu! es sei viel Geld — was er damit vorhabe? Der Rendant war baff. Aber Piepenbrink war stur wie ein Bock — er verlange sein Geld — sonst

kein Wort. Kopfschüttelnd mußte der Rendant es ihm zahlen — in lauter Papier. —

Piepenbrink war noch lange auf an diesem Abend. Er schien sehr rege. Man hätte ihn noch lange über die Treppen und durch die Stuben tappen hören können. Aber das Haus hatte keine unmittelbare Nachbarschaft; es war auch keine verkehrsreiche Gegend — es hörte ihn niemand, es kümmerte sich niemand um Piepenbrink. Eine kalte, leere Finsternis, in der nichts nah und heimisch werden konnte, stand um das Haus, reglos, ohne Gesicht. —

In der Nacht — ein später Heimkehrer aus dem „Steinernen Krug" hatte wohl die ersten Rufe ausgestoßen — in der Nacht hallte es plötzlich von Feuergeschrei in dem Ort. Bei Piepenbrinks brannte es. Aber obschon fast die gesamte männliche Bevölkerung sich bald an der Brandstelle eingefunden hatte und natürlich auch tat, was sie konnte — zu löschen, zu retten war da nicht viel. Man war übereinstimmend der Meinung, daß das Feuer unbedingt an mehreren Stellen zugleich ausgebrochen sein müsse, so vollständig, sozusagen lückenlos, war der Brand.

Von Piepenbrink sah und hörte man nichts. Ein paar Beherzte, die zu den oberen Fenstern emporgestiegen waren, um von da aus vielleicht ins Haus vorzudringen, wollten ihn in der Kammer am Türpfosten hängen gesehen haben. Einsteigen konnten sie aber nicht, sonst wären sie selbst nicht wieder herausgekommen. Das Haus brannte nieder mit allem Lebenden und Toten, was etwa darin enthalten war.

Als man am nächsten Tag unter den Trümmern suchte, fanden sich menschliche Ueberreste, die wohl als die von Piepenbrink angesehen werden mußten.

Willem, der Aelteste von Piepenbrinks, kam natürlich, sich um das Nötige zu kümmern. Da stellte sich denn heraus, daß für sie, die Kinder, kein gerader Nagel verblieben war. Von der Feuerversicherung bekamen sie auch keinen Pfennig, weil offenbar Brandstiftung, und zwar Selbstanzündung, vorliege. Das sehe Piepenbrink ganz ähnlich, meinten die Leute, etwas Derartiges sei dem alten Werwolf wohl zuzutrauen gewesen.

Die Beerdigung verlief wie andere auch. Der Prokurist von Karoline Tiefbau, sogar der Sohn des Direktors, gingen hinter dem Sarg. Der Knappen-Verein und der Krieger-Verein waren fast vollzählig erschienen. Ueber dem Grab wurden drei Salven abgefeuert. Dann ging's mit schmetternder Musik vom Friedhof zurück. Piepenbrinks Kriegskameraden, Hannes Kringeldanz, aber auch manche von den anderen, kehrten ein, saßen noch lange im „Steinernen Krug".

Von Söffken hörte man lange nichts. Eines Tages stand aber in der Zeitung, daß man sie in der Nähe von Dortmund aus der Emscher gezogen habe. Tot — sie war schwermütig gewesen in der letzten Zeit.

Paul Fechter

Revision der Kunstbetrachtung

In den letzten Wochen haben wir in Berlin etwas erlebt, was während der letzten Jahre der Republik schon beinahe sagenhaft geworden war: lebendige Kämpfe um die neue deutsche Kunst. Die nationalsozialistischen Studenten veranstalteten in den Räumen des Kunsthändlers Ferdinand Möller, der als einziger bis in die schlimmste Zeit hinein immer wieder versucht hatte, das bißchen Teilnahme des Publikums an der deutschen jungen Kunst wachzuhalten, eine Ausstellung, die so erfreulich lebendig und von Willen zu Niveau und Haltung erfüllt war, daß man nur mit besten Hoffnungen von hier aus in die Zukunft sehen konnte. Der Geheimrat Justi, der die heutige Nationalgalerie und ihre moderne Abteilung im Kronprinzenpalais geschaffen hat, wurde beurlaubt; sein kommissarischer Nachfolger, der früher mit Justi zusammen an der Nationalgalerie gewirkt hat und dann als Direktor an das Museum nach Halle ging, Professor Alois Schardt, übernahm sein Amt, indem er sich noch energischer und betonter als Justi zu der modernen deutschen Kunst im Sinne des Expressionismus der Brücke und des blauen Reiters bekannte. Er ordnete die Sammlungen im Kronprinzenpalais neu, um noch klarer die Grundlinien der Entwicklung seit 1905, seit dem ersten Auftreten des Expressionismus in Deutschland, sichtbar zu machen, und hielt einen Vortrag, der ein rundes und aufrichtiges Bekenntnis zu eben dieser Kunst war, die immer noch von vielen als undeutsch, unvölkisch, als ein Gebilde betrachtet wird, das erst in den letzten Zeiten nach dem Krieg entstanden und von Menschen ohne unmittelbare Beziehung zum Nationalen ohne Grund und ohne Recht in den Vordergrund geschoben wurde. Die Jungen waren begeistert, die Vertreter der älteren Generation protestierten: nach vielen Jahren prallten zum ersten Male wieder im Streit über künstlerische Dinge die Parteien hart aufeinander; jung und alt stand sich entschlossen und kampfbereit gegenüber wie einst in den schönen Zeiten, da die Kunst noch mitten im Brennpunkt lebendigen Interesses stand — und da die Grundlage für den ganzen Wirrwarr der heutigen Kunstbetrachtung gelegt wurde.

Denn das ist bei den Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten, die sich in den letzten Wochen ergeben haben, deutlicher und deutlicher geworden: die heutigen Meinungsverschiedenheiten in der Bewertung künstlerischer Dinge und Probleme, die Unvereinbarkeit der Reaktionen von den verschiedenen Seiten her beruht nicht nur auf den vor Kunstwerken sich immer ergebenden Verschiedenheiten des Geschmacks, beruht nicht auf Temperaments- und Generationsunterschieden, noch gar auf verschiedenen politischen Fühlweisen, sondern darauf, daß sich vor mehr als einem Menschenalter in die Betrachtung künstlerischer Dinge ein Faktor eingeschoben hat und immer noch bestimmend wirkt, der im Grunde kaum etwas oder nur sehr wenig darin zu suchen hat. Die Gegensätze von heute stammen nicht erst von heute, sondern sind in ihren Anfängen bereits in den achtziger, spätestens in den neunziger Jahren geschaffen, als man die eigentlich natürliche Betrachtungsweise künstlerischer Dinge aus den Augen verlor und sich aus dem Kernpunkt der Probleme in ein Randgebiet verschleppen ließ — in die Bereiche nämlich einer nur angeblich gereinigten Bewertung, die in Wahrheit auf eine sehr primitive Weise ästhetisch und trotz ihrer scheinbaren Abneigung gegen alles Literarische in der Kunst im Grunde sehr literarisch war. Wir haben im Gebiet der Malerei fast um dieselbe Zeit genau die gleiche Verschiebung und Verschiefung der

Ausgangspunkte erlebt wie in der Literatur — mit genau dem gleichen Ergebnis. Wenn heute die jungen Menschen sich energisch zur Wehr setzen gegen eine ihnen unverständliche Wertungsweise, wie sie die Vertreter früherer Generationen üben, so ist das zugleich ein Protest gegen die mit Recht als nicht mehr tragfähig empfundene Bewertung künstlerischer Dinge von jener damals entstandenen falschen Betrachtung aus, die im Grunde wie so vieles bei uns auf das noch gar nicht genügend geklärte Schuldkonto des Impressionismus kommt.

Bereits in den achtziger Jahren, dann verstärkt um die Mitte der neunziger, beginnt unter dem steigenden Einfluß des französischen Impressionismus, der damals reichlich verspätet bei uns aktuell zu werden anfängt, der Versuch, Werturteile über Bilder bei den Malweisen statt bei dem Menschen, beim Pinsel statt bei den Augen und beim Wesen anzusetzen. An den Hochschulen für die bildenden Künste, vor allem in Berlin, saß eine Reihe von Malern, die, geführt von Anton von Werner, in einer bürgerlich ruhigen, gedämpften Vortragsweise Historienbilder und Landschaften, Porträts und Stilleben malten, wie das auf den Akademien seit Jahrzehnten der Brauch gewesen war. Gegen diese Maler, die zum Hof und zur höfischen Gesellschaft, zu dem guten Bürgertum und der Armee in nahen Beziehungen standen, und gegen ihre exakte, dünne Malerei erhob sich in den achtziger und mehr noch in den neunziger Jahren eine Gegenbewegung aus der jüngeren Generation, und zwar in der Hauptsache von einem veränderten Ideal des Handwerklichen aus. Die Akademie trieb (was im Grunde belanglos war) ihre Arbeit mit toniger Malerei ohne viel malerischen Vortrag; die junge Generation schwor unter dem Bann des Impressionismus auf Aufhellung der Farben und malerischen breiten Vortrag — was im Grunde genau so belanglos war. Es konnte einer ebenso malen wie Anton von Werner oder Karl Begas, wie Karl Becker oder Knaus, und trotzdem ein ausgezeichneter Künstler sein, wofern er nur ein Mann war und ein Mensch mit Augen und Seele. Es konnte einer in noch so reinen Farben und noch so malerisch impressionistisch im Vortrag malen, — und seine Bilder konnten genau so akademisch und tot und nur geschmackvoll sein, wofern hinter den Farben und hinter dem malerischen Vortrag kein Kerl, kein Mann mit Augen und einer reichen Seele stand. Reine Aeußerlichkeiten des verschiedenen Handwerks wurden unvermerkt zu grundlegenden Wertelementen der Malerei erhoben. Die wirklichen, ausschlaggebenden Momente jeder Wertung, die Frage nach dem Erlebnisbesitz des Malers und seiner Augen Kraft, ihm nicht nur für sich, sondern gleichzeitig für andere, ganz gleich in welcher Weise, Form und Ausdruck zu geben, wurden völlig vergessen. Ob ein Bild in hellen Tönen, breit oder gar neo-impressionistisch zerlegt gemalt war, war verhältnismäßig leicht festzustellen, bot ein bequemes Moment der Wertung gegenüber den tonig gepinselten Bildern der sogenannten akademischen Kreise. Ob dagegen ein Werk lebendig oder nicht, unmittelbar oder nicht, von einem Künstler oder von einem malen gelernt habenden gewöhnlichen Menschen ohne die besondere Visionskraft der Augen und der Seele gefertigt war, das festzustellen war verhältnismäßig schwer und geriet infolgedessen vor allem bei dem großen Publikum von diesem Zeitpunkt an schnell und gerne mehr und mehr in Vergessenheit. Die falsche Definition des Akademischen als einer Malweise statt als einer Seelenhaltung, die falsche Einschätzung des Impressionistischen als des von vornherein nicht Akademischen ließ das Publikum viel mehr noch als bisher alle Maßstäbe für die wirklich künstlerischen Qualitäten eines Werkes verlieren.

Die lebendigen künstlerischen Menschen der Zeit haben dieses auch bereits sehr früh gefühlt. Die erste Gegenbewegung gegen die gesamte bürgerliche Malerei des 19. Jahrhunderts, sowohl gegen die akademische wie gegen die nichtakademisch-impressionistische setzt schon Anfang der neunziger Jahre ein — im Werk des Norwegers Edvard Munch. Die Ausdrucksverstärkung im Werk van Goghs hatte sich noch im wesentlichen vom

Malerischen her ergeben, war zuletzt aus dem Impressionismus abgeleitet; das hatte dazu geführt, daß ein gutes Teil seiner Bilder, vor allem seiner späteren, seine Werte zuletzt auch nur im Malerischen, teilweise sogar im Dekorativen, beinahe im Kunstgewerblichen hat. Munch war der erste, der bewußt an dem Punkte einsetzte, an dem eine Gegenbewegung gegen das abgeleitete impressionistische Kunstwollen wie gegen die falsche impressionistisch-ästhetische Kunstbetrachtung — und zugleich gegen die gesamte Bürgerlichkeit der Malerei einsetzen mußte. Er sah, daß eine bloße Herstellung wie Bewertung von Bildern rein vom Malerischen aus, vom Wie, vom Können her völlig auf Abwege führen mußte, und baute vom eigentlich entscheidenden Punkt, vom Wesen, von der menschlichen Kraft des Malers aus sein Werk der Entwicklung entgegen. Es ist sehr bezeichnend, daß es ein nordischer, ein germanischer Maler war, von dem dieser Protest und diese Rückwendung ausging. Die Welt, deren malerisches Werk in Rembrandt gipfelte, mußte mit Notwendigkeit zuerst gegen die bürgerliche Wirklichkeitskunst, wie sie sowohl die Akademie wie der Impressionismus pflegten, Front machen, mußte sich mit einer Art Rückwendung zu den Zeiten auflehnen, da die Malerei wie die Dichtung noch Zauber war oder zum wenigsten Symbole des Heiligen schuf. Die germanische Welt mußte zuerst einen Rückweg aus dem Wirrwarr zu den ursprünglichen Quellen aller wirklichen Kunst suchen, zu dem im Bild sinnbildlich verfestigten Gefühl, zu den Ausdruckswerten; sie mußte sich eines Tages notwendig von aller bloßen Darstellung, sei sie akademisch, sei sie impressionistisch, abwenden.

An diesem Punkt begann der heutige Wirrwarr — falls man nicht, was aber für einen Ordnungsversuch von der Gegenwart aus nur eine hemmende Komplizierung bedeuten würde, bis in die Zeit zurückgehen will, in der das ganze Durcheinander unserer Welt entstand, nämlich bis zur Grenze zwischen Mittelalter und Gegenwart, bis zu der Zeit vor 1517. An diesem Punkt beginnt die Auseinandersetzung zwischen der Malerei der Darstellung, wie sie die alte akademische Malerei und der Impressionismus in gleicher Weise pflegten, und der Malerei, die mehr sein wollte, die wieder etwas von der alten Bedeutung des Zaubers, des Heiligen, des Seelischen, des Ausdrucks zurückerobern wollte. Munchs Kampf war nicht nur Kampf eines jungen Menschen gegen die Malerei der Alten: es war erster Protest eines, der mehr malen wollte als einen Winkel der Natur, gesehen durch ein Temperament. Munchs Kampf war im Grund viel mehr gegen Liebermann und die impressionistische Welle gerichtet, die die völlige Auflösung und Verbürgerlichung der Malerei, die Zerstörung der letzten unbürgerlich magischen Reste im Werk bedeutete, als gegen die im Grunde viel lebendigere und richtigere akademische Tradition, in der das Gute, Bewahrende, die eigentlich nährenden Werte des Bürgertums aus dem 18. Jahrhundert und aus seiner großen Zeit um 1800 fortlebten. Der kluge Julius Meier-Graefe war der einzige, der das schon damals begriff: er stand allein und so entstand, von dieser künstlerischen Situation aus, das ganze Durcheinander der heutigen Kunstbetrachtung.

Denn wenn man einmal von hier aus an die heutigen Meinungsverschiedenheiten herangeht, lösen sie sich fast von selbst — sobald man nämlich die vom Impressionismus erzeugte Betrachtung da, wo es nötig ist, ausschaltet, ihn auf die gleiche Ebene mit den akademischen Malweisen stellt und sodann den Schnitt zwischen einer Kunst des Darstellens und einer des Ausdrucks macht, zwischen einer Kunst der Wirklichkeit und einer der Unwirklichkeit, der Ueberwirklichkeit, und überdies ganz scharf zwischen den Werten und Qualitäten dieser beiden fast grundsätzlich voneinander getrennten Gebiete unterscheidet. Darstellung des Wirklichen, Abbilden, Naturalismus, wie man heute sagt, kann sehr wohl bei impressionistischer wie bei akademischer Malweise ausgezeichnete Resultate ergeben; von Franz Krüger und Menzel bis zu den Landschaften der beiden Vermeers oder der bayerischen Kobells geht ein Reigen ausgezeichneter Bilder, die Kunstwerke von hohen Qualitäten nicht nur der Malerei, des Vortrags sind, der für

den Impressionismus das Entscheidende ist. Die reine Farbe allein tut es freilich so wenig wie das Ornament der Pinselstriche: das ist sehr hübsch, aber wenn dahinter nicht ein Kerl steht, der ebensoviel Kraft des Sehens mit Augen und Seele wie des Hinstellens des Gesehenen hat, dann entstehen dünne, saubere Banalitäten, wie sie jedes Jahr die Ausstellungen der Sezession und der Großen Berliner zu Dutzenden füllten, Dinge, die niemand etwas angehen. Die guten Bilder des Naturalismus, von der Renaissance bis heute trägt die indirekt am Objekt sich darstellende Wucht des Welterlebens von Männern, denen dieses Welterlebnis das Entscheidende war, nicht das bißchen Wie des Vortrags. Ihnen gegenüber aber stehen die Bilder der andern, denen das Indirekte nicht mehr genügt, die sich ohne Umweg geben wollen — nicht am Bild der Welt, sondern an einem Sinnbild, an dem sie ihr Gefühl, ihr Erlebnis, ihre Sehnsucht ganz direkt hinstellen können. Liebermann malte Reiter am Meer und zeigte an ihnen sein Weltgefühl: Munch wollte dies Gefühl, seine Angst, sein Bedrücktsein, seine Freude selber gestalten, unmittelbar, nicht nur am Abbild eines Stückchens Welt. Dasselbe wollten die Expressionisten, und darum wurde für sie die bürgerlich gepflegte Malkultur des Impressionismus noch belangloser als für den Norweger. Sie wollten nicht mehr die unentschiedene, relativistisch objektive Zerlegung der Farbe, sondern die entschlossene, persönliche Entscheidung, ein Ja oder Nein zu oder in ein paar großen, entschiedenen Farbflächen; sie wollten ein Bekennen, nicht ein Offenlassen. Sie waren radikal, nicht liberal wie die Vergangenheit. Sie verneinten die bloße äußere Kultur und bejahten die Kraft — und gerade sie mußten es erleben, daß ihre Werke dann doch mit den Maßstäben des Impressionismus und seiner malerischen Kunstbegriffe gemessen, von Forderungen einer literarisch-ästhetischen Malkultur aus verneint und verworfen wurden. Der Expressionismus war die erste Fanfare des steigenden Nationalismus in der jungen Kunst — genau wie in Italien der Futurismus des Marinetti-Kreises. Er mußte es erleben, daß er bis heute und noch heute, nach dem Sieg des Nationalismus, mit Wertmaßstäben aus der impressionistischen Vergangenheit gemessen wird, auch von Männern, die sich auf politischem Boden mit Recht als Vertreter des neuen Deutschland empfinden.

Von diesem Punkt nahm die Verwirrung ihren Ausgang. Die alte, zugleich mit dem Impressionismus eingeschleppte Betrachtungsweise, die im einzelnen bei Teilwerten und Teiluntersuchungen durchaus ihre Daseinsberechtigung hat, hat sich, indem sie sich als fortschrittlich und kulturell höherstehend über die gesamte „alte", von ihr akademisch genannte Malerei erhob, klug ein Ansehen zu schaffen gewußt, das die ihr zustehende Zeit überdauert hat und unvermerkt noch heute dem wirklich gefährlichen, weil wesensstärkeren Gegner, dem Expressionismus, den Boden abzugraben versucht. Dieselben an sich belanglosen Einwände der fehlenden malerischen Kultur, mit der man einst gegen die Akademien losging, werden noch jetzt gegen den Expressionismus erhoben — obwohl der bewußt auf diese impressionistischen Elemente der Malerei, die man von ihm verlangt, verzichtet hat und verzichten mußte. Die Kampflinien überschneiden sich; der Wirrwarr ist größer denn je und fordert Opfer um Opfer. Hier ist der Quellpunkt aller Fehlurteile: hier gilt es Licht zu schaffen, damit die sachliche Einigung, deren wir dringend bedürfen, erfolgen kann.

Die Jungen haben dieses begriffen, oder besser noch im Gefühl erfaßt. Sie haben erkannt, daß ihr Wille zum Leben aus dem Lebendigen des Gefühls und der Tat seine Gestaltung in den Werken der jungen deutschen Malerei gefunden hat. Sie sind schon jenseits der impressionistischen Zeit aufgewachsen, von der die Vertreter der älteren Generation, die heute gegen den Expressionismus stehen, ohne daß sie es merken, immer noch im Bann gehalten werden. Der Kampf gegen die deutsche Kunst des letzten Menschenalters ist, obwohl er sich jetzt national und heutig verkleidet, im Grunde ein liberalistischer Rest; nicht umsonst sind all die Argumente, mit denen zum Beispiel

Paul Schulze-Naumburg in seinen Vorträgen operierte, zuerst von Blättern wie „Vorwärts", „Berliner Tageblatt" oder „Vossische Zeitung" gegen die junge Malerei erhoben worden. Der Kampf um die Kunst, der heute ausgefochten wird, ist in vielem ein Rückzugsgefecht der versinkenden Zeit, die Jungen, die sich für Nolde und Klee und Heckel einsetzen, sind über die Urteilsverwirrung, die der Impressionismus angerichtet hat, bereits hinaus und auf dem Weg in die Klärung hinein.

Die entscheidende Vorarbeit zu einer solchen Klärung besteht im Verzicht auf alle Vorurteile, auf alles Werten von heimlich mitgebrachten Voraussetzungen aus, statt vom einfachen, unvoreingenommenen Sehen und Empfinden. Wir müssen wieder unbefangen werden und unbefangen sehen und fühlen lernen. Die liberalistisch-impressionistische Infektion ist in den letzten Dezennien auf allen Gebieten unvermerkt so tief eingedrungen, daß den meisten Menschen eine wirklich natürliche, freie Feststellung ihrer wirklichen, von keiner heimlichen, falschen Betrachtung verbogenen Reaktion fast unmöglich ist. Wenn heute einer wagt, für die Qualitäten der Siegesallee einzutreten, lächeln die meisten leicht verzerrt, obwohl nirgends die demokratische Kritik so verschiefend und fälschend auf das Urteil gewirkt hat wie gerade hier. Es ist nötig, gerade dort anzufangen, wo das Vorurteil am dicksten aufgetragen ist; dafür aber bieten gerade die Kunstwerke und Bauten der kaiserlichen Zeit ausgezeichnete Ansatzpunkte. Es ist leicht, über den Berliner Dom und über Ihne die Nase zu rümpfen: wer aber einmal die landesübliche Verneinung zu vergessen sucht und etwa die Staatsbibliothek mit Messels vielgerühmtem Wertheim-Bau vergleicht, der wird mit wachsendem Staunen feststellen, daß diese vielgeschmähten kaiserlichen Architekten und Bildhauer viel mehr Kraft und Blut und Mark besaßen als der ganze Messel, der seine Schwäche durchaus impressionistisch lediglich mit Geschmack überdeckte und im Grund Aesthetik, nicht Architektur baute. Eine Säule von Ihne und eine von Messel oder Ludwig Hoffmann lassen den ganzen Unterschied des Erfülltseins oder Nichterfülltseins mit Kraft anschaulich zu tage treten. Auch hier hat die Verschiefung der Blickrichtung, die sich um 1890 ergab, die Einigung im Urteil ungeheuer erschwert, weil es viel leichter ist, vom Geschmack aus zu werten, den man lernen kann, als vom Gefühl aus zu erleben, das man haben muß. Der heutige Kampf um die neue Kunst ist immer noch eine Folge der westlerischen Verschiebung des eigentlichen Kunstziels: er wird sich in dem Augenblick legen, in dem wir die notwendige Revision der Grundlagen unserer Kunstbetrachtung vornehmen und statt der bloß bewußten und anerzogenen wieder die wirklich eingeborenen lebendigen Kräfte entscheiden lassen. Sobald wir uns diese Fähigkeit wieder erarbeitet haben werden, werden wir uns sehr schnell und ohne Mühe über den Expressionismus und die heutige Malerei einigen und dann auch den Weg zu der schon seit 1914 im Aufstieg begriffenen neuen Monumentalität, die die deutsche Kunst der Zukunft werden wird, finden.

Vieles wird dabei hintenüberfallen. Man wird nicht mehr Fritz Höger für einen wesentlichen Architekten halten, obwohl er seine schönsten Klinker zu der schlimmsten Scheinarchitektur mißbraucht, wie es seine Kirche am Hohenzollernplatz in Wilmersdorf zeigt, die zehnmal wilhelminischer ist als etwa die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. Es wird nicht mehr eine Häufung von Pappmachéschachteln wie das Shellhaus für moderne Architektur ausgegeben werden können, während es lediglich glatt verputzte Mietskaserne von 1900 ist. Man wird das Falsche als falsch und das Unechte als unecht sehen und schließlich auch das Starke als stark, das Gefühlte als gefühlausstrahlend empfinden lernen — sobald man wieder auf das allein Entscheidende, nämlich auf eben diese menschliche Gefühls- und Erlebniskraft zurückzugehen sich entschlossen und lange genug geübt hat.

*

Einen Mann hat dieser Kampf um die Revision unsrer Kunstbetrachtung bisher dahingerafft: das ist Ludwig Justi, fast fünfundzwanzig Jahre Leiter und zum großen

Teil Schöpfer der Nationalgalerie. Die Waffen in dieser Auseinandersetzung lieferte noch einmal die impressionistische Betrachtungsweise — vielleicht zum letzten Male. Denn der Mann, den man zum Nachfolger Justis bestimmte, Alois Schardt, kommt nicht nur ebenfalls von Justi her, war sein Helfer, bevor er als Direktor des Museums nach Halle ging: er wirkt in der gleichen Richtung und im gleichen Sinne wie Justi, nur noch viel ausschließlicher und radikaler. Schardt gehört mit seinem Lebensgefühl schon zu der Generation des Expressionismus, kämpft für sich selber, wenn er für Marc und Macke und Klee und Heckel sich einsetzt. Justi war viel weniger einseitig: sein Herz umfaßte mit der gleichen Liebe die Welt der frühen Kunst wie die der gegenwärtigen, soweit sie nur auf Gestaltung und Ausdruck des besonderen deutschen Daseinsgefühls ausging. Man hat Justi den Ausbau der modernen Sammlung im Kronprinzenpalais zum Vorwurf gemacht; man übersah dabei, daß diese Sammlung nur einen kleinen Teil seiner Arbeit für die Nationalgalerie darstellt. Justi übernahm sein Amt zu der Zeit, als der Impressionismus und die ihm folgende Kunstbetrachtung in höchster Blüte standen und Tschudi von der gesamten Kritik wegen seines Ankaufs der Bilder der französischen Impressionisten aufs höchste gepriesen wurde. Er hatte trotzdem den Mut, schon zu jener Zeit mit seinen Ankäufen vor allem aus der Welt der Romantiker und Nazarener zu beginnen, über die man damals noch fast überall als über alte Akademiker hochmütig die Nase rümpfte. Er ließ sich nicht beirren, sondern erwarb, was nur irgend an wertvollen Dokumenten jener frühen Zeit herauskam, und schuf so eine Sammlung der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts, wie es sie bis dahin in Deutschland überhaupt nicht gab. Man sollte einmal zusammenhängen, was Justi alles aus dem Beginn des Jahrhunderts und aus den Anfängen der bürgerlichen Kultur zusammengebracht hat, von Schnorr und Overbeck bis zu Friedrich und Runge, sollte die schönen Thomas daneben hängen, die die Sammlung ihm verdankt, und Marées' herrliche Abendliche Waldszene, die wunderbaren Landschaften Corinths, in denen der Ostpreuße das impressionistische Dogma nicht zerbrach, sondern auflöste und sein Gefühl unmittelbar mit den Farben hinströmen ließ. Dann erst sollte man daneben die expressionistischen Bilder aus dem Kronprinzenpalais hängen, von den prachtvollen großen Blumenstilleben des sächsischen Arbeitersohnes Max Pechstein an, bei dem der Nationalsozialismus die schönste Gelegenheit finden könnte, ein Stück aus der Fülle schaffender, unmittelbarer Volkskraft herauszustellen, das sich aus eigener Kraft heraufgearbeitet hat, bis zu den zarten, spielenden Gebilden Paul Klees, in denen die ewige Phantastik der Nation zwischen Heiterkeit und Tiefsinn neue Wege zu ertasten versucht. (Die Bilder, die das frühere Kultusministerium erwarb und der Nationalgalerie überwies, ohne zu fragen, ob sie sie wollte, könnte man dafür ruhig wieder zurückgeben — zur Verwendung als Wandschmuck in abgelegenen Gemächern.) Man würde dann einmal erleben, wie weit das Gebiet ist, das Justi in seiner Tätigkeit umspannte, und würde zugleich das Ueberpersönliche, das sachlich Bestimmte, Notwendige, seiner Arbeit erkennen.

Es ist nämlich weder Zufall noch Willkür, daß Alois Schardt auf denselben Wegen weitergeht wie Justi. Es gibt keine andern für die Menschen, die Geschichte zu erleben vermögen und sich ihr verpflichtet fühlen. Vor den Werten hört das Meinen auf — es beginnt das Feststellen. Justi hat genau so von diesem Feststellen des Wesentlichen aus arbeiten müssen, wie es sein Nachfolger muß, der ihm die wertvollste und entscheidende Vorarbeit dankt. Die Männer, denen die großen Sammlungen der Nation anvertraut sind, müssen, wofern sie die rechten Männer sind, zuletzt immer dasselbe tun — denn sie müssen für sich wenigstens die Revision der Kunstbetrachtung, die eine Zeitnotwendigkeit geworden ist, schon vollzogen haben. Dann aber gibt es zwischen ihnen keine Meinungsverschiedenheiten mehr, sondern nur noch Ausführung des sachlich Notwendigen.

Werner Deubel

Hans Prinzhorn und die deutsche Revolution

Ein Gedenkblatt zu Prinzhorns Tod

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste.
(Hölderlin)

Seit Wochen typhuskrank, aber bis in die letzten Tage hinein am geistigen und politischen Geschehen der Zeit streitbar anteilnehmend, ist Prinzhorn kurz nach Vollendung seines 47. Lebensjahres in München gestorben.

Wer Prinzhorns Wesen gefühlt, wer das hellblaue Licht seiner Augen, den edlen Ernst seiner Züge gesehen hat, der spürte den deutschen Adel dieser Erscheinung, witterte die herbverborgene Tragik eines schweren Selbstvollendungsweges und mußte selbst als Gegner noch die seelische Großartigkeit eines Menschen bewundern, der mit gleicher Selbstverständlichkeit spartanisch in seiner Gelehrtenklause und mit der keuschen Glut des Künstlers, schlicht wie ein Bauer und weiträumig wie ein Grandseigneur leben konnte.

Es ist von jeher ein Laster der häufigsten Spielart des Deutschen gewesen, gleichsam aus „Charakter" beschränkt und aus „Ueberzeugung" auf einem Auge blind zu sein. Alle zürnende Liebe unserer Hölderlin und Nietzsche hat daran nichts zu ändern vermocht. Denn die am lautesten das Wort „Deutsch" betonen, sind viel zu selbstzufrieden, um Hölderlin und Nietzsche — zu lesen. Gerade darum aber gehört Prinzhorn zu den ganz wenigen Repräsentanten des neuen Menschen, weil er zu tapfer und redlich war, eine Seite der vollen Lebenswirklichkeit zu unterdrücken oder vor sich selber zu unterschlagen. Er war ein leidenschaftlich Schweifender und verlor dennoch nie die sehnsüchtige Ehrfurcht vor der Bergung. Vielseitig und von fast kompliziertem Schwingungsreichtum, war er im Kerne einfach wie ein Kind. Seiner ruhigen Männlichkeit war in ungewöhnlich hohem Maße weibliche Fühlfähigkeit beigemischt. Der Herold eines Größeren, war er gleichwohl ein Eigener von schärfstem Kontur. Ueber Dingen und Menschen stehend wie nur je ein Weiser in voller Unabhängigkeit, überblickte er mit intimster Personenkenntnis die Kampflinien der Echten und der Unechten. Als gebürtiger Westfale von ausgesprochen deutscher Prägung, hatte er gleichwohl einen gerechten Blick für die andersartigen Wachstumsbedingungen des Italieners, Engländers, Franzosen, Amerikaners. Welt- und wirklichkeitsoffen für alles — außer für das Schäbige, Giftige oder substanzlos Wichtigtuerische — ließ er sich dennoch durch keine Tagesströmungen je in seinem Gang beirren. Ein erbarmungsloser Auflöser der „Ideale" und schönen Lügen, haßte er nichts heftiger als den wurzellosen Nihilismus der Intellektuellen. Gerade weil er ein Statthalter alles e c h t e n deutschen Kulturgutes war, wurde er der kämpferische Revolutionär gegen alle Bieder- und Dunkelmänner.

Eine solche Spannungsweite der Wesenspole bewußt und oft bis zur Selbstgefährdung bestehen lassen, — das kann nur jene äußerste kühne Demut vor der eigenen schicksalsmäßigen Wirklichkeit, wie sie ausschließlich Menschen von außerchristlicher Artung und grade darum von echtreligiöser Tiefe aufbringen.

Prinzhorns gesamtes Schaffen wuchs aus dem Boden einer künstlerischen Grundanlage. Ein Schüler des berühmten, unlängst verstorbenen Jurmühlen, wurzelte er in

der Musik; in den letzten Jahren seines Lebens bevorzugte er das Cellospiel. Er handwerkerte, schnitzte, bildhauerte und malte, er lebte mit den Dichtern und eilte oft in stundenlanger Fahrt in eine entfernte Stadt, wenn es galt, der Uraufführung einer neuen Tanzschöpfung Mary Wigmans beizuwohnen. . .

Für seinen äußeren Lebensweg ausschlaggebend indessen wurde ein anderer Grundzug seines Wesens: Eros, Eros des Liebenden, Eros zu allem Starken, Schönen; Eros paidagogos und in mächtigster Strahlung: Eros des Freundes, — eine Liebe, die mit fast mütterlicher Wärmekraft alles echte Leben schützend umfing. Diese Liebe ließ ihn Arzt werden und entfaltete weit über das Medizinische hinaus seine Bildnerfähigkeit, besonders in jungen Menschen die bedrohte Flamme ans Licht zu fachen und mit unbeschreiblich zarter Sicherheit noch im Verklemmtesten den als echt erkannten Goldkern zu heben. Diese Güte seines Wesens war völlig verschieden von der Verwaschenheit unterschiedsloser Menschenliebe und dem Normalisierungswahn christlicher oder psychotherapeutischer Seelsorge. Sie war unerbittliches Dringen auf täuschungslose Anerkennung der Lebenswirklichkeit und verband sich in ihm mit der Zähigkeit leidenschaftlichen Hasses gegen alles Unechte und Menschlich-Schäbige, gegen den ganzen trüben Wolkendunst religiöser, politischer, weltanschaulicher und wissenschaftlicher Ideologien, der seit dem 19. Jahrhundert über Deutschland lagert. So war Prinzhorn, der Gütige, zugleich ein geborener Revolutionär, siegfriedhaft blitzend in seinem Kampfe, den er im Namen dessen führte, was ihm unter allen Nietzscheworten als die dringendste und höchste, aber auch schwerste Forderung erschien: im Namen der „intellektuellen Redlichkeit".

*

Hier nun liegt der Ursprung seiner philosophischen Fragestellung: was ist, befreit vom Netze ideologischer Wunschtheorien (religiöser, idealistischer oder materialistischer Art) der Mensch in Wirklichkeit? Welche seiner Kräfte sind unumfälschbar? Wo liegt sein Kern, seine lebendige Würde, der Quell seiner schöpferischen Kraft, von dem aus sich allein sein Wachstumsgesetz, die Ethik seiner Haltung, sein Platz in der Gemeinschaft, seine Stellung im Weltall und im Letzten die Zielrichtung seiner Religiosität bestimmen lassen? Die Antwort, der Prinzhorns Forschen schon in seiner ersten Veröffentlichung*) zustrebte, lautete: in den außergeistigen Wachstumskräften der Leibseele, die dem Metermaß des logischen Bewußtseins, dem Kommando des täterischen oder moralischen Willens unerreichbar und eines Wesens sind mit den kosmischen Mächten des ewig hervorbringenden, bewußtlos bildenden und erneuernden Lebens.

Es war das große Ereignis in Prinzhorns Leben, daß er diese Antwort nicht nur gegeben, sondern auf ihr — durch eine säkulare philosophische Leistung — ein ganzes „biozentrisches" Denksystem aufgerichtet fand. Die Begegnung mit Ludwig Klages, dem Schöpfer der Lebensphilosophie, dem Begründer der beiden neuen Wissenschaften der Charakterkunde und der Ausdruckslehre, wurde für Prinzhorns ganzes Schaffen entscheidend. Er erkannte sofort, daß diese Lebensphilosophie wohl den gewaltigsten Angriff auf die religiösen und wissenschaftlichen Irrtümer des abendländischen Denkens eröffnet und einen der wenigen ganz hohen Gipfel des deutschen Geistes darstellt. Prinzhorn sichtete als Erster den neuen, uns heute geläufigen geschichtlichen Zusammenhang —: unter der täuschenden Oberfläche der „offiziellen" Kulturentwicklung sah er den einheitlichen Strom einer neuen deutschen Weltdeutung fließen, der in Goethes bis heute verkanntem kulturrevolutionärem Sehertum mächtig ans Licht drängte, in Carus' Seelenkunde weiterwirkte, wehrhaft aufrauschte in

*) Die berühmt gewordene „Bildnerei der Geisteskranken" dringt in die mythisch-symbolischen Grundschichten des künstlerischen Schaffens hinunter und zeigt Prinzhorn auf dem Wege zu den „Müttern".

Nietzsches Lebensreligion, um endlich in Klages' Lebensphilosophie in der breiten Majestät eines umwälzenden Denksystems das Geröll zu durchbrechen.

Die medizinische Wissenschaft verdankt Prinzhorn, daß er sie die „Leib-Seele-Einheit" des Menschen wieder sehen lehrte (vgl. seine klassisch-klare Darstellung, die in der Weltbildbücherei — Kiepenhauer und Müller — unter diesem Titel erschien). Seine wichtigste wissenschaftliche Bedeutung bestand in der unermüdlichen Durchdenkung, Erweiterung und Erläuterung des neuen Menschenbildes, wie es sich aus der reinen, d. h. vorurteilsfreien Charakterologie von Klages ergab. Hier galt sein Hauptkampf jenem geflissentlich entseelten jüdischen Menschenbild, das dem Sünde-Erlösungsklischee des Christentums wie vor allem aber auch der Psychoanalyse zugrunde liegt. Das höchst anregende Buch „Um die Persönlichkeit" (Kampmann) umkreist eindringlich diesen entscheidend wichtigen Gegensatz; das Sammelwerk „Auswirkungen der Psychoanalyse" (Verlag „Der neue Geist") führt die Konfrontierung theoretisch bis ins Einzelne durch; die sprühende Schrift „Nietzsche und das XX. Jahrhundert" (Kampmann) beleuchtet am klarsten die revolutionäre Situation, den unaufhaltsamen Verfall aller idealistischen und materialistischen Ideologien und die Heraufkunft eines neuen Menschenbildes. Die „Psychotherapie" endlich bringt die praktische Erprobung einer „biozentrischen" Wirklichkeitslehre vom Menschen und räumt mit allem Erlösungsspuk und psychoanalytischen Aberglauben in der Seelsorge und Seelenheilkunst auf. Prinzhorn hat — und das war seine letzte Buchveröffentlichung — ebendies neue Menschenbild, nun aber ohne jede polemische Auseinandersetzung, noch einmal in allerschlichtesten Linien aufgezeichnet in einem Bändchen der bekannten blauen „Wissenschaft und Bildung"-Bücher (Quelle und Meyer) unter dem Titel „Persönlichkeitspsychologie". Dies Büchlein stellt die Quintessenz dar von Prinzhorns mehr als 20jähriger Bemühung „um den Menschen".

*

Keiner hat in den verflossenen schweren zehn Jahren so tapfer wie Prinzhorn gegen die „heiligen Lügen" Krieg geführt, und zwar gerade da, wo sie am sichersten verschanzt waren und am verderblichsten wirkten: in den Hochburgen der Wissenschaft und ihren Vorwerken: der praktischen Religion, der Seelsorge und der Erziehung. Doktor zweier Fakultäten (phil. et med.), ist er allem betriebsamen Dünkel beider mutig zu Leibe gerückt und hat außer Narben und wissenschaftlicher Vereinsamung ein solches Material an Erfahrungen aus dem Kampfe getragen, daß er wie kein Zweiter befähigt und ermächtigt schien, der so dringend notwendige Reiniger unseres akademischen Lebens zu werden. Wenn Nietzsche einmal sagt: „Ich greife nur Sachen an, die siegreich sind", so ist es ebendiese ritterliche Tapferkeit, die Hans Prinzhorns Wirken ausgezeichnet hat und die ihm denn auch mit allen Mitteln der üblichen akademischen und außerakademischen Kampftaktik wie Verschweigung, Hohn, Isolierung vergolten wurde. (Noch kurz vor seiner Erkrankung schrieb er über sein Hauptwerk „Psychotherapie" voll Resignation: „Nicht ein einziger Fachkollege in Deutschland hat den Gehalt dieses Buches auch nur annähernd richtig charakterisiert"!!) Wenn heute die einst so geflissentlich aufgelobten Namen Spengler, Scheler, Th. Mann, Driesch, Keyserling, Th. Lessing u. v. a. ihren Klang verloren haben, so ist dies vor allem Prinzhorns unentwegtem Kampf gegen die täuschenden Fassaden zu danken. (Man vergleiche dazu Prinzhorns letzten Aufsatz, der kurz vor seinem Tode erschien: „Der Kampf um Ludwig Klages" im Maiheft der „Deutschen Rundschau".)

Sein kämpferisches Eintreten für Klages aber und für die hartnäckig unterdrückte, heimlich ausgebeutete oder giftig bespeichelte Lebensphilosophie bedeutet trotz aller Beglückung noch eine Tragik mehr für Prinzhorns heroisches Leben. Nicht nur daß es immer schwer ist und eine ungewöhnliche charakterliche Größe erfordert, im Schatten

eines Mächtigeren zu schaffen, — es hat vielmehr gerade dies unerschüttlich redliche Einstehen für die philosophische Leistung von Klages die Vereinsamung Prinzhorns nur vertieft. Und das will sagen: das offizielle geistige Deutschland hätte ihm zur Not sein eigenwilliges Außenseitertum, ja selbst noch sein wahrhaft lästiges Durchsichtigmachen und Entlarven im Namen der „intellektuellen Redlichkeit" verziehen, — nicht aber sein Bekenntnis zu diesem Monument aus reinster deutschen Substanz.

In diesen Wochen nach seinem unerwarteten Tode sind die merkwürdigsten Ansichten über ihn laut geworden. Auf der einen Seite bemüht man sich, seine Bedeutung auf sein Frühwerk „Die Bildnerei der Geisteskranken" festzulegen, von dem er in seinem letzten Lebensjahr geäußert hat, es stamme aus seiner „Steinzeit". Um mit beschwichtigtem Gewissen Prinzhorns wesentliche Bedeutung unterschlagen zu können, klammert man sich in blinder Erfolgsanbetung an die fragwürdige Tatsache, daß keine seiner späteren Veröffentlichungen an diesen ersten „Bucherfolg" heranreicht. Auf der anderen Seite sollte niemand sich einbilden, seine Zugehörigkeit zum Geiste Prinzhorns durch patriotische Worte darstellen zu können. Denn er, der in mörderlicher, immer erneuter Anstrengung sich mühte, eine letzte klare Ordnung der Werte und Mächte zu finden, die ein selbsttäuschungsloses Verwirklichen des Einzel- und des Gemeinschaftslebens verbürgt, — er verachtete die „Inbrünstlinge" womöglich noch leidenschaftlicher als die aus Substanzarmut Stumpfen.

Mit Prinzhorn hat das ringende Deutschland den wissendsten Führer im Kampf um die Erneuerung des deutschen Menschen und der deutschen Gemeinschaft verloren. Aber gerade wer dies ahnt oder klar erkannt hat, der sollte sich immer wieder erinnern, welche Art Menschen er gefordert hat, — Menschen, die zu klaren kulturellen Entscheidungen drängen, „ohne sich ängstlichen Schutzmaßnahmen für überlebte Bildungsideale eines geistigen Mittelstandes mehr anzuschließen — denen Revolutionen gegen Bestehendes nur Gelegenheit zu Revolutionen für kulturelle Werte bieten und die in diesem Sinne Revolutionäre für ewige Dinge gegen die Ueberschätzung von Zeitidealen sind; radikal im Kleinen und gegen die Kleinen, konservativer als irgendein politisch Konservativer im Großen."

*

Man begreift es, daß Prinzhorn unter den höheren geistigen Menschen der Erste war, der das Wesen der nationalsozialistischen Bewegung verstanden und aufatmend begrüßt, aber auch in mahnenden Aufsätzen (in der Zeitschrift „Der Ring", Berlin) vor Verfälschungen zu hüten versucht hat. Dies stand ihm um so eher an, als der Begabungsreichtum seiner Persönlichkeit sich nie in die Enge eines „Fach"-menschentums hat pressen lassen. Er besaß den weltoffenen Blick des wirklich kultivierten Menschen für jede volle Lebenswirklichkeit, unterstützt nun freilich durch eine meisterliche Methodenbeherrschung der „entzaubernden" Psychologie, d. h. der Kunst des Durchschauens. Die Beherrschung fremder Sprachen, (die ihn mit gleicher Künstlerschaft Gides herrliches Buch „Uns nährt die Erde" wie Kapitel von Lawrence zu übersetzen befähigte) wie nicht zuletzt die eigene Anschauung bei amerikanischen Vortragsreisen und auf internationalen psychologischen Kongressen lehrten ihn die Eigenart der Völker, ihre pädagogischen Formungsarten und besonders ihren politischen Stil erkennen. Wenn einer, dann war Prinzhorn befähigt, der Mentor der deutschen Kulturrevolution zu sein!

Wer aber die Kernfragen unserer kulturellen Erneuerungsbewegung wirklich kennt und nicht nur beschwätzt, der ist es dem schweren Ringen ihres redlichsten Kämpfers schuldig, sich darüber keiner Täuschung hinzugeben: daß die deutsche Revolution auf halbem Wege stecken bleiben muß, wenn es ihr nicht gelingt, das alteuropäische „logozentrische" Weltbild radikal abzustreifen und das seit Goethe und Hölderlin aus deutscher

Wesenstiefe aufsteigende „biozentrische" Weltbild *) für sich zu erobern. Darum ist für alle Kulturverantwortlichen, für die Seelsorger, Erzieher, Gemeinschaftsführer, vor allem aber für die „deutschen Christen" der Orientierungswert der Prinzhornschen Bücher unermeßlich. Nichts wäre irriger, als hinter den gelehrten Titeln nur Wissensstoff für psychologische oder medizinische Leser zu vermuten. Vielmehr führen sie sämtlich zu *überwissenschaftlichen* Sichten.

Die „Psychotherapie" und die „Persönlichkeitspsychologie" ist für *jeden* um Ueberschau Ringenden unentbehrlich, denn von der Darstellung einer einfachen biologischen Tiefenschichtung aus stößt dies glänzend geschriebene Buch zu den großen Entscheidungsfragen des Menschseins, der Menschenformung und der Kultur vor, die uns alle in dieser Umbruchs- und Erneuerungszeit doppelt und dreifach angehen. Gerade heute sollte das seinerzeit von Fachgenossen so weidlich verhöhnte Motto der „Psychotherapie" zu denken geben: „Gewidmet der ersten Schar der im XX. Jahrhundert Geborenen, der es vergönnt sein wird, unbeschwert vom Druck überalterter Formen und utopischer Hirngespinste die Würde des *Lebens* und den Rang der *Werte* wieder aufzurichten."

J. v. Uexküll

Die Entplanung der Welt (Schluß)

Die Mechanik des Behaviorismus

Der in Amerika beheimatete Behaviorismus macht es sich zur Aufgabe, die Tiere als reine Objekte zu behandeln und ihr Verhalten gegenüber den Einwirkungen der Außenwelt zu beobachten. Da alle Tiere verschiedenen Reizquellen gegenübergestellt, sich entweder auf sie hin oder von ihnen fort bewegen, hat man ihr Verhalten in positive und negative Tropismen eingeteilt. Sie sind entweder positiv oder negativ heliotrop, bald positiv oder negativ geotrop usf. Jede Frage nach einem planmäßigen Verhalten der Tiere wird grundsätzlich abgelehnt. Der planlose Mechanismus des Tierkörpers schiebt sich je nach der vom äußeren Reiz ausgelösten Umstellung seiner inneren Steuerung bald hierhin, bald dorthin. Das Problem, ob vielleicht das Tier etwas merkt und mit einem Willensimpuls beantwortet, darf gar nicht in Erwägung gezogen werden. Es herrscht eine krasse Diktatur der mechanischen Denkweise, die als Denkökonomie gefeiert wird.

Kein Wunder, daß diese Denkweise auch auf die Behandlung des Menschen übergegriffen hat. Wir besitzen in dem Buch von Watson „Der Behaviorismus" eine ebenso klare wie konsequent durchgeführte Lehre, die die völlige Entseelung und Entplanung des Menschen zum Ziele hat. Bis vor kurzem herrschte in Europa der sogenannte Psychophysische Parallelismus, der die seelischen und körperlichen Vorgänge im Menschen als gleichberechtigte Partner behandelte, die immer im Gleichtakt miteinander arbeiten. Watson bemüht sich, den seelischen Partner restlos zu unterdrücken. Der Körper des Menschen soll allein einer wissenschaftlichen Behandlung würdig sein. Das Gemütsleben der Menschen stellt er als eine Aktivität unseres viszeralen Körpersystems, speziell als ein

*) Logozentrisch und biozentrisch sind die beiden neuen Scheidebegriffe, die Klages aufgestellt hat. Er hat nachgewiesen, daß Idealismus, Materialismus und jahwistisch-paulinisches Christentum logozentrisch sind.

Produkt unserer inneren Drüsensekretion dar. Näher darauf einzugehen, würde zu weit führen. Aber ich muß doch auf seine Behandlung des menschlichen Denkens hinweisen, weil sie am deutlichsten zeigt, was der Behaviorismus ist und welchem Ziel er zustrebt.

Watson schreibt: „Der Behaviorismus vertritt die Ansicht, daß das, was die Psychologen bisher Gedanke nannten, nichts anderes ist als ein Zu-sich-selbst-sprechen."

Was Sprechen sei, hat er kurz vorher ausgeführt. Es ist eine durch den Mechanismus des Kehlkopfs herbeigeführte Lautäußerung. „Der Verlust des Kehlkopfes", fährt er fort, „zerstört wohl die artikulierte Sprache, aber nicht die geflüsterte. Sie beruht auf Muskelreaktionen der Wange, Zunge, des Halses und der Brust, eine Organisation, die sicherlich durch den Gebrauch des Kehlkopfes mitgebildet wurde, die aber nach Entfernung desselben funktionsfähig bleibt . . . Meine Theorie sagt", fährt er fort, „daß die durch äußere Sprache erlernten Muskelgewohnheiten für die „implizierte" oder innere Sprache

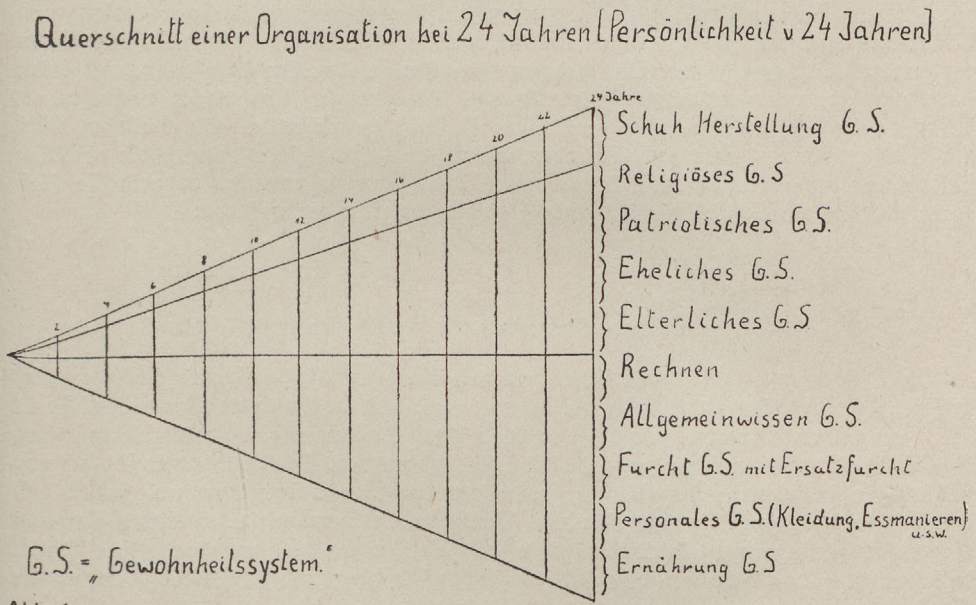

Abb. 1.

(Gedanke) verantwortlich sind. Sie behauptet weiter, daß es Hunderte von Muskelkombinationen gibt, mit denen wir fast jedes Wort lautlos zu uns selbst sprechen können."

Da Watson ein Denken ohne Worte für unmöglich hält, wiederholt er immer: „Vergessen Sie nicht, daß Denken subvokales Sprechen ist."

Es ist nicht überraschend, wenn man Watsons Einstellung kennengelernt hat, zu erfahren, daß er die menschliche Persönlichkeit aus psychologischen Aktivitätsströmen herleitet, die sich in Gewohnheitssystemen kundgeben: „Unsere Methode des Studiums der Persönlichkeit besteht in einer Querschnittsdarstellung des Aktivitätsstromes. Aus der Menge der Aktivitäten heben sich wieder einzelne dominierende Systeme hervor, so auf beruflichem Gebiet, auf laryngealem Gebiet (große Redner, Erzähler, stille Denker) und auf viszeralem Gebiet (Menschenscheu, Neigung zu Gefühlsausbrüchen und andere emotionale Dinge)."

Der Querschnitt der Persönlichkeit eines Schusters, 24 Jahre alt, verheiratet, sieht nach Watson so aus. (Abb. 1.) Das Ganze soll offenbar dazu dienen, um eine Kartothek

anzulegen, in der man jederzeit die Eigenschaften der Staatsbürger in Prozentzahlen nachlesen kann.

Da Watson überzeugt ist, daß alle Kinder bei der Geburt einander völlig gleichen, abgesehen von einigen unwesentlichen Aeußerlichkeiten, tritt er dafür ein, sie durch den Staat richtig standardisieren zu lassen, damit sie sich reibungslos in die menschliche Gemeinschaft einfügen. Das wird erreicht durch die experimentelle Ethik des Behaviorismus.

Zweierlei setzt uns beim Behaviorismus in Erstaunen. Das ist erstens das Ziel, das ihm bei seiner Menschenbeglückung vorschwebt, nämlich alle Menschen in lauter gleichartige Uhrwerke zu verwandeln, die im gleichen Takt arbeiten. Für jeden denkenden Menschen, der noch kein subvokales Uhrwerk geworden ist, ist dies Ziel die reine Hölle, in der er vor Langerweile explodieren müßte. Zweitens muß es uns mit Verwunderung erfüllen, wie rasch die mechanische Weltanschauung, die im Behaviorismus gipfelt, auf der ganzen Linie gesiegt hat. Die mechanische Weltanschauung hat nur deshalb den Vitalismus über den Haufen rennen können, weil die älteren Psychologen in den Tieren verkleinerte Menschen sahen. Sie sprachen vom Seelenleben der Infusorien, und selbst Darwin redet von einer verzweifelten Ameise. Die heutigen Psychologen versuchen es, sich mit Hilfe der Einfühlung in die Seelen der Tiere zu versenken. Sie verlassen dabei den Standpunkt des außerhalb stehenden Beobachters und liefern dadurch die objektive Erforschung der Lebewesen den Behavioristen aus, denn sie erwecken dadurch die Meinung, es gäbe keine Möglichkeit, fremde Subjekte objektiv zu behandeln.

Von der Merkwelt der Lebewesen

Hier setzt nun die Umweltlehre ein, die den Grundsatz aufstellt: ein jedes Tier zeichnet sich vor allen toten Objekten dadurch aus, daß es ein *lebendes Subjekt ist, welches merkt und wirkt.* Das Zusammenspiel von Merken und Wirken bei den Tieren kann ganz objektiv erforscht werden. Die Methode ergibt sich von selbst. Wir beobachten ein Tier in seiner naturgegebenen Umgebung und suchen festzustellen, welche Dinge ihm als Merkmal dienen und auf welche es seinerseits einwirkt. Dabei hat sich herausgestellt, daß Merken und Wirken sich stets auf das gleiche Objekt beziehen und daß jede Handlung darin ihren Abschluß findet, daß die Wirkung die Merkung auslöscht.

Dies läßt sich an einem ganz einfachen Schema erläutern. (Abb. 2.) Nehmen wir einen ganz einfachen Fall: ein Huhn sieht ein Korn und pickt es auf. Dabei haben die optischen Eigenschaften des Kornes dem Auge des Huhnes als Merkmal gedient, und der Körper des Kornes hat die Wirkung des Hühnerschnabels erduldet. Die Wirkung hat die Merkung ausgelöscht. Damit das erfolgen kann, müssen die Merkzeichen, die das Huhn durch Vermittelung seines Auges erhält, in dem zentralen Merkorgan im Gehirn des Huhnes durch ein Merkschema zusammengefaßt werden, damit das Korn überhaupt wiedererkannt wird. Das Merkschema induziert, wie wir uns ausdrücken, ein Wirkschema im Wirkorgan des Gehirnes. Das Wirkschema beherrscht die Willensimpulse des Huhnes, die zur Ausführung der Pickbewegung nötig sind.

Die Handlung läuft in Form eines in sich geschlossenen Kreises ab, den ich den Funktionskreis nenne. Die Anzahl der für ein Subjekt möglichen Funktionskreise ist eine beschränkte. Man kann je nach der Rolle, die das Objekt im Funktionskreis spielt, vier Arten von Funktionskreisen unterscheiden. Im Funktionskreis des Mediums wird das Objekt zum Hindernis, im Funktionskreis der Nahrung wird es zur Beute, im Feindeskreis wird es zum Gegner und im Geschlechtskreis zum Gatten.

Jedes Objekt wird, sowie es in einen Funktionskreis hineingerät, zu einem Merk-Wirkding des jeweiligen Subjektes. Wir bezeichnen sie kurz als Umweltdinge und stellen fest, daß das gleiche Objekt sich von Grund aus ändert, wenn es in eine neue Umwelt tritt, denn die Umwelt des Hundes enthält nur Hundedinge, die durchaus verschieden sind von den Libellendingen, die sich in der Umwelt der Libelle befinden, und beide unterscheiden sich grundsätzlich von den Menschendingen, die sich in unserer Umwelt vorfinden.

Die wechselnden Umweltdinge befinden sich stets in einem zum jeweiligen Subjekt gehörigen Raum und in einer zum Subjekt gehörigen Zeit. Während unser menschlicher Raum in etwa sechs Kilometer Entfernung von unserer Horizontebene abgeschlossen wird, auf der sich Sonne, Mond und Sterne befinden, ist der Umweltraum der meisten Tiere viel kleiner. Die Mücken, die wir im Abendsonnenschein tanzen sehen, tanzen im Schein ihrer kleinen Mückensonne, die ein bis zwei Meter von ihnen untergeht.

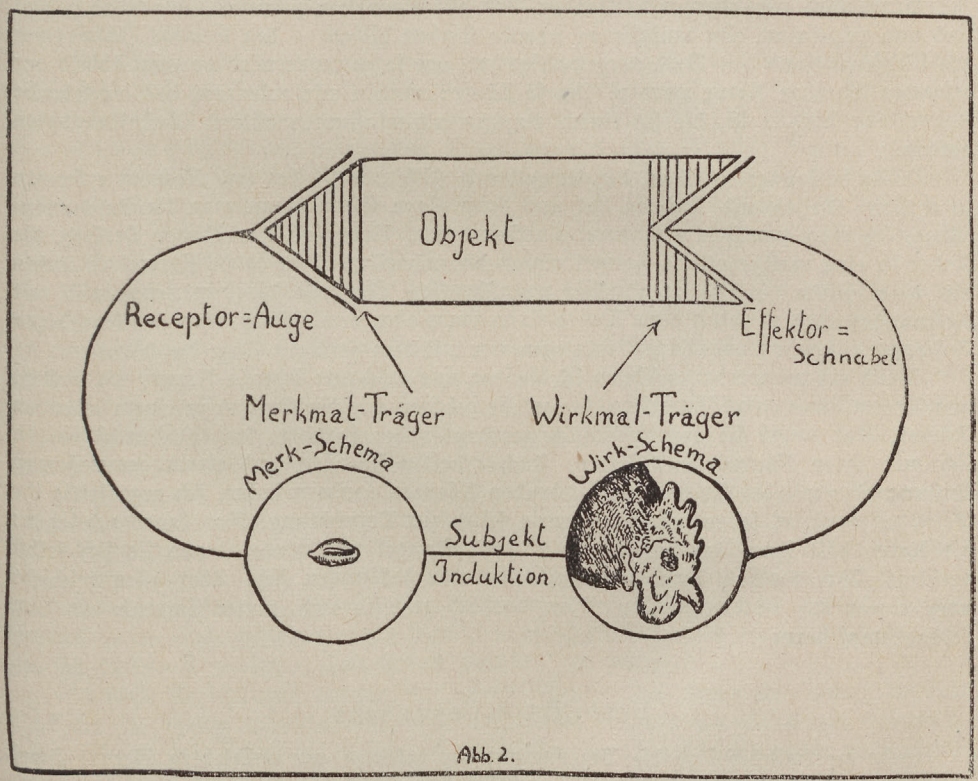

Abb. 2.

Auch die Anzahl der Orte, die wir in unserem Raum unterscheiden können, übertrifft um ein Vielfaches die Ortezahl der meisten Tiere. Von den Schnecken dürfen wir annehmen, daß sie nur ein paar hundert Orte in ihrem Raum besitzen, dadurch gehen ihnen alle Einzelheiten der Welt verloren, und sie sehen sich nur einfachen Flächengebilden gegenüber.

Im großen und ganzen darf man sagen, daß jedes lebende Subjekt den Mittelpunkt seiner Umwelt bildet, die von seinem Horizont wie von einer Seifenblase umschlossen ist. In diesem Raum sind alle Umweltdinge des Subjektes enthalten und mit ihm durch die jeweilig auftretenden Funktionskreise verbunden.

Planwelt und Magie

Treten wir mit dieser Erkenntnis bewehrt in den Urwald ein, der sich wie eine magische Welt um uns schließen will, so haben wir in ihr den Schlüssel zur Hand, der uns den Zugang zu den Wundern des Urwalds verschafft. Wir erkennen plötzlich, daß ein jedes Tier und eine jede Pflanze verwoben ist in ein Netz von vielfarbig schillernden Umwelten, die wir mit Hilfe des Funktionskreis-Schlüssels erforschen können.

Der aktive Gestaltungsplan, dem jedes Subjekt seine lebende Gestalt verdankt, erbaut ihm auch seine Umwelt, in die es bis ins Letzte eingepaßt ist. Nur die Frage nach dem Plan eröffnet uns die Geheimnisse der Magie, die unsere primitiven Ahnen durch ihre Zaubersprüche zu meistern hofften.

Das „Sesam-tue-dich-auf" der alten Märchen ist nun wirklich in unsere Hand gelegt. Der Plan ist der Schlüssel. Es gilt nur, für jede Umwelt den richtigen Schlüssel zu finden.

Dann wird uns aber auch offenbar, daß alle Umwelten planvoll ineinander gefügt sind und gemeinsam eine umfassende lebende Einheit bilden — den Urwald. Je weniger des Menschen Hand den Wald vergewaltigt hat, um so getreuer wird er zum Abbild der gesamten lebenden Natur werden. Um so sicherer werden wir erkennen, daß die lebende Natur eine Einheit ist, die sie einem einzigen allumfassenden aktiven Gestaltungsplan verdankt.

Völlig hoffnungslos ist es, den Urwald mit Hilfe von Messen und Rechnen erkennen zu wollen. Messen und Rechnen hat nur dann einen Sinn, wenn man die Zusammenhänge, die man ermessen will, bereits erkannt hat. Noch sinnloser ist der Versuch, die Natur in eine mathematische Formel einfangen zu wollen. Eine solche Formel ist nichts als eine Hürde, in die man völlig unanschauliche Symbole hineingetrieben und mit Rechnungszeichen versehen hat. Wahre Erkenntnis aber erwächst nur aus der lebendigen Anschauung, deren planmäßige Bindungen wir mit dem geistigen Auge durchschauen.

Welch ein wunderbares Wesen ist die von uns erschaute lebende Natur! Sie besteht aus Abermillionen von Umwelten, die zu ihr gehören wie die Organe zu einem lebenden Körper. Nur liegen sie nicht räumlich geordnet nebeneinander, sondern durchschneiden sich mit ihren Räumen und Zeiten. Auch arbeiten sie nicht nach einem gemeinsamen Leistungsplan wie die Organe eines lebenden Körpers, sondern suchen sich gegenseitig ihr Gesetz aufzuprägen, sei es zur Vereinigung, sei es zur Vernichtung. Man kann auch sagen: die Natur hält ihren tausend Augen tausend Spiegel vor, hinter denen sie sich selbst verbirgt. Ihre tausend Arme umschmeicheln oder bekämpfen sich. Aber alles geschieht nach einem ihr innewohnenden Plan, deshalb geht sie auch immer siegreich aus dem Lebenskampf hervor.

Vom Dämon des Lebens

Sehr merkwürdig sind die Beziehungen der belebten zur unbelebten Natur. Zwei gewaltige Wesenheiten, die beide von grundsätzlich verschiedenen Plänen getragen werden, scheinen sich im Lauf der Erdgeschichte bekämpft zu haben wie zwei Dämonen, von denen der Lebensdämon langsam das Uebergewicht gewinnt. Denn je vielgestaltiger sich der Lebensdämon ausbreitet, um so tieferen Einfluß gewinnt er auf den Dämon des Unbelebten. Jede neue Umwelt nimmt immer weitere Kreise der unbelebten Natur in sich auf.

Zwar bleibt die Zahl der chemischen Elemente, welche die Natur zum Aufbau der Tier- und Pflanzenkörper benutzt, immer die gleiche, weil sie alle dem gleichen zum Leben erweckten Stoff, dem Protoplasma, entstammen. Aber in den Umwelten treten immer neue Stoffe und Kräfte in lebendige Wechselwirkung mit den Subjekten.

Die Umwelten der Menschen haben sich in dieser Richtung außerordentlich erweitert. Wer ahnte noch vor wenig Jahrzehnten irgend etwas von all den Wellen, die wir jetzt täglich in unserem Radio einfangen?

Das Triumphgeschrei über den Fortschritt menschlicher Erkenntnis erscheint trotzdem wenig angebracht, da sie dem Lebensdämon gegenüber völlig versagt hat. Goethe hatte noch eine lebendige Beziehung zu ihm, die in dem wundervollen Gedicht an Schillers Schädel zum Ausdruck kommt:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß die Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geistgefügte fest bewahre?

Wie aber soll unsere Zeit den Weg zur Gott-Natur zurückfinden, wenn wir ihre Existenz schlankweg ableugnen und an ihre Stelle ein seelenloses und planloses Stückwerk setzen?

Der Weg zu ihr beginnt mit der Erkenntnis, die unmittelbar unserer Anschauung entspringt, daß nämlich jeder Mensch seine eigene Umwelt besitzt, in deren Mittelpunkt er sich befindet und deren Raum durch seinen Horizont umgrenzt ist. Nicht wir bewegen uns in einem feststehenden unendlichen Raum, sondern unser endlicher Raum bewegt sich mit uns. Sein Inhalt wechselt wohl beim Weiterwandern, aber der Raum bleibt unser steter Begleiter. Was jenseits des Horizontes liegt, ist lediglich ein aus der Anschauung abgeleiteter Gedankenraum, der den Tummelplatz für Astronomen und Mathematiker abgibt, der uns aber im Grunde wenig angeht.

Ist es nicht geradezu grotesk, daß wir uns über die Spiralnebel der Andromeda aufregen sollen, die Millionen von Lichtjahren von uns entfernt sind, und völlig blind an der Umwelt unseres Nachbars vorübergehen, die für ihn ebenso wichtig und wirklich ist wie die unsere für uns! Statt auf seine Umwelt Rücksicht zu nehmen, versetzen wir ihn in unsere Welt, in die er gar nicht hineinpaßt, und behandeln ihn wie ein umweltloses Objekt, ohne uns die Frage vorzulegen, ob seine Welt nicht in vielen Teilen zarter gegliedert und vielfarbiger ist als die unsere.

Ein jeder von uns lebt auf seiner eigenen Weltbühne, welche von seinen Mitspielern bevölkert ist, die er nur durch die Merkmale, die sie in ihm erwecken, kennt und beurteilt. Am bedenklichsten ist die Behandlung, die wir den vielen Unbekannten zuteil werden lassen. Wir kleiden diese Statisten unserer Bühne willkürlich und summarisch in die gleichen Eigenschaften und nennen sie Volk oder Menschheit. Wieviel Gefühle werden heutzutage an diese selbstgemachten Statisten verschwendet. Das ist freilich bequemer, als sich an den Grundsatz: „Liebe deinen Nächsten" zu halten.

All diese Beziehungen werden mit einem Schlage klar, wenn wir unsere Umwelt nicht als die einzige allumfassende Welt ansprechen, sondern als ein Organ erkennen, das gleich all den Umwelten unserer Mitmenschen, ja aller Tiere zu dem vieltausendgliedrigen Dämon gehört, den wir lebende Natur nennen. Er ist die Gott-Natur, von der Goethe spricht. Ihm verdanken wir den Bauplan unserer Persönlichkeit, der sich am klarsten vor unserer Umwelt ausspricht.

Auch Hofmannsthal hat den Lebensdämon gespürt, als er das schöne Wort prägte:

„Und lebt in mir
Wie ich in meiner Hand."

Paul Rühlmann

Der junge Ranke

An der Wiege der historischen Quellenkritik

Jeder Gebildete weiß heute, daß Leopold von Ranke als Vater der modernen historischen Quellenkritik gilt, wie auch jedermann bekannt ist, daß seine Methode der kritischen Quelleninterpretation von Deutschland aus im Laufe des letzten Jahrhunderts, wenn auch nicht unbestritten in Frankreich, ihren Siegeszug hin über den Erdball angetreten hat. Nur wenige aber kennen die einzelnen Umstände genauer, die Ranke zu diesem so fruchtbaren Grundsatz führten.

Nun hat in einer reizvollen Erinerungsgabe, besonders wertvoll durch zahlreiche unveröffentlichte Briefe Rankes, der jetzige Inhaber seines Berliner Lehrstuhles, Hermann Onken, die „Frühzeit Rankes" uns wieder lebendig gemacht. Ein zarter Duft liegt, wie stets über den ersten Regungen, eines jeden Genius, auch über den geistigen Werdejahren des jungen Obersachsen, der durch Zufall, nicht durch Wahl in der märkischen Erde Wurzel schlug, zunächst als Gymnasiallehrer in Frankfurt a. O. (1818—1825), um dann eine Professur der Geschichte an der Universität Berlin zu erhalten. Man ist erstaunt, wie früh, eindeutig und sicher Rankes Genius durchbricht und hinwegleuchtet über alle Ideen seiner Zeit. Onken hat dies mit gewohnter Meisterschaft geschildert, weniger aber lockte ihn offenbar, die Genesis von Rankes historischer Methode aufzureißen. Er konnte dies wohl auch nicht, weil die Spürarbeit seiner Münchener Schülerin, Elisabeth Schweitzer, *) in dem handschriftlichen Material der Frankfurt-Zeit noch nicht die heute vorliegenden Ergebnisse erzielt hatte. Er mochte es wohl auch nicht, weil ihm das innere Mitschwingen eigner Unterrichtserfahrungen, die nötige Resonanz des pädagogischen Selbsterlebnisses fehlte, das hierfür Voraussetzung ist.

Als der junge Gymnasiallehrer Leopold Ranke 1824 in seiner grundlegenden Schrift „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber" den seitdem unendlich oft zitierten Satz niederschrieb: „Die Geschichte muß aus Berichten von Augenzeugen erkannt werden, an deren Stellen andere Quellen nur treten, wenn sie aus Berichten von Augenzeugen entlehnt oder ihnen durch eine originelle Kenntnis gleich geworden sind" — ahnte er wohl kaum in vollem Umfange, welche revolutionierende Parole er damit ausgegeben hatte.

Es kann und soll hier nicht dieser Siegeszug in der gesamten geisteswissenschaftlichen Welt des Abendlandes dargestellt, nicht die Durchdringung von historischer Forschung und Lehre, von Editionstechnik und Archivgestaltung im einzelnen beleuchtet werden, aber auf einige bisher fast unbekannte oder verschüttet gebliebene Zusammenhänge zwischen Rankes praktischer Unterrichtstätigkeit und der Genesis seiner quellenkritischen Methode soll etwas näher eingegangen werden. Nicht allein deshalb, weil es erst jetzt gelungen ist, Licht in Rankes früheste Werdezeit zu bringen. Auch deshalb, weil — ein seltsames Zeugnis für die Einheit aller menschlichen Geistesarbeit — die Nöte und Bedenken, die den Geschichtslehrer heute quälen, so ziemlich genau dieselben sind, die vor fast hundert Jahren in den stillen Schulstuben des Frankfurter Friedrichsgymnasiums den jungen Lehramtsbeflissenen Leopold Ranke nach dem sicheren quellenmäßigen Unterbau der wechselnden geschichtlichen Anschauungen suchen ließ.

*) Drei Schulreden Leopold von Rankes. Bayerisches Bildungswesen II. 1928, 12. Heft. Vgl. die dort angeführten Veröffentlichungen.

Es will fast scheinen, als wenn der Rankesche Grundsatz der geschichtlichen Quellenkritik, welcher der historischen Wissenschaft für ein Jahrhundert fast allein die Pfade gewiesen, nicht in erster Linie in der Sphäre der reinen Wissenschaft geboren ist, sondern sehr deutlich in seiner Genesis bedingt und bestimmt wurde durch die lebendige Praxis des Geschichtsunterrichtes; also nicht so sehr oder allein durch die reine Wahrheitsforschung wie ebenso stark auch durch praktisch-pädagogische Notwendigkeiten der Schule. Wenn diese Zusammenhänge so lange unbekannt bleiben konnten, so mag das wohl auch mit an den aristokratisierenden Neigungen des älteren Ranke gelegen haben, die bekanntlich stark auf die zünftige deutsche Geschichtsforschung abfärbten.

Wenn gelehrte Darsteller von Rankes Werdegang, ein Guglia, ein Helmolt, darlegen, daß seine quellenkritische Methode eine gradlinige Fortsetzung der Grundsätze seines Leipziger Lehrers Gottfried Hermann sei, des Gründers des ersten althistorischen Seminars, daß Ranke ferner aufs wesentlichste bestimmt worden sei durch die Lektüre von Barthold Niebuhrs Schriften, so mag dies alles wohl intuitiv zutreffend sein; viel stärker aber haben pädagogische Umstände, praktische Unterrichtsbedürfnisse Ranke veranlaßt, auch in der mittelalterlichen und neueren Geschichte auf die Quellen zurückzugehen.

In die geistig damals offenbar recht rege Oderstadt sandte die Romantik ihre Wellen in Gestalt der historisierenden Moderomane von Walter Scott. Der junge Ranke hielt damals auf Veranlassung von Bekannten einen historischen Zirkel für junge Mädchen ab, deren geschichtliche Interessen besonders durch Scotts Romane geweckt worden waren. Namentlich war es Quentin Durward und dessen Schilderung Karls des Kühnen und Ludwigs XI., die Ranke von seinen Schülern und Schülerinnen zur Beurteilung vorgelegt wurde. Er begnügte sich nun nicht mit einer rein gefühlsmäßigen oder ästhetischen Ablehnung, er ging vielmehr den Dingen auf den Grund und konfrontierte Scott mit den echten Quellen, was ihm die reichhaltige Gymnasialbibliothek, ein Nachlaß der ehemaligen Universität Frankfurt, ermöglichte. Das Ergebnis dieser seiner Erstlingserfahrung mit quellenmäßiger Unterbauung auf dem Gebiete der neueren Geschichte formulierte er nach sechzig Jahren*): „Bei der Vergleichung überzeugte ich mich, daß das historisch Ueberlieferte selbst schöner und jedenfalls interessanter sei als die romantische Fiktion. Ich wandte mich hierauf überhaupt von ihr ab und faßte den Gedanken, bei meinen Arbeiten alles Ersonnene und und Erdichtete zu vermeiden und mich streng an die Tatsachen zu halten."

Jedoch nicht nur gegenüber den ästhetisierenden Interpretationen des geschichtlichen Wahrheitsgehaltes versuchte Leopold Ranke „feste Tatbestände" aus den Quellen zu schaffen, ähnlich erging es ihm mit den geschichtsphilosophischen Modeauffassungen seiner Zeit, vor allem mit der damals fast allein herrschenden Schlosserschen Geschichtsbetrachtung. Trat sie ihm doch bei der Vorbereitung im stillen Kämmerlein, im Gespräch mit Kollegen, im Unterricht aus dem Munde der Schüler alltäglich bestimmend entgegen. Seinen philosophischen Schemen gänzlich abholden Wahrheitssuchergeist aber störten die „für immer" festgelegten Maßstäbe im Sinne der Aufklärungszeit. Mit der gleichen geniushaften Sicherheit lehnte er auch die damals vielgelesenen Geschichtsdarstellungen Rottecks ab, die „auf Gefühl und Willen wirken, die menschliche Kraft erhöhen, Liebe zur Tugend und Haß des Lasters geben" wollten. Hier schien das wirksamste Gegenmittel nur die eine Wegleuchte zu sein: ein Zurückgehen auf die Quellen. Allen diesen, der eigentlichen Geschichte wesensfremden Konstruktionen setzte der junge Gymnasiallehrer mit starker Ueberzeugungskraft den berühmten Satz entgegen: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger

*) Diktat vom November 1885: Sämtliche Werke Bd. 53/54. S. 61.

Jahre zu belehren, beigemessen; so hoher Aufgaben unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht, er will bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen ist." *)

Aber nicht nur gegen die weltanschauliche Vergewaltigung der Geschichte sträubte sich Rankes Wahrheitsbedürfnis, in der gleichen Weise wehrte er sich auch gegen jede einseitige Interpretation des Geschichtsstoffes zugunsten politischer Zweckmäßigkeiten, politischer Tagesmeinungen. Wir wissen jetzt durch die Funde aus der Rankeschen Frühzeit, wie mächtig und höchst lebendig dem bis dahin politisch vollkommen indifferenten jungen Thüringer das Problem eines großen mächtigen Staates gerade aus seiner Unterrichtspraxis aufging. Der Zusammenhang zwischen Erziehungsideal und Staatsnotwendigkeiten fesselten ihn aufs höchste, und er erwählte gerade diesen Gegenstand zum Thema der damals üblichen Festreden sowohl 1818 wie 1824. Von der „Größe und Herrlichkeit der Staatsidee" spricht er mit den stolzen Worten: „Gott hat ihr diesen Beruf übertragen, und die Erziehung, insonderheit der Geschichtsunterricht, hat ihr zu dienen."

Genau wie in den heutigen Unterrichtsnöten stellte sich aber auch bei ihm die quälende „Sorge um das Gewisse, um das Feste" ein gegenüber den Schwankungen der politischen Tagesmeinungen. Ranke sah damals den preußischen Staat durchaus noch nicht mit den Augen der späteren Exzellenz und des Königlich Preußischen Hofhistoriographen an. Infolge der Demagogenriecherei gegen seinen geliebten Bruder, dem der preußische Staat wegen dessen Interesse an der Turnbewegung die Anstellung in Frankfurt und später in Torgau und Quedlinburg versagte, mußte er der herrschenden offiziellen politischen Tagesmeinung nur mit Befremden gegenüberstehen. Wenn man dies würdigt, wird man auch sein leidenschaftliches Suchen nach einer „festen Grundlage" für seine Geschichts- und Staatsauffassung verstehen, er, der noch bis in sein höchstes Alter auf dem Arbeitspulte Jahns schrieb, dachte damals sogar daran, nach Bayern zu gehen, um den täglichen Gewissenskonflikten im „staatsbürgerlichen Unterricht" — wenn auch dieser Name damals nicht vorhanden war, so waren doch im höchsten Maße seine Ziele und Nöte lebendig — zu entfliehen. Wir hören in seinen Schulreden bewegliche, fast dichterisch anmutende Klagen über die politische Kleinheit und über den Mangel eines klaren deutschen Vaterlandsbegriffes.

So hohe Auffassungen auch Ranke vom Staate hatte, immer wieder mißtraut er auch der rein philosophischen Erfassung des Staatsgedankens, etwa im Sinne der damals in Preußen allmächtigen Philosophie Hegels, des Mannes, dessen Staatslehre seltsamerweise ebenfalls in einem Schulhause, und zwar als Frucht der „politischen Propädeutik" am Gymnasium in Nürnberg, erdacht und ersonnen war. Bei dem polaren Gegensatz dieser zwei Männer ist es trotz gemeinsamen Ausgangspunktes durchaus erklärlich, daß beide auch als Berliner Kollegen einander nur mit stärkster Zurückhaltung gegenübertraten, genau das gleiche wie mit Schlosser. Ranke ließ sich von seiner Auffassung, daß das Zurückgehen auf die Quellen die beste Sicherung gegen parteipolitische Tagesströmungen und staatsphilosophische Einseitigkeiten gewähre, allen Einwirkungen zum Trotz, nicht abbringen. Und er sollte recht behalten.

Und noch eines rein pädagogischen Umstandes, wichtig für das Prinzip der Quellenkritik, ist hier zu gedenken, um so mehr, als auch er erneut die Parallelität mit der Gegenwart erweist: der freien Arbeitsgemeinschaften an den „Studiertagen". Das Frankfurter Friedrichsgymnasium war gerade zu Rankes Eintritt nach den verschiedensten Seiten hin stark aus den Fugen geraten. Fast gleichzeitig mit Ranke wurde sein nur etwa ein Jahr älterer Direktor Poppo berufen mit der Weisung, energisch eine Reorganisation und Modernisierung durchzuführen. Beide waren Zöglinge der Illustrissima Schola Portensis und hatten dort den Wert der „Studiertage" und der freien Arbeits-

*) Vorrede zur „Geschichte der romanischen und germanischen Völker". 1924

gemeinschaft schätzen gelernt, wenn auch zunächst nur für die alte Geschichte. Ranke übertrug nun im vollen Einverständnis mit seinem Direktor diese Schulpfortaer Art zu arbeiten auf die Geschichte, nicht nur auf die alte, sondern auch auf die frühmittelalterliche und die Reformationsgeschichte, besonders unter den Einwirkungen des Reformationsjubelfestes 1817. Beglückt berichtet er seinem ihm besonders nahestehenden Bruder Heinrich über solche Arbeiten mit karolingischen lateinischen Quellen und ihren reichen Anregungen für die Lernenden und den Lehrenden.

So stark also pädagogische Musen, die unmittelbaren Bedürfnisse des praktischen Unterrichts, an der Wiege der historischen Quellenkritik gestanden hatten, es dauerte lange, sehr lange, bis die Schule sich wieder zu den Anschauungen des jungen Ranke bekannte. Zunächst kam das Prinzip der Quellenuntersuchung, außer der Editionstechnik im wesentlichen nur dem akademischen Unterricht zugute, besonders der Errichtung und dem Ausbau der historischen Seminare an den Universitäten. Nachdem Ranke durch seine berühmten exercitationes historicae den Grund zum Berliner historischen Seminar gelegt hatte, wurde durch seinen Schüler, Karl von Noorden, anknüpfend an die Traditionen von Rankes Lehrer, Gottfried Hermann, besonders mustergültig und Schule bildend das Leipziger „Seminar für mittelalterliche und neuere Geschichte" ausgebaut, das nach den Verhandlungen des Leipziger Historikertages über die Ausbildung des Historikers mehr oder weniger getreu an allen deutschen Universitäten, aber auch darüber hinaus auf den Hochschulen romanischer und angelsächsischer Kultur nachgeahmt wurde.*) So viele Gymnasiallehrer sich gerade unter Rankes engeren Schülern befanden, es galt doch bis um die Jahrhundertwende in den Kreisen der deutschen Fachhistoriker als eine Sünde wider die geheiligte Tradition gerade des verehrten Meisters, die Methode der Forschung und der reinen Wissenschaft durch Anwendung im gewöhnlichen Schulunterricht zu entweihen. Mochte es immerhin sein, daß diese mehr aristokratisierenden und ästhetisierenden Einwände die an sich durchaus verständigen Erwägungen verhüllen sollten, die vor der Benutzung geschichtlicher Quellen im Schulunterricht warnen hieß: zu wenig Zeit und zuviel Stoff im Lehrplan, zu geringe geistige Reife der Schüler, die Gefahr des Subjektivismus in der Auswahl der Quellen, kurz die Sorge vor Dilettantismus aller Art, Bedenken, die auch heute noch nicht ganz überholt sind.

Trotzdem versuchten eine Anzahl mutiger Pädagogen dem Zeitvorurteil zu trotzen und mit begabten Klassen, so wie sie es auf der Universität gewöhnt waren, ihre Schüler durch Quellenbearbeitung zu historischen Erkenntnissen zu führen, zumal dies Verfahren auch pädagogisch sich rechtfertigen ließ. Ich nenne hier nur einige Namen: Oscar Jäger, Franz Moldenhauer, Theodor Flathe, Max Schilling. Der Verlag B. G. Teubner, Leipzig, bemühte sich in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts lebhaft, nach der Art des jungen Ranke die lateinischen Quellen des Mittelalters durch die Lateinstunden dem Geschichtsunterrichte dienstbar zu machen. Diese Versuche hatten damals noch nicht den gewünschten Erfolg; die klassischen Philologen fürchteten für den color Ciceronianus, die Geschichtslehrer aber standen noch ganz unter dem Banne des Zeitvorurteils.

Trotzdem behalten aber die Rankeschen Grundideen der Quellenkritik, selbstverständlich der Höhenlage und dem Zwecke entsprechend gewandelt, ihren bleibenden Wert auch für den Geschichtsunterricht an den Mittelschulen; ja, es ist aus mehr als einem Grunde nötig, wieder schärfer an sie zu erinnern. Denn alle geisteswissenschaftliche Arbeit, aber auch jede höhere Berufstätigkeit — sei es des Verwaltungsbeamten, des Richters, des

*) Vgl. neben Seignobos' Bericht: L'enseignement de l'histoire dans les universités allemandes aus dem Jahre 1881 die zahlreichen amerikanischen und spanischen Kritiken bis in die Zeit unmittelbaren Kriegsausbruchs.

Anwalts, des Pfarrers, des Publiziſten — beruht letzten Endes auf der Fähigkeit, einen Text zu interpretieren. Gegenüber den Wellenfluten von Theſen, Auffaſſungen, Meinungen, Ideen, Problemen bleibt immer noch das geſchriebene Wort eines Augenzeugen, alſo ein Text, die letzte erreichbare und deshalb feſtſtehende Grundlage: Littera manet! Dieſen Text, nicht nur wortgetreu, ſondern auch ſituationsgerecht auszudeuten, erfordert formal immer höchſte geiſteswiſſenſchaftliche Schulung. Der Unterricht in den klaſſiſchen Sprachen vermittelte bis weit über die Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus noch dieſe hohe Kunſt. Als dann aber der Enzyklopädismus in den Schulen ſeinen Einzug hielt und damit der didaktiſche Materialismus, als immer mehr fertige Philoſophien und Theoreme den Schülern fertig vorgelegt und von dieſen fertig wiedergegeben wurden, ging die Kunſt der Textinterpretation, die Heuriſtik, das ſelbſtändige Finden, immer mehr verloren. Die akademiſchen Lehrer faſt aller Fakultäten, voran die Juriſten, begannen lebhaft zu klagen, wie rapid dieſe Fähigkeit, einen Text zu verſtehen, von Jahr zu Jahr abnehme, wie andererſeits aber ohne dieſe Grundlage kaum fruchtbare Aufbauarbeit höheren Grades geleiſtet werden könnte. Alle noch ſo große lehrhafte materielle Kenntnis wiege dieſe ſeeliſche Elementarfähigkeit nicht auf. Dieſe Klagen haben bekanntlich bis heute nicht aufgehört, im Gegenteil, ſie ſind unter Eduard Sprangers Führung immer ſchärfer auch nach ihren praktiſchen Folgerungen hin formuliert worden.

Man hat nun in den letzten Jahrzehnten den Geſchichtsunterricht ſtofflich ſo überlaſtet, hat von ihm die materiellen Kenntniſſe ſo ziemlich der geſamten Vergangenheit, von der Prähiſtorie angefangen, gefordert. Darüber muß naturgemäß dieſe formale Schulung erheblich zu kurz kommen. Um nur ja nicht bei den überwachenden, meiſt noch dazu parteipolitiſch eingeſtellten Schulbehörden in den Verdacht zu kommen, daß man nicht alle einzelnen geſchichtlichen Modegebiete ausführlich traktiert habe, wurden ſolche ſehr viel Zeit und Mühe koſtenden Quelleninterpretationen im Klaſſenunterricht ſtärker zurückgeſtellt als dies wünſchenswert und notwendig iſt. Die Schäden zeigen ſich freilich jetzt zu deutlich; man verletzt eben nicht ungeſtraft pſychologiſche Grundgeſetze. Für jeden Lehrer, der die Kunſt der Wort- und Sachinterpretation eines Textes als notwendige Grundlage für jede höhere, geiſteswiſſenſchaftliche Tätigkeit und als Sicherung gegen alle philoſophiſchen und parteipolitiſchen Tageseinſeitigkeiten betrachtet, bleibt es immer ein heiliges Vermächtnis des Altmeiſters Ranke, die angeblich als ſcholaſtiſch verrufene Kunſt der Textinterpretation allen Verdächtigungen der modernen Pädagogik zum Trotz immer hoch zu halten, auch in den Schulen.

Karl Gottfried Hugelmann

Neue Gedanken zur Problematik des Nationalitätenrechts[1)]

Die Nachkriegszeit hat die Problematik des Nationalitätenrechts — wenigſtens für das deutſche Volk — von Grund aus geändert. Machte ſich vor dem Krieg der Binnendeutſche im ſtolzen Beſitz des neu erkämpften, zu Macht und Reichtum erblühenden Reiches, in deſſen Hut er ſich voll geborgen fühlen konnte, über das „Auslandsdeutſchtum" nicht allzuviel Sorge, ſah er insbeſondere das Verhältnis desſelben zu den Staaten, in denen es lebte, als deren innere Angelegenheit an, ſo änderte ſich dies mit dem unglücklichen Ausgang des Krieges und mit dem Diktatfrieden. Die grauſame

1) Ich möchte ausdrücklich betonen, daß dieſer Aufſatz ſchon im Mai d. J. geſchrieben wurde.

Verstümmelung des Reiches, die Lostrennung solcher Teile des deutschen Volkes, mit denen man in langer staatlicher Gemeinschaft gelebt hatte, ließ zunächst diese „Volksgenossen", die nicht mehr Staatsgenossen waren, trotzdem, ja gerade deshalb zu einem Gegenstand sorgenvoller Liebe, ja im Bedarfsfall besonderer Betreuung werden. Dabei ergab es sich von selbst, daß auch das Verhältnis dieser Volksgenossen zu ihren neuen, ihnen zunächst durchaus unfreundlich gegenüberstehenden Staaten Beachtung, ja sogar Beeinflussung durch die deutsche Außenpolitik forderte, zumal die alliierten und assoziierten Mächte als unzulänglichen Ersatz für das versprochene und nunmehr vorenthaltene Selbstbestimmungsrecht für ein Minimum von Rechten dieser Deutschen einen vertragsmäßigen völkerrechtlichen Schutz geschaffen hatten. Was lag näher, als daß dieses starke Erlebnis der Volksverbundenheit über Staatsgrenzen hinaus sich auch auf das sonstige nicht zum Reich gehörige Deutschtum, ganz besonders im geschichtlichen deutschen Raum in Mitteleuropa, ausdehnte, und daß man über das kulturelle Interesse und die rein gefühlsmäßige, allenfalls in materieller Hilfe sich äußernde Volksverbundenheit hinaus die sehr verschiedene rechtliche und geschichtliche Lage des sogenannten Auslands-Deutschtums als ein alle Deutschen und besonders auch die Reichsdeutschen interessierendes Problem verstehen lernte. Von hier war nur ein Schritt dazu, sich des Volkes als einer ebenso realen Gemeinschaft, wie es der Staat ist, und zwar als einer in irgendeiner Weise auf ihn bezogenen, aber doch mit ihm sich keineswegs deckenden, ja zu ihm in einem Spannungsverhältnis stehenden Wirklichkeit stärker bewußt zu werden. Diese Wiedererweckung einer „ethnopathetischen" Geisteshaltung, wie der hervorragende Theoretiker der Volksprobleme, Max Hildebert Böhm, sie nennt, ist eines der größten und dauerndsten Ergebnisse der Kriegswende, eine der wenigen erfreulichen Früchte unseres tragischen Schicksals, ein Stern, der uns in der Nacht staatlichen Zusammenbruches aufgegangen ist.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen darzustellen, wie sich diese Geisteshaltung äußerte, bzw. verwirklichte. Nicht nur das Aufblühen der Deutschtums-Organisationen an sich, die Verstärkung und Verbreiterung ihrer Arbeit gehört hierher, sondern ganz besonders die Einbeziehung des unmittelbaren Verhältnisses auslanddeutscher Volksgruppen zu deren Staaten in ihren Aufgabenkreis. Die Organisation der deutschen Volksgruppen in Europa, ihre Eingliederung in den europäischen Nationalitätenkongreß einerseits, die Herstellung einer Verbindung mit den nationalen Kräften des Mutterlandes anderseits, bildet ein besonders interessantes Kapitel, da hier ganz unmittelbar nationalitäten rechtliche Probleme in den Mittelpunkt treten. Hand in Hand damit ging eine wissenschaftliche Bearbeitung der Volkstumsfragen in privaten und in den staatlichen Hochschulen eingegliederten Seminaren und Instituten sowie in der Lehrtätigkeit an den Hochschulen, wobei neben anderen Seiten zunehmend auch das Nationalitäten recht einen breiten Raum einnahm. Eine reiche Literatur beschäftigte sich vom Standpunkt verschiedener Wissenschaften aus, nicht zuletzt vom Standpunkt der Rechtswissenschaft aus, sei es des Staatsrechts, sei es des Völkerrechts, mit der Stellung des Volkes bzw. der Völker, wobei es charakteristisch ist, daß auch bei dieser wissenschaftlichen Behandlung zunehmend das Volk als ein reales und eigengeartetes Ganzes erkannt und dem Staat gegenübergestellt wurde, eine Auffassung, für die seit Herder in der deutschen Wissenschaft bedeutende Vorläufer vorhanden sind. Den Gipfelpunkt erreichte diese Literatur in Max Hildebert Boehms Buch „Das eigenständige Volk", in welchem das Volk als solches in seiner Polarität zum Staat in voller Klarheit in die Erscheinung tritt. [2])

[2]) Bei der Korrektur kann ich auf das unterdessen erschienene von der Institucio Patxot herausgegebene große Werk „Der Wandel der Ideen Staat und Volk" von Laun verweisen. Ohne mich mit vielen anderen Ausführungen des Buches zu identifizieren, möchte ich darauf aufmerksam machen, daß in dem Abschnitt „Das Volk" S. 395 ff. das Volk in seiner polaren Eigenständigkeit gegenüber dem Staat klar herausgearbeitet ist.

Nun traf aber diese geistige Entwicklung mit einem verspäteten Durchbruch formaldemokratischer und liberaler Gedanken in den mitteleuropäischen Verfassungen der Nachkriegszeit zusammen. Hier wird zunächst das Staatsvolk lediglich als die Summe der einzelnen Staatsbürger und die Verwirklichung des Volkswillens in einem demokratisch-parlamentarischen Regierungssystem gesehen. Gerade das Vorhandensein schicksalhafter Minderheiten, die niemals zur Mehrheit werden können, offenbart den theoretisch schwachen Punkt der dieser Staatsauffassung zugrunde liegenden Ideologie. Und so sah man sich entgegen dem demokratischen Axiom, daß der Wille der Mehrheit der Wille der Gesamtheit ist und seine Verwirklichung das beste aller gewährleistet, gezwungen, unter Durchbrechung des Mehrheitsgrundsatzes für die nationalen Minderheiten in den neu geschaffenen und naturgemäß stark chauvinistischen Staaten für die Minderheits-Nationen Minderheitenrechte sicherzustellen. Aber schon der Name geht von dem Recht der größeren Zahl als selbstverständlichem Normalzustand aus, und gerade das ist einer der Gründe, weshalb dieser Schutz nur auf ein Mindestmaß abgestellt sein kann. Der individualistischen Grundlage solcher Staatsauffassungen entsprechend, steht der Schutz der einzelnen Angehörigen der Minderheitsnation im Vordergrund und kommt die Minderheits-Nation als ein Ganzes nur in schüchternen Ansätzen zur Geltung. Die deutsche Volkstumsarbeit war so in eine Zwitterstellung gebracht. In einer Zeit, in der dem deutschen Denken das Volk als viel mehr denn als Summe einzelner Menschen, als organisch gegliedertes Ganzes, als ein die Generationen überdauerndes „Werdewesen", um ein schönes Wort Böhms zu gebrauchen, bewußt wurde, mußte sich die ganze praktische Volksgruppen-Politik auf Verfassungen einstellen, die auf einem durchaus individualistischen Gedankenkreis beruhten.

Wenn wir dies erwägen, so gewinnen wir den richtigen Ausgangspunkt, um die Bedeutung der nationalen Erhebung im deutschen Reich für das Volksgruppenrecht im allgemeinen und für das Recht der deutschen Volksgruppen insbesondere richtig abzuschätzen. Es ist zweifellos, daß im Gefolge der sogenannten nationalen Revolution politische Gedanken innerhalb des deutschen Reiches über Bord geworfen wurden, welche man bisher im Kampfe um die Rechte der Volksgruppen als Waffe zu benützen pflegte. Die radikale Besinnung auf die deutschen Eigenwerte machte es notwendig, über die Ansprüche innervölkischer von fremdem Gedankengut allzustark durchsetzter Minderheiten, also Minderheits-Parteien hinwegzugehen. In weitem Maße tritt dabei das Individuum und sein Freiheitskreis gegenüber dem Lebensrecht des Gesamtvolkes und seines Staates in den Hintergrund. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses im ersten Augenblick für das Volksgruppenrecht eine gewisse Gefahr bedeutet. Aber nur solange man das Nationalitätenrecht als Minderheitenrecht in dem Sinne des Rechts der einzelnen Angehörigen eines Volkstums in bezug auf nationale Belange auffaßt. So bald man die geistig nach den obigen Ausführungen schon lange vorbereitete Erkenntnis, daß es sich um ein Verhältnis zwischen Staat und Volksgruppe als solcher handelt, nunmehr auch in der Praxis durchführt, ergeben sich mannigfache Möglichkeiten, die im einzelnen allerdings erst durchgedacht werden müssen, um auch in einem Staat, dessen Verfassung nicht auf den Gedanken der egalitären Demokratie, die übrigens formell im Deutschen Reich bisher nicht aufgehoben worden ist, und des Liberalismus beruht, Bestand und Eigenleben einer Volksgruppe sicherzustellen. Ja, es wird möglicherweise in einem solchen Staat leichter sein, eine Volksgruppe als organisches Ganzes zu erfassen, sie selbst als berechtigte geschichtliche Realität anzuerkennen und zu schützen so, wie ja bekanntlich Reichskanzler Hitler in seiner großen Reichstagsrede den Konfessionen gegenüber verfahren ist. Nur der Tatsache werden sich die deutschen Staatsmänner und die Träger der revolutionären Bewegung bewußt sein müssen, daß eine prinzipielle Leugnung des Volksgruppenrechtes im Reich für die deutschen Volksgruppen in anderen Ländern von verhängnisvollen Folgen wäre. Tatsächlich ist

durch die nationale Revolution die bisher bestehende Autonomie fremder Volksgruppen im deutschen Reich nicht im geringsten angetastet worden.

Von grundlegender Bedeutung für die Lage von Volksgruppen in fremd-nationalen Staaten ist außer der Anerkennung eines Volksgruppenrechtes an sich die allgemeine Rechtssicherheit. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese bei staatlicher Umformung aus neuem Geist, der sich mit elementarer Wucht bis in die Tiefe durchsetzt, leicht ins Wanken gerät. In dieser Beziehung ist es nicht so leicht, zwischen Gruppenrechten und Individualrechten zu unterscheiden, wie bezüglich des Ausmaßes, in dem solche Rechte anerkannt werden. Rechtsunsicherheit in irgendeiner Beziehung greift leicht auf andere Sachgebiete, greift von einem Lande auf andere Länder desselben Kulturkreises über. Für fremde Volksgruppen stellt sie leicht das in Frage, was Max Hildebert Böhm mit einem glücklichen Ausdruck als „indirekte Gewähr" bezeichnet. In dieser Schau fällt die neue Problematik des Volksgruppenrechts zusammen mit dem Problem des Verhältnisses zwischen dem nationalen Staat und dem Rechtsstaat. Auch in dieser Beziehung können an dieser Stelle die Lösungsmöglichkeiten nicht ausgeführt, sondern nur ihre Richtung angedeutet werden. Die Lösung wird möglich, wenn man zu der Erkenntnis vorstößt, daß der liberale Rechtsstaat keineswegs die einzige Form des Rechtsstaats ist. In diesem Sinn machen wir uns mit besonderer Freude die Worte Köllreutters zu eigen, eines Staatsrechtlehrers, der die nationale Revolution durchaus bejaht: „Trotz dieser revolutionären Basis wird aber in dem neu zu schaffenden deutschen nationalen Staat das rechtsstaatliche Element durchaus gewahrt bleiben. Auch der nationale Rechtsstaat als der Staatstypus des 20. Jahrhunderts rührt nicht an den Ewigkeitswert des Rechtsstaates. Er bedeutet der Idee nach einen Staat, in dem das Macht- und Ordnungsmoment dadurch zum Ausgleich gelangt sind, daß in ihm in gleicher Weise den Forderungen der Gerechtigkeit wie den nationalpolitischen Lebensnotwendigkeiten Genüge geschieht." Hier scheint mir treffend der Weg angedeutet zu sein, auf dem auch der aus dem Gedanken der nationalen Revolution neu geborene deutsche Staat jene Rechtssicherheit gewährleisten kann, die durch ihr Beispiel, sobald der mächtige Strom nationaler Begeisterung in das Bett nur um so stärkerer staatlicher Ordnung gefaßt wird, auch für die deutschen Volksgruppen in anderen Staaten die indirekte Gewähr verstärkt.

Literarische Rundschau

Neue deutsche Lyrik

Die in der Tagespresse immer wiederkehrende Behauptung, das lyrische Gedicht läge im Sterben und würde von heutiger Jugend nicht mehr als Bedürfnis empfunden, hat den Herausgeber des „Bücherwurm", Karl Rauch, auf den Gedanken gebracht, den Lebenswert der Lyrik einmal zur öffentlichen Diskussion zu stellen. Das Ergebnis der Umfrage, auf die Autoren, Kritiker, Buchhändler, ältere und jüngere Menschen aller Berufe und Stände, auch Ausländer geantwortet haben, enthält die aufschlußreiche und dankenswerte Broschüre „Der Lyrik eine Bresche" (Karl-Rauch-Verlag, Berlin). Sie darf recht zuversichtlich stimmen. Es ist, seit an dieser Stelle vor zwei Jahren zusammenfassend über deutsche Lyrik berichtet wurde, erfreulich aufwärts gegangen. Die Bereitwilligkeit, die Empfänglichkeit für lyrische Dichtung hat sich neu belebt, die deutsche Volksseele eine Auflockerung erfahren, die für die breitere Wirkung des neuen lyrischen Gutes das Beste hoffen läßt.

Man ersieht aus der Rauchschen Umfrage, daß die gestrigen Fehlurteile nicht mehr verfangen. Nur vereinzelt, etwa von einem Berliner Gymnasiasten, wird Lyrik noch mit dem Begründen abgelehnt, sie vermöge keine Kenntnisse mitzuteilen, aber auch nicht leichtfällig

zu unterhalten, und nur aus solchen Gründen greife man heute noch zum Buch. Oder ein anderer glaubt durch Gedichte die Halt- und Richtungslosigkeit, das Grundleiden unserer Krisenjahre, unterstützt: Lyrik verführe zum Träumen und Freiwerden der Empfindung, sie sei der Charakterbildung abträglich.

Das sind, wie gesagt, vereinzelte Reststimmen, die gegen den Chor der Gegenfront nicht mehr aufkommen. Ein Handelshochschulstudent spricht der Lyrik nicht weniger als eine Lebensmission zu: nur die Pseudojugend wolle von Gedichten nichts wissen, die eigentliche aber gerade wegen der unerbittlichen Härte des Daseinskampfes sich um das Jugendrecht auf lyrische Gedichte nicht betrogen sehen. Ein Werkstudent begrüßt sie als Schutz gegen die Ueberwertung der Mechanischen, ein anderer als seelischer Rückhalt gegen das leere Tempo. Von jungen Philologen wird die Antwort: „Lyrikfeindschaft ist nur Uebergang" und der Dank an George, Rilke, Carossa, Binding, Billinger, deren Gedichte als heilsamer Ausgleich für den „technischen Geist, für Stahl, Elektrizität, Zahlen und Berechnungen" empfunden werden, weniger überraschen als die gleichgerichtete Antwort eines jungen Juristen, der die Lyrik als wichtiges Stimulans in der „immer stärker werdenden Bewegung" nimmt, die von der „Rationalisierung des Lebens, der betriebsamen Geschäftigkeit" sich abkehrt. Ein älterer Nationalökonom gesteht: „Ein Gedicht, das man am Morgen liest, macht den ganzen Tag schwingend und weit, gibt Sammlung, lehrt das Wesentliche knapp sagen und tun." Und ein Diplomingenieur pflichtet bei: „Wir sind bemüht, sachlich zu sein, erstreben Klarheit, Sauberkeit und Ordnung im Haushalt von Geist und Gemüt. Verschwommenheit ist uns zuwider. Und trotzdem, gerade deshalb sind wir Freunde der Lyrik."

So scheinen also die schwersten Widerstände gegen die lyrische Kunst, Befangenheiten, gegen die noch vor fünf Jahren angekämpft werden mußte, überall im Weichen. Die willentliche Abtötung der Empfindung wird nachgerade als widernatürlich erkannt, als armselig das geflissentliche Vorbeisehen an den ewigen Erfahrungen des Lebens, an Geburt und Tod, Wachsen und Altern, an der „Unausforschlichkeit und Wunderbarkeit des Daseins aller Kreatur" (Alverdes).

Von manchen Buchhändlern werden alte triftige Gründe für die Entfremdung des Publikums beigebracht. „Unsere Zeit leidet an der Romanseuche. Entschuldigen Sie den Ausdruck, aber ich finde ihn angemessen." Die Antwort einer Wiesbadener Buchhandlung lautet: „Auch heut' noch können Lyrikbände verkauft werden, wenn eine erlebnis- und ausdrucksstarke Persönlichkeit dahintersteht. Die durchschnittlichen Lyrikbändchen, wie sie uns vor zwanzig Jahren beschert wurden, mag man heute nicht mehr zur Hand nehmen und sagt dazu: Quatsch." Ebenso trifft die Meinung eines Verlegers über die Erfolgsaussicht lyrischer Publikationen den Nagel auf den Kopf: „Mehr noch als von der Sintflut heutiger Romanveröffentlichungen gilt von dieser Kunst die Forderung: Nicht hundert Bände im Jahre, sondern fünf!" Der kritische Maßstab, nach dem meine lyrischen Uebersichten in der „Deutschen Rundschau" gehalten sind, geht mit diesen zwei Stimmen so einig, daß im voraus bemerkt sei: Das Beste ist uns wieder gerade gut genug, und es sind diesmal aus einer schon weitgehend vorgesichteten Masse lyrischer Neuerscheinungen gute zwei Drittel nicht einmal mit Verfassern und Titeln mehr aufgeführt.

*

Menschen, die für Lyrik gewonnen werden können oder sich, in den Nachwehen der Romanseuche, erst wieder an sie gewöhnen müssen, finden in der klugen, gebildeten Schrift Robert Boehringers: „Das Leben von Gedichten" (Hirt-Verlag, Breslau) eine zuverlässige Hilfe. Auch wer zur Verskunst schon ein nahes Verhältnis hat, wird manches mit Gewinn lesen, das meiste aus eigener Erfahrung und Uebung bestätigen können, was Boehringer über den Erlebniswert des Auswendiglernens, ja des bloßen Abschreibens bedeutender Gedichte mitteilt. Ein feinfühliger Kenner hat diese Propädeutik verfaßt. Gewisse Ueberschärfungen nach der ästhetisch-formalistischen Seite hin sind dem Jünger Georges zugute zu halten. Die Bewahrung der geistigen Tradition der „Blätter für die Kunst" haben sich offenbar die „Gedichte einer Runde" (Verlag: Die Runde, Berlin) zum Ziel gesetzt. Bei aller Achtung vor dem lauteren Willen, der Zucht und Bildungsreife dieser anonymen Gruppe junger Menschen, bei aller Anerkenntnis ihrer gepflegten und gemeißelten Verse darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß hier ein geschmäcklerisches Epigonentum, Dilettanten im Goetheschen Sinne, denen das lebensunmittelbare Gestalten fehlt, sich zum Dichten durch schon Geschaffenes haben verleiten lassen. Es gibt aber keine Versschülerschaft in der gildenmäßigen Bindung, die George durchsetzen wollte. Man kann zur Begeisterung geweckt, zu

ethischer Verpflichtung erzogen, zu Haltung bestimmt werden, aber nicht im Dichten sich unterweisen lassen. Die Rundegedichte ahmen den Tonfall, Rhythmen und Gesten des „Siebenten Ringes" nach. Aber dort steht auch der Vers: „Das Edelste ging euch verloren: Blut." Es fehlt, was gerade heute nicht mehr fehlen darf. Diese Nachspielung Georgescher Gedichte hat etwas Schattenhaftes, gespenstisch Erschreckendes.

Auch Heinz Flügel macht sich in seinen „Mythen und Mysterien" (Gebr. Holzapfel, Berlin) Georgesche Errungenschaften zunutze, aber als unverbindlicher Einzelgänger, mit beweglicherem Sprachtemperament und mühloser in der Formgebung. Thematik, Vorliebe für lange Verszeilen und ein oft sehr gewagter Reimprunk lassen den „Teppich des Lebens" und die Baudelaireeindeutschung Georges als Muster erkennen. Unter den Gedichten des sagen- und märchenhaften Stoffbereiches ist manches (Der fremde Ritter; Nibelungen) geglückt, wenn auch die Virtuosität des Verfassers sich zu stark vordrängt und ein tieferes Mitschwingen nicht aufkommen läßt. Anderes dagegen streift die Grenze der Komik und überschreitet sie gelegentlich. Flügel hat gewiß nicht die Absicht gehabt, George zu parodieren, aber man kann ihn nicht böser verunglimpfen als beispielsweise in der „Stunde des Pan" geschieht. Alles bloße Nachahmertum wirkt eben im Grunde parodistisch, es nimmt einen Stil, den abhängigen Ausdruck eines Seins, als freischwebendes Mittel, das jedem zur Verfügung steht, der gewandt genug ist, sich seiner zu bedienen, auch wenn er nichts auszudrücken hat. Bei Hans Schwarz ist Georges Sendung persönlich aufgenommen. Seine „Götter und Deutsche" (Korn-Verlag, Breslau) wären ohne den „Stern des Bundes" keinesfalls gerade in diese Beleuchtung gerückt. Aber der Abstand, den Schwarz zu seinem Vorbild hält, zeugt viel mehr von innerer Nähe als jede sklavische Unterwürfigkeit und geschickte Nachbosselei. Schwarz übernimmt sich zuweilen, dann kommt sein dichterisches Vermögen dem geistigen Willen nicht nach und den Versen versagt der Atem. In der Mehrzahl seiner Gedichte aber wird Georges Heldenethos sehr glücklich, gegenwartsnäher und politischer, wenn auch nüchterner, ins norddeutsch Protestantische abgewandelt. Eine aufrechte, gesunde, adelig jungmännische Gesinnung spricht aus dem Buch, ohne alle schwächliche Ueberfeinerung und schöngeistige Spielerei.

Unerläßlich bleibt für jedes tiefere Verständnis der zeitgenössischen Lyrik immer wieder das Rückgreifen auf Stefan George selbst. Die herrliche Gesamtausgabe des Bondi-Verlages, ein nationales Ehrenmal, ist nun bis auf die Schlußbände (17—18) fertiggestellt, leider ein so kostspieliger Erwerb, daß der Absatz notwendig darunter leiden muß. Könnte doch George sich entschließen, seine Versbücher von den „Hymen" bis zum „Neuen Reich", also mit Ausschluß der Uebertragungen, die sieben Bände der großen Ausgabe füllen, in einer billigen Dünndruckausgabe zuzulassen! Damit wäre einem berechtigten Wunsche der Jugend entsprochen, der an der ernstlichen Auseinandersetzung mit George noch immer dringlich gelegen ist.

*

Einen Band von biblischem Umfang und sakralen Ansprüchen veröffentlicht Ludwig Derleth, der vor 25 Jahren die Bahn Georges kreuzte und durch eine Tafel im Siebenten Ring geehrt wurde, mit seinem prachtvoll gedruckten „Fränkischen Koran" (Lichtenstein-Verlag, Weimar. Erster Teil. 507 Seiten). Derleth betrachtet sich als gottbestellten Propheten, der seine Einfälle ganz nach der Art koranischer Suren lose aneinanderreiht. Was Mohammed als Araber, will Derleth als Deutscher aus fränkischem Stamme tun. In einer scharfen Abkehr von den neuzeitlichen Wertungen soll der kreatürliche Mensch in eine gottgeschaffene und gottdurchdrungene Welt zurückbezogen werden. Derleth ist ein Könner von vielen Graden. Er verfügt über eine Sprache von hohem, leidenschaftlichem, fortreißendem Schwung, ihre Register reichen von den Propheten des alten Bundes bis zu Nietzsche, sie hat Maße und Klänge aus dem Persischen und Chinesischen, aber auch Goethe und die Romantiker aufgenommen und bindet all diese unterschiedlichen Elemente in einer schier unerschöpflich fließenden Redekunst. Der verhängnisvolle Bruch des Werkes wird damit jedoch nicht überströmt. Derleth möchte auf eine geistig-menschliche Differenzierungsstufe zurück, auf der es das alles, was seinen Koran Seite für Seite füllt, noch gar nicht gegeben hat, ja was in Widerspruch dazu steht: die universal-literarische europäische Bildungswelt. Geste und Gehalt des Buches heben einander ständig auf. Denn Derleth behandelt alle Inhalte im tiefsten nur oratorisch, und so versprühen sie, er möchte zu den Substanzen vorstoßen und grollt seinem Bildungserleben, ohne es doch überwinden zu können. Der Fränkische Koran ist, mag er als Leistung noch so sehr faszinieren, reine End-

schaft und ohne Zukunftsglauben, auch in religiösem Betracht.

Ein anderer, der, unserer Gegenwart abhold und fremd, „die Erscheinungen ferner und naher Zeiten und Räume zu einfach großen Sinnbildern zusamenfaßt, man müßte sagen: zusammensingt", ist der Heidelberger Alfred Mombert. Ob die Nation seine „bald überklare, bald seltsam dunkle Dichtung, die so hoch über dem alltäglichen Menschentreiben schwebt und hallt" in ihr Bewußtsein noch einmal aufnehmen wird, muß dahingestellt bleiben. Daß Hans Carossa sich an Momberts 60. Geburtstag zu ihm, dem „freien weltenkundigen Rhapsoden" bekannt hat, wird viele haben aufhorchen lassen. Ihnen ist als Schlüssel jetzt das Buch von Friedrich Kurt Benndorf: „Mombert. Geist und Werk" (Jeß-Verlag, Dresden) gereicht. Der Verfasser hat sich bereits durch seine Schrift über die Aeon-Trilogie als zuverlässiger Führer durch das schwierige Gelände Mombertscher Dichtung ausgewiesen. Er deutet ihn hier, ohne daß das Künstlerische darüber zu kurz käme, aus einem religiösen Gesamtbewußtseins heraus. Als dritter gehört in diese Gruppe Siegfried von der Trenck, für den Heinrich Spiero mit einer „Gabe zum 50. Geburtstag des Dichters" (Klotz-Verlag, Gotha) wirbt. Auch von der Trenck möchte, modeabgewandt, in das Innere vergangener Zeiten und mythischer Welten hineinhorchen, ragenden Gestalten der Sage und Weltgeschichte mit seinem Erneuerungswillen dienen. Aber vorerst hat auch er wie Derleth und Mombert nur eine Gemeinde. Ob er mehr ist als ein Sonderling, ob eine breitere Wirkung seinen hohen geistigen Anspruch noch einmal volkhaft rechtfertigt, muß gerade bei ihm sehr zweifelhaft bleiben. In dem Sonettenband „Offenbarung des Eros" (ebenda) werden wohl die meisten Leser — und es liegt keine Veranlassung vor, diesem Eindruck zu widersprechen — sehr wenig von der „Gestaltung der totalen Seele" und dem „Urempfinden des urtümlichen Menschen" finden, die von der Trencks Freunde ihm nachloben. Was bleiben doch diese nüchtern skandierenden Verse ohne seelischen Schwung, was fallen die Reime wie Türen ins Schloß, was ist das sprachliche Rüstzeug samt und sonders aus dem großen öffentlichen Literaturarsenal herbeigeholt!

★

Wolfgang Jeß in Dresden, der seit Jahren zielbewußt für die junge Lyrik eintretende Verleger, hat eine kleine, von Martin Raschke zusammengestellte Anthologie gebracht, die nur Gedichte enthält, aus denen der Glaube an „die gleichnishafte Bedeutung der vollkommenen lyrischen Aussage ungemindert von den Zweifeln einer sich selbst unablässig zerstörenden Zeit" sprechen möchte und die „den Weg durch das Ich trotz verschiedener Ziele als den einzigen dem Lyriker möglichen Weg zur Deutung ihrer Zeit empfinden." Mit dem Wahlprinzip kann man sich einverstanden erklären, insofern die meiste politisch gerichtete Tageslyrik im Stoff und Programm stecken bleibt, dichterisch ohne Form und ohne Seele, und beides kann Lyrik, die dauern will, nicht missen. Nur darf die Gefahr des lebensschwächlichen Aesthetisierens von solchem Standpunkt aus nicht übersehen werden. Raschke ist ihr bei der Wahl seiner vierzehn Autoren nicht ganz entgangen, hat aber immerhin auch Walter Bauer und Theodor Kramer in seine Sammlung aufgenommen. Bauer, dem schlichten, sympathischen, menschlich reinen Verfasser der „Stimme aus dem Leunawerk" wird niemand die ergreifende Lebensunmittelbarkeit absprechen, bei Kramer muß sogar gefragt werden, ob seine Gedichte vollkommene lyrische Aussage oder nicht vielmehr Tendenzkunst sind, wie Raschke sie ausschließen wollte. Eine Entdeckung ist Elisabeth Langgässer. Den Namen dieser bedeutenden Frau wird man sich merken müssen. Sie ist inzwischen mit dem Novellenzyklus „Triptychon des Teufels" hervorgetreten, der zeitnahe Begebenheiten aus der rheinischen Besatzung und der Inflation mit an Kleist erinnernder Realistik und Anschauungsgewalt in die reine Höhe des Künstlerischen steigert. Die Anthologie bringt von ihr ein halbes Dutzend Gedichte, in denen heimatliche Landschaft und antiker Mythos zu einer seltsam klangschweren und klangdunklen Einheit gebunden sind. Von einem eignen Versbuch Elisabeth Langgässers darf etwas Außerordentliches erwartet werden.

Nicht eben erfüllt hat die Hoffnung, die nach seinem schmalen Erstlingsband auf ihn zu setzen war, Fritz Diettrich. Aber wahrscheinlich handelt es sich bei den Gedichten und Legenden „Stern überm Haus" (Jeß Verlag, Dresden) um einen bloßen Nachschub, eine zweite Lese aus älteren Arbeiten. Diettrich hat sich damit keinen Dienst erwiesen. Selbstverständlich kann ein so starkes Talent wie er auch Gedichte machen, lyrische Motive mit herkömmlichem Anstand behandeln, aber das können andre auch. Wer eine Köstlichkeit wie das „Lied vom Sankt Martin" zu bieten hat, das auch eine Ruth Schaumann nicht schöner und inniger gestaltet hätte, soll

nur zur Feder greifen, wenn er den zündenden Funken spürt, denn nur dann bekommt die Sprache den Tiefgang, der in fremde Herzen übergreift. Was ist mit solchen leichtfälligen, glatten, formgewandten Legenden getan, die sich an Rilkes „Alkestis", an „Orpheus, Euridyke, Hermes" versehen haben, gleiche Themen wie den „David" noch einmal ohne Not aufnehmen, ohne die harte Zucht der „Neuen Gedichte"! Fritz Diettrich ist der Hoffnung, die sich an seinen Namen knüpft, schuldig, dergleichen im Schreibtisch ruhen zu lassen.

Ludwig Friedrich Barthels „Gedichte der Landschaft" (ebenda) überzeugen durch eine schlichte Dinglichkeit. Barthel weiß, daß ein Lyriker vor lauter verquälter Seele die Welt aus den Augen verlieren kann, menschliche Sinne ihren stillen und gerechten Anspruch nicht mehr fühlen. Er wirbt für die Erde, die Mutter, die Frau, das Kind. Seine Strophen, die nur leise mit der Hand des Gärtners gliedern, die den natürlichen Wuchs nicht umbiegen will, haben eine sanft bewegte, leise Eindringlichkeit. Manchmal verliert sich die Sprache und fängt an zu schleiern, ein Zerfließen, das Barthel wohl selbst als Mangel empfindet und dem er durch unlyrische Naturalismen aufzuhelfen sucht. Aber in den besten, den kürzeren Stücken ist die genaue Schwebe zwischen gebundener Sprache und gehobener Prosa eingehalten, die seiner Psyche am gemäßesten scheint. — Völlig unerfindlich bleibt es, wie ein Verlag, dem an der Neubelebung des Interesses für Lyrik gelegen ist, sich zur Uebernahme des „Brandes im Tempel, Hölderlins Schicksalsbuch" bereitfinden ließ. Der Verfasser heißt Benedikt Lochmüller, und nur weil er es offenbar ernst und ehrlich gemeint hat mit dem Versuch, Leben, Dichten und Schicksal des größten schwäbischen Lyrikers in einem Stil nachzuerzählen, den sein ahnungsloses Philisterium mit freier Hymnik verwechselt zu haben scheint, nur deshalb soll dieses Attentat auf den Genius hier nicht mit Zitaten angeprangert werden.

*

Den Sonnenflug Hölderlins darf nur eine stolze, hochgemute, gestählte Seele wagen. Eine solche lebt in Gertrud von Le Fort. Und darum sind ihr die „Hymnen an Deutschland" geglückt (Verlag Kösel und Pustet, München) und werden denselben Nachhall finden, den ihre „Hymnen an die Kirche" ausgelöst haben. Ihr Pathos ist wurzelecht, ist, was das Wort sagt: Es kommt aus einem tiefen Erleidnis, aber es hebt sich auch aus dem Leid kraftvoll zu feierlicher Würde und Erhabenheit. Wer das Ohr hat für diesen königlichen Orgelton, das Auge für die fliegende Pracht dieser Bilder, die Brust für diese mächtig geschwungenen Sprachbögen gibt sich der Größe solcher überpersönlichen Lyrik willig hin, auch wenn er im letzten metaphysischen Betracht anders fühlt wie Gertrud von Le Fort, die auch diesmal wieder, eine amazonisch begeisterte Streiterin, die Glorie ihrer christkatholischen Kirche singt, wo sie Deutschland preisen will. Deutschland: eine Naturmacht, gleich andren Völkern auf seiner vom Schöpfer anbefohlenen Bahn, schuldlos-unschuldig, weit aufgebreitet den Stürmen des Erdballs, stellvertretend in Leid und Sieg —: als Opfervolk des Erdteils wird es von der Dichterin gedeutet, die den Auftrag und Anspruch des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation nicht als geschichtliche Einmaligkeit nimmt, sondern als ewige Verheißung, als Berufung des Herzvolkes der Erde zur Krone der Kronen. Deutschlands Sendung sei, aus Armut und Elend das letzte Bekennen zu sprechen, den Christ neu zu erwecken, des machtlos Mächtigen gewaltige Kreuzfahrt zu rüsten, die Zwietracht niederzulieben, die Tröstung eines einigen Leidens, das ihm von Gott gereicht ward, weiterzugeben, das Bruderband zu schlingen in der bruderlosen Einsamkeit der Völker. In seraphischer Verzückung sieht Gertrud von Le Fort bereits den Morgen dieses neuen Völkertages, dieses sakralen Imperiums, angebrochen, das Herrlichtum des Kyffhäuser erfüllt:

Und im gewalt'gen Zurück meines Schicksals
Braus ich vorwärts.
Völkervoran zum heiligen Felsen des
Kaisers:
Christus, liebreicher König,
Dir übergeb ich den Thron und die Tränen
der Völker —
Brich an, Friede der Erde!

Für Gertrud von Le Fort gilt der Primat der Kirche vor jedem Volkstum, auch ihrem eignen. Auch unter solcher Voraussetzung eräugt der adlerhafte Flug ihrer Hymnen noch genug von Deutschlands eingeborenem Wesen und Schicksal. Wer aber seine überindividuelle Rückverbindung im Volkstum selbst erlebt, aus ihm heraus erst jede religiöse Sendung beglaubigt findet, mag immerhin Hölderlins „Germanien" gegen diese Visionen in die Waagschale legen. Eine seherische Verherrlichung Deutschlands sind beide.

Neben Gertrud von Le Forts Höhenflug wirkt Ruth Schaumanns Lyrik wie ein

trauliches Idyll, aber ihr Christentum kommt nicht minder aus einem ursprünglichen Erleben, ihre Verse sind der gleiche einmalige und einheitliche Ausdruck eines empfindungsstarken Herzens. Immer neu und quellfrisch werden die Grundtatsachen des menschlichen Daseins von ihrer bildernden Psyche heraufgehoben, mit der Gnade einer persönlichen Begabung, die Lied auf Lied trägt wie der Frühlingsbaum seine Blüten. „Die Tenne" (ebenda, 237 Seiten) bestürzt fast durch ihre verschwenderische Fülle. Ueber die früheren Werke, den „Knospengrund" und den „Rebenhag", ist hier der Schritt zur Frauenliebe und Mutterschaft getan, aber kein so großer Schritt wie es scheinen möchte. Er bleibt im Gehege, das Ruth Schaumann durch ihr selbsteignes Wesen abgrenzt. Sie ruht zu tief, zu gestillt, zu behütet in Gott, der, ihres Singens ewig blauender Hintergrund, durch alles hindurchscheint, was an menschlicher Schickung ihr begegnen mag, als daß es eine Entwicklung für sie geben könnte. Ruth Schaumann wird nicht, sie ist. Eine irdische Madonna im Rosenhag, sitzt sie, in ihrer Herzkammer dem friedlosen Treiben der Welt verschlossen, aller Not und Pein, die ihr von draußen kommt, im Voraus den bergenden Hort wissend, und lauscht nach innen. Von dieser vertrauensvollen Gotteskindschaft strahlt auch das beschwichtigende, lösende Glück ihres neuen Buches aus.

(Fortsetzung folgt)

Conrad Wandrey

Weizen, Spreu u. Teufelsdreck

Margarete Jung-Walter, Legenden. (Berlin, Künstlerdank.) Banalität und Furcht vor der Banalität können die beiden Gefahrenpole des schreibenden Menschen sein. Der zweiten Gefahr ist Margarete Jung-Walter erlegen: aus Furcht vor der Banalität (welche Furcht ja nur Ausdruck einer Unsicherheit sein kann), versteigt sie sich in sprachliche Abstrusitäten, die nicht zu ertragen sind. Wie will sich inmitten geschraubter Sprachklügeleien jener Klang frommer Schlichtheit erhalten, der uns als Herzstück jeder Legendendichtung gelten muß? Und was sind denn diese mühsam erklaubten Wortungeheuer anders als Behelfe der sprachlichen Ohnmacht? „Rehes Reinheit bringst du meiner Weltallnähe. Rehes Prangen glutet aus deiner hohen Seelenlohe mir entgegen." — „Wegesweisung reichte ihnen der hohe Herr." — „Walle gen Waldwiese. Wegeswonne pranget dort groß." Ja, walle nur; wir bleiben daheim.

Eduard Lachmann, Nachhallender Schritt. Drei Erzählungen. (Darmstadt, Gesellschaft hessischer Bücherfreunde.) Lachmann sagt im Vorwort: „Ein großer Unsichtbarer ist mitten durch unser Leben gegangen. Viele hat er mit seinem Schritt zerstampft, und wir blieben übrig. Er selbst ist schon lange fort, und wir hatten Zeit, uns zu besinnen. Aber wie ein Nachhall seiner Schritte wird manchmal ein dumpfer Ton laut . . ." Dieser Nachhall ist in allen drei Geschichten des Bandes vernehmlich, selbst in der schönen, von südlicher Süße bestrahlten „Nausikaa", die den Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannt ist. Stärker noch spürbar wird das Nachhallen jenes Schrittes in den beiden anderen, zur Kriegszeit spielenden Novellen, von denen am tiefsten die Geschichte der Mutter ergreift, die durch mystische Selbstopferung das Leben des vierten und letzten Sohnes von den Schicksalsmächten freikauft. Darf ich mich paradox ausdrücken, so möchte ich zur Charakterisierung des Buches von einer heroischen Zartheit sprechen. Mit der Klarheit und Würde der Sprache verbindet sich eine noble, ja vorbildhafte Zucht der Aussage.

Heinz Lorenz-Lambrecht, Der Koloß. Das Schicksal eines Volkes. Roman. (Ludwigshafen a. Rh., Julius Waldkirch.) Helden des warmblütig geschriebenen Buches sind Sickingen und Hutten, beide als leidenschaftliche nationale Erneuerer gesehen. Hinter ihnen tritt Luthers Persönlichkeit weit in den Hintergrund, wie überhaupt alle religiösen Impulse gegenüber den vaterländischen etwas leicht genommen werden. Das ganze Buch durchzieht der Atem eines heißen Helferwillens gegenüber den deutschen Erbkrankheiten der Zwietracht und Zerrissenheit, es möchte „der deutschen Zwietracht mitten ins Herz" stoßen. Da mochte die Versuchung naheliegen, allerlei Gedankengänge unserer Gegenwart in die Vergangenheit hineinzuprojizieren und ihnen mit einem Hauch sprachlicher Butzenscheibenluft die historische Patina zu geben. Aber daß man Anno 1523 aus dem Kaffeesatz gewahrsagt habe, dergleichen muß man uns nicht erzählen wollen. Und solcher Anachronismen gibt es, auch im Geistigen, noch eine ganze Reihe.

Richard Plattensteiner, Die Wirtin zum goldenen Hirschen. Erzählung. (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.) Plattensteiner, dessen Schriften erfreulicherweise eine stetig wachsende Verbreitung finden und in Volksbüchereien viel begehrt werden, ist ein „Volksschriftsteller" mit

allen Qualitäten und Begrenzungen dieses Begriffes, voll sauberer Tüchtigkeit und innerer Wärme. Wie meistens, hat er auch hier seinen Stoff dem niederösterreichischen Volksleben entnommen. Schlicht und gediegen berichtet er von einem typischen Gattinnen-, Mutter-, Haus- und Wirtsfrauenschicksal.

Dora von Regel, Zwischen zwei Revolutionen. Der Roman eines russischen Dorfes. (Berlin, Künstlerdank.) Diesem neuen Namen — es ist der einer deutschstämmigen Petersburgerin — hoffen wir noch häufig zu begegnen. Eine stadtflüchtige Dame verbringt den Sommer 1917 in einem Dorf des Twerschen Gouvernements. Von diesem Sommer beginnt sie zu erzählen, und ihr unter den Händen entsteht ein riesiger Teppich von liebe- und kunstvoller Weberei, Größtes und Winzigstes mit gleicher Farbenstärke haltend. Unverfälscht russische und dabei gänzlich individuelle Menschen, Bauernhäuser, Landschaftsteile, Gespräche und Szenen breiten sich in fast tropischer Fülle. Die beginnende Anarchie greift auch in diesen stillen, zauberhaften, weltverlorenen Dorfwinkel hinein, aber bei aller Schicksalsgeladenheit steckt doch ein gut Teil lyrischer Idyllik in dem umfänglichen Buch, das jene sonderbar gewitterige Zwischenzeit erstaunlich gegenwärtig macht. Die Lektüre wird leider unnötig erschwert durch die zahllosen russischen Ausdrücke, die alle wieder erklärender Anmerkungen bedürfen, während sie genau so gut durch deutsche Worte hätten ersetzt werden können. Aber das ist ein geringfügiger Schönheitsfehler, der sich bei einer neuen Auflage mühelos ausmerzen ließe.

Edith Gräfin Salburg, Die Tochter des Jesuiten. Ein Lebensschicksal aus dem 20. Jahrhundert. (Leipzig, Koehler & Amelang.) Vielen Heutigen wird der Name des Grafen Paul Hoensbroech wenig mehr sagen; er schied nach langjähriger Ordenszugehörigkeit aus der Gesellschaft Jesu aus und veröffentlichte ein Buch, dem manches von der typischen Peinlichkeit jeder Renegatenenthüllung anhaftete. Sein Schicksal ist jetzt von der Gräfin Salburg zum Gegenstand eines Schlüsselromans gemacht worden, der, wie fast alle Schlüsselromane, von der sensationellen „Enthüllung" lebt. „Ecrasez l'infâme!" ist sein unsichtbares Motto. Uebrigens fallen auch Seitenhiebe genug auf die evangelische Kirche zugunsten einer aufklärerisch-deistischen Persönlichkeitsreligion aus der Rumpelkammer eines verjährten Rationalismus. Sonderbar verbindet sich damit ein antipreußisches, anti-„wilhelminisches" Ressentiment. Das Buch spielt vorwiegend im letzten Teil des vorigen Jahrhunderts, erst im letzten Drittel tritt die Titelheldin und mit ihr das 20. Jahrhundert auf. Kulturkampfreminiszenzen werden wiedererweckt, selbst Holstein, die „graue Exzellenz", erscheint persönlich, ausgerüstet mit den dämonischen Zügen eines Theaterbösewichts. Ganz so einfach mögen die Dinge nicht gelegen haben. Dazwischen gibt es sehr breite Schilderungen, so die Lourdes-Episode, die mit dem Gang des Romans gar nichts zu schaffen haben. Indessen wollen wir alle ästhetischen Maßstäbe beiseite lassen. Wichtiger dünkt mich in diesem Fall ein anderer Gesichtspunkt: welcher Sache ist damit gedient, wenn zum innerchristlichen Konfessionskampf aufgerufen wird in einer Zeit, da die Fundamente gesamtchristlichen Glaubens- und Sittengesetzes bedroht und bestritten sind?

Walter Schröder, Der Nürnberger Trichter. Roman der deutschen Schule. (Wien, Verlag Der Wille.) — Das entzauberte Wien. Novellenkreis. (Ebenda.) So hoffnungslos untalentiert ich zu jeder Art beflissener Schmutz- und Schundschnüffelei bin, so unmißverständlich will ich hier sagen: Das ist kein Roman, sondern ein Dreckhaufen. Von all dem, was in diesem Buche jedes unverbildete Gefühl beleidigt, entspringt nichts einem ursprünglichen satirischen Temperament oder dem Uebermut, dem man gern etwas zugute hält, wenn er echt ist; vielmehr entspringt alles einer stinktierhaften Gehässigkeit und Gestankfreude. Und wenn noch ein Funke Talent dahintersteckte! So aber bleibt es bei einer unflätigen und geistlosen Dreckjudelei aus dem Arsenal der Gottlosenpropaganda, und mangels eigener Einfälle müssen — „traun fürwahr!" — plumpe Anleihen bei Heinrich Manns „Professor Unrat" gemacht werden. Dies Buch erschien im letzten Moment: künftig, so hoffen wir, wird für derlei kein Raum mehr sein. Daß einem dieser Nürnberger Trichter mit der Bitte um Besprechung oder gar Empfehlung zugesandt wird, ist nur mit einer naiven Unverschämtheit des Verlegers zu erklären. Immerhin, ich bin seinem Wunsch nachgekommen. — Des gleichen Autors Novellenband „Das entzauberte Wien" ist zwar weniger brechreizerregend, steht aber an Talentlosigkeit dem „Roman der deutschen Schule" nicht im geringsten nach.

Otto Wirz, Prophet Müller-zwo. Roman. (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.) Otto Wirz gehört zu den starken und eigenwüchsigen, aber jeder Bändigung unfähigen Begabungen unseres Schrifttums, er

ist maß- und formlos und macht es auch seinen bereitwilligsten Lesern nicht leicht. Er selbst läßt den Helden seines im Ichton erzählten neuen Romans sagen: „Immer wieder spritze ich von meiner Geschichte herab und purzle kollernd im Geröll der anliegenden Begrifflichkeiten herum." Dem Dichter in Otto Wirz stellt sich ein sehr spekulatives und spintisierendes Element stets von neuem in den Weg. Der lyrische Einschlag, der sich in manchem seiner früheren Bücher wahrnehmen ließ, tritt jetzt gänzlich hinter dem Gedankenspiel zurück, der krause Bilderreichtum von einst hinter der Fülle einander jagender abstrakter Einfälle. „Prophet Müller-zwo" spielt am Rande des großen Krieges, stofflich gibt Wirz die Krankheits-, Liebes- und innere Reinigungsgeschichte eines Giftgas-Chemikers. Wirz arbeitet auf seine vergrübelte und schwierige Art mit außerordentlicher Gescheitheit, aber diese Intelligenz hat den dünnblütigen Einschlag, der sie im luftleeren Raum umherzustöbern zwingt. Und im sonderbarsten Widerspruch durchkreuzt, verknüpft sich mit dieser Intellektualität eine gewaltige metaphysische Hintergründigkeit. Dieses Dichters Ratio ist durch und durch irrational; das wird am stärksten offenbar in des Helden Bewußtseinsspaltung und visionärer Einkehr in die eigene, längst vergangene Kindheit und Jugend.

Giuseppe Zoppi, Tessiner Legenden. Deutsch von Walter Galbert. Mit Holzschnitten von Aldo Patocchi. (Zürich, Rascher & Cie.) Diese Tessiner Legenden haben all das, was dem Legendenbuch der Margarete Jung-Walter fehlt. Die einen sind ausgedacht, die andern sind gewachsen. „Meinem kleinen Heimatlande, zwischen schimmernden Wipfeln und blauen Seen gelegen, nach dem Fluß Tessin benannt, widme ich diese mit Sohnesliebe gesammelten und neu erzählten Legenden." In diesen Widmungsworten offenbart sich Zoppis ganze Art. Die Tessiner Legenden sind von einem Dichter gesammelt und in ehrfürchtiger Behutsamkeit geformt worden; alles störende Beiwerk ist vermieden. Was zur Rundung der Form nötig war, das ist mit zarter Schlichtheit getan, ganz im Geist jener Naturinnigkeit und volkstümlichen Frömmigkeit, deren Vereinigung den Zauber des kleinen Buches ausmacht. Vielleicht am schönsten und tiefsinnigsten ist die Legende von dem beseelten Stern, der von Gott bestimmt wurde, den Heiligen Drei Königen nach Bethlehem zu leuchten, und der heute in Gestalt des Edelweiß die Tessiner Berge bedeckt.

Werner Bergengruen

Bücher von Krieg und Nachkrieg

Edwin Erich Dwinger: Wir rufen Deutschland. Heimkehr und Vermächtnis 1921 — 1924. (Jena, Eugen Diederich.) Dwingers Werke von der „Armee hinter Stacheldraht" und dem „Kampf zwischen Weiß und Rot" gehören zum stärksten, was nach dem Kriege über den Krieg geschrieben wurde. Nicht nur, daß sie von der ersten bis zur letzten Zeile mit echter künstlerischer Anschauungskraft gestaltet sind, in ihnen steigerte sich schweres persönliches Erleben zur tragischen Erkenntnis volklichen Gesamtschicksals, wurde deutscher Frontkameradschaft, die sich noch in Gefangenschaft und Erniedrigung als letzte und einzige Grundlage der Menschenbehauptung bewährte, ein herrliches Denkmal gesetzt, das glücklicheren Generationen überliefern mag, was deutsche Soldaten im großen Kriege leisteten und trugen. Mußte der dritte Band, der die Kameraden aus Sibirien heimkehren läßt und ihre Auseinandersetzung mit dem Deutschland der Revolution und der Entmachtung bringt, nach dem ungeheuerlichen Geschehen, das sich in den vorangegangenen Bänden zusammenballte, nicht zwangsläufig enttäuschen? Das ehrliche Wollen des Verfassers, im Gegen- und Miteinander von Sibirien und Deutschland die Notwendigkeit einer seelischen und sittlichen Neuordnung des deutschen Volkskörpers aufzuzeigen, verbunden mit der unauslöschlichen Erinnerung an Stacheldraht und Weiß-Rot gibt auch dem vorliegenden Buche Geschlossenheit, Schwung und dichterische Glut, aber die wie immer lebendige Darstellung kann dennoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieser Uebertragung der sibirischen Kameradschaft nach Deutschland schon in der Anlage etwas Konstruktives anhaftet. Woran liegt das? Die große epische Schilderung unmittelbaren Geschehens löst sich mehr und mehr in Betrachtung und Forderung auf. Die Menschen sind nicht mehr von sich aus Handelnde und Leidende; sie werden selbst zu Betrachtern, und so wachsen ihre Gespräche nicht mehr aus Instinkt und Dasein heraus, vielmehr müssen sie sich nunmehr geistig mit den Problemen der Zeit auseinandersetzen. Und wenn der Leser doch immer wieder mitgerissen wird, so deshalb, weil ihm die Gestalten von früher her vertraut und lieb wurden, und die „sibirischen Jahre" auch diesem Abschlußband den großen Maßstab und die tragische Durchleuchtung geben.

Sind wir zu kritisch? Der Kämpfer und Dichter Dwinger verdient es, daß man sich mit

ihm auseinandersetzt. Und vielleicht liegt die Unausgeglichenheit, der innere Zwiespalt dieses dritten Bandes eben auch in der Einzigartigkeit des sibirischen Schicksals begründet: in dem unüberbrückbaren Abgrund zwischen der Forderung, die der „Sibirier" mitbrachte, und einer Heimat, welche die Größe der dort gebrachten Opfer einfach nicht ermessen kann.

*

Bruno Brehm: Das war das Ende. Von Brest-Litowsk bis Versailles. (München, R. Piper & Co.) Der Verfasser von „Apis und Este" setzt seine Darstellung zeitgeschichtlichen Geschehens fort. Der Tragödie von Serajewo, deren Hintergründe und Persönlichkeiten er mit fast romanhafter Anschaulichkeit schilderte, folgt die Tragödie des Jahres 1918: das letzte vergebliche Ringen der Deutschen und ihrer Verbündeten um den Sieg, Zusammenbruch und Diktat. Wieder bewährt sich die Gestaltungskraft eines Mannes, der dies alles heißen Herzens mit- und nacherlebte. Auch das neue Buch dieses österreichischen Offiziers und sibirischen Kriegsgefangenen — der in Dwingers erschütterndem Werk als derjenige erwähnt wird, der den jungen Reichsdeutschen vor der Amputation seines Beines bewahrt — ist mit der Eindringlichkeit und Einfühlung dessen geschrieben, dem der Krieg zugleich Prüfung und Läuterung war. So wächst, nach prägnanter Einzelschilderung der Hauptgeschehnisse, aus dem Niederbruch des deutschen Gesamtvolkes die Hoffnung auf gesamtdeutsche Erfüllung, auf das Werden des großdeutschen Reiches.

*

Bodo Kaltenboeck: Armee im Schatten. Die Tragödie eines Reiches. (Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia.) Oesterreichisches Kriegsbuch, interessant nicht nur durch die spannende Darstellung der soldatischen Erlebnisse an der Ost- und Südfront, sondern vor allem auch durch die volkspolitische Betrachtung der österreich-ungarischen Heeresstruktur und der deutschen Leistung innerhalb der alten Donaumonarchie. Der Reichsdeutsche sollte es mit Aufmerksamkeit lesen; er kann viel daraus lernen und wird manches schiefe Urteil über den „Oesterreicher" berichtigen müssen. Behandelt doch das Buch die ungeheuren Schwierigkeiten, die dem Deutschen in Oesterreich als dem opferwilligen Träger des Staates inmitten der anderen egoistischeren Völker entgegenstanden, und ebenso weicht der Verfasser — als selbstbewußter Soldat — nicht jenen Gegensätzen aus, die zuweilen das kameradschaftliche Verhältnis zwischen dem Deutschösterreicher und dem Reichsdeutschen vergifteten, aber zumeist auf irrigen Vorstellungen beruhten. Leider fehlt dem Schluß die eindeutige Folgerung, die sich aus dem Zusammenbruch der Donaumonarchie für jeden der gesamtdeutschen Volksgemeinschaft verbundenen Deutschen ergibt: daß das Reich und Oesterreich nunmehr auch staatlich zusammengehören müssen und es erste Pflicht ist, für diesen Zusammenschluß zu wirken. Daß sich der Verfasser dieser klaren Entscheidung entzieht, daß er, obwohl sein Fähnrich Terzy im Kärntner Freiheitskampf und damit für die Erfüllung des großdeutschen Gedankens fällt, sich am Ende in allzu „altösterreichische" Gedankengänge verliert, mindert den Wert des Ganzen. Dennoch: ein Buch, mit dem sich der Reichsdeutsche auseinandersetzen muß, weil es im Positiven und Negativen gesamtdeutsche Grundfragen berührt.

*

Robert Bertold: Von Front zu Front. Erlebnisse eines kriegsgefangenen österreichischen Offiziers auf seiner Flucht um den Erdball. (Graz 1933, Alpenland-Buchhandlung, Südmark.) Gefangenschaft bei Przemysl. Transport nach Sibirien. Flucht aus russischem Lager. Abenteuerliche, fast märchenhafte Reise über China, Japan nach Amerika, immer bedroht von Spitzeln, Verrätern und englischen Häschern. Und dann weiter als blinder Passagier über den Ozean nach Europa und durch Deutschland nach Oesterreich zur Isonzo-Front. Was dem österreichischen Offizier auf diesen rund 24 000 Kilometern begegnete, wird von ihm selbst nüchtern und flott erzählt. Das Glück, das dem Tapferen hold sein soll, bewährte sich. Eine Chronik insbesondere für die, denen der Krieg schon Geschichte ist, und die daraus lernen können, wie die Frontsoldaten des großen Krieges, ohne viel Worte zu machen, selbst noch verlorene Situationen zu meistern wußten.

*

Josef Magnus Wehner: Die Wallfahrt nach Paris. Eine patriotische Phantasie. (München, Albert Langen/Georg Müller.) In den „Sieben vor Verdun" bewies Josef Magnus Wehner seine Begabung, die Wirklichkeit ins Ueberwirkliche zu steigern und so einem tatsächlichen Vorgang die tiefere Bedeutung zu geben. Auch in dieser „patriotischen Phantasie", die den Deutschen gewidmet ist, „die Nein sagen können", wachsen Realität und Symbolhaftes zusammen, wird das Erlebnis des Krieges in weitausladendem Rhythmus in den nachkriegszeitlichen Entwicklungsgang ein-

geschaltet und die Umformung, Neugestaltung und Ablösung des ewig Gestrigen in kühnen Bildern verdeutlicht. Ausgezeichnet der Anfang, der am Beispiel Oberschlesiens deutsche Grenzlandnot plastisch begreifen läßt, schwächer der Schluß, in dem die Allegorie die klaren Konturen trübt und die Gestaltung nicht immer dem Gestaltungswillen werthaft entspricht. Im ganzen ein Buch, in dem ein Dichter der Frontgeneration sich bemüht, die Fülle der Gesichte, die ihn und seine Kameraden im Kampf um ein besseres Deutschland bedrängten, künstlerisch zu gestalten.

Wirths

Kriegsschuld und Reparationen*)

Der etwas schmale, aber geistig schwerwiegende Band enthält eine gewissenhafte und kühle Erforschung des geschichtlichen Ursprungs der sogenannten Kriegsschuldthese in ihrer Verknüpfung mit den Reparationen in Artikel 231 des Versailler Diktats. Holborn entblößt und entwirrt dabei die vielfach verschlungenen und dennoch völlig verschiedenen Gedankengänge einer völkerrechtlichen Haftung für die durch unrechtmäßige militärische Angriffsoperationen (Einfall in Belgien) verursachten Verluste und Schäden und einer moralischen Verantwortung für den durch die verwerfliche politische Handlung des „Angriffskrieges" auf seiten der vermeintlichen Opfer entstandenen gesamten Kostenaufwand. Bei der Ergründung dieser gleichsam psychologischen Entstehungsgeschichte geht er einerseits auf die machtpolitische Propaganda der Entente während des Krieges (moralische Verantwortung) und andererseits auf die 14 Wilson-Punkte und das Lansing-Memorandum vom 5. November 1918 (juristische Haftung) zurück. Sodann ist es sehr lehrreich, an Hand seiner Darstellung nacherleben zu können, wie erst im taktischen Spiele der „Großen Vier" von der innenpolitisch interessierten Verschlagenheit von Lloyd George, der Begehrlichkeit der britischen Dominions und der moralinfreien Anpassungsfähigkeit von Oberst House eine Verquickung der amerikanischen mit der französisch-englischen Auffassung herbeigeführt wurde, so daß die Formulierung der „Kriegsschuldlüge" ziemlich leichtfertig zustande kam. Im Hinblick auf das Lausanner Reparationsabkommen vom 9. Juli 1932, das durch die Ungeklärtheiten der interalliierten Schuldenfrage von Frankreich aus wiederum problematisch gemacht werden könnte, ist die Schrift nicht nur wissenschaftlich wertvoll, sondern auch höchst aktuell.

Karl Hoffmann

*) Hajo Holborn: Kriegsschuld und Reparationen auf der Pariser Friedenskonferenz von 1919. Leipzig und Berlin 1932, B. G. Teubner.

Von Großem und Kleinem

Ein wirklich erfreuliches Buch ist der Roman von Jochen Klepper „Der Kahn der fröhlichen Leute" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Hier ist ein Mensch, der aus Eignem lebt und Eignem schreibt am Werke und versteht, in lebendigster Form seine Menschen uns plastisch vor Augen zu stellen und sie ganz unvermittelt auch an unser Herz heranzubringen. Das liegt daran, daß Jochen Klepper in der Landschaft seiner Heimat Schlesien tief verwurzelt ist, die seinem Schaffen die besten Kräfte gibt. Es ist ein Hochgesang auf die Oder, gesungen von den Menschen, die mit diesem Strom durch ihren Beruf als Schleppschiffer auf dem Oderkahn äußerlich, durch das Mitleben mit dem Strom innerlich verbunden sind. Seine Wilhelmine Butenhof, ein Kind, das zur Jungfrau heranwächst, ist ein prachtvolles Geschöpf, voll Blut, Leben, Derbheit und Witz. Sie nimmt als Vollwaise die Führung des väterlichen Schleppkahns in energische kleine Hände, und in tapferer Verbissenheit überwindet sie die äußeren Hemmungen und die inneren ihres kindlichen Trotzes, weil ihr Herz trotz aller äußerlichen Rauhheit in Ordnung ist und sich ihren sonderbaren Gefährten, die ihr Vormund, ein alter Artist, ihr auf den Kahn bringt, ihrem Personal und endlich dem Freund ihrer Jugend und ihrem späteren Mann, erschließt. Es ist Melodie in dem Buche, eine herbe, aber echte und viel guter schlesischer Volkshumor.

Die Neuauflage von Julius Stindes unsterblichem Berlin-Roman „Die Familie Buchholz" scheint erfreulicherweise ein Erfolg gewesen zu sein, denn nun ist „Der Familie Buchholz zweiter Teil" erschienen (Berlin, G. Grote), ebenfalls illustriert von Georg Salter, der wieder fröhlich-bunte und charakteristische Bilder beigesteuert hat. Das, was damals im eigentlichen Berlin lebendig war, sollte in seinem Kern auch heute gepflegt werden, denn es ist die Ueberwindung des Lebens in einer spezifischen Form, und darum ist diese Neuauflage durchaus zu begrüßen.

Der Verlag Albert Langen/Georg Müller (München) fährt in seinem Bemühen, das Werk Knud Hamsuns ganz ins Volk zu tragen, fort. Jetzt ist ein neuer Band zum billigen Preise von nur Mark 4,80 erschienen unter dem

Titel „Kämpfende Kräfte", der die beiden großen Romane „Kinder ihrer Zeit" und „Die Stadt Segelfoß" zusammenfaßt. Diese Zusammenfassung ist in den beiden Romanen selbst begründet, denn eine Handlung geht durch beide hindurch: das Schicksal einer fast toten Stadt, die durch einen betriebsamen Mann, der etwas vom Schieber hat, groß wird, dadurch aber ihre Menschen aus dem geschlossenen Zustand eines einfachen und richtigen Lebens in ein unruhiges und unzufriedenes Dasein bringt.

In seinem neuen Roman „Cagliostro in Altenbühl" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) zeigt Rudolf Presber die alten Vorzüge seiner freundlichen Erzählungsgabe: Humor, Profil, Lebendigkeit. Er läßt Cagliostro in die kleine deutsche Stadt Altenbühl kommen, die er nebst anliegendem Fürstenhof völlig durcheinander bringt, bis er endlich, als seine Neider das Material aus dem Halsbandprozeß von Paris herbeischaffen, fluchtartig und völlig zusammengebrochen die Stadt verlassen muß. Cagliostro ist bei Presber nicht der Betrüger schlechthin, sondern ein mit magnetischen Kräften begabter, seiner Zeit weit vorausschauender Wohltäter der Menschheit, der den Armen und Kranken nützt, freilich alles in ungewöhnlich geschickter und begabter Weise seinen Interessen unterzuordnen versteht, da nun einmal die Dummen den Schemel der Nichtdummen bilden sollen.

*

Georg Leichner erzählt in einem Reisebuch „Abenteuerliches Kanada" (Leipzig, A. H. Payne) Erlebnisse von einer Reise quer durch Kanada. Leichner, ein geborener Journalist, reist mit offenen Augen, und so ergänzt das Buch in guter Form die Literatur über Kanada. Er sieht das Land mit deutschen Augen und ist infolgedessen befähigt, den auswanderungslustigen Deutschen — und wer wäre das nicht? — ein Bild zu vermitteln eines Landes, das dem Starken viel, dem nicht ganz dem Lebenskampf Gewachsenen nichts als Zusammenbruch und Elend zu bieten hat. Leichner reist nicht als Weltenbummler, sondern unter einfachen Bedingungen sucht er das wahre kanadische Leben dort auf, wo es zu finden ist, auch außerhalb der unorganisch gewachsenen Städte, in der Wildnis und in der Einsamkeit. Bei dem Versuch, auch in annähernd erzählender Form die Menschen des kanadischen Nordens uns nahe zu bringen, auch die Indianer, denkt man unwillkürlich an den unerreichten Meister Jack London.

Ein Buch von hohem Reiz ist Oliver La Farges Buch „Der große Nachtgesang" (Jena, Eugen Diederichs), eine Erzählung aus dem Reservationsgebiet der Navajos. Es ist das Leben eines jungen Indianers, der sich an ein Mädchen seiner Rasse hängt und sie zu seinem Volk zurückbringt, freilich um den Preis ihres Lebens. Das Mädchen, herausgenommen durch die Missionsschule aus ihrem Stamm und ihrer Umwelt, unter die Räder gekommen bei den Weißen, hat instinktiv aus ihrem Blut heraus die Sehnsucht nach ihrem alten Leben. Sie sühnt die Schuld, die sie gegen das eigene Gesetz beging, durch ehrliche Hingabe, und der Mann kann überwinden, auch als er die niederziehende Wahrheit erfährt. Hier sind Töne angeschlagen, welche das Verbrechen der Weißen an den Indianern anklingen lassen, zugleich auch Nachdenklichkeiten über das Gesetz des Blutes. Die sehr gute Uebertragung, auch der schwierigen Darstellung indianischer Gebräuche, Lieder und Mythen, ist von Lulu von Strauß und Torney.

Ein Buch von Eigenart ist das Buch des Koreaners Younghill Kang „Das Grasdach", eine Art Autobiographie (Leipzig, Paul List), aus dem wir sehr viele Einzelheiten von hohem Reiz erfahren über Korea und seine Bewohner bis in die kleinsten Alltäglichkeiten ihres Lebens. Aber das ist nicht das Wichtige an diesem Buche, sondern es ist die Spiegelung in einem Sohne Koreas, der zum Höchsten für sein Volk strebt, wie der Freiheitskampf ihn und sein Volk ergreift gegenüber der sehr harten, rücksichtslosen und oft grausamen Unterdrückung durch Japan. Zu den welthistorischen Vorgängen, welche in dem Freiheitskampf aller unterdrückten Völker Asiens sich abzeichnen, ist dieses Buch ein wesentlicher Beitrag, wenn man aus der Ferne auch nicht entscheiden kann, ob die historische Wahrheit im Interesse Koreas und der Koreaner gefärbt ist. Für die Glut des Hasses gegen die Unterdrücker aber ist es ein überzeugendes Dokument.

Ein Reisebuch eigener Art ist Fritz Behns „Kwa-Heri-Afrika. Gedanken im Zelt" (Stuttgart, J. G. Cotta). Fritz Behn, der Münchner Bildhauer legt unter diesem Titel, der verdeutscht heißt „Abschied von Afrika", Rechenschaft ab über die Gedanken und Gefühle, die ihn bewegen gegenüber dem sterbenden Afrika, das aus seiner Unberührtheit und Freiheit herausgedrängt wird durch den Zugriff der europäischen Zivilisation. Sehr fein und für Behns Art charakteristisch sind die Kötelzeichnungen, mit denen er Bilder von Tieren, Eingeborenen und Landschaften festgehalten hat. Das Buch ist aufschlußreich nicht

nur für Afrika, sondern auch dafür, wie ein schaffender Künstler die Wirklichkeit erlebt.

*

Fesselnd und interessant ist das Buch von H. C. Armstrong „Der graue Wolf" (Berlin, S. Fischer), in dem der Verfasser versucht, das Leben des Diktators Mustafa Kemal, sein Werden und seine Bedingtheiten zu schildern. Das Buch bietet des Interessanten und Erregenden die Fülle. Durch unsere eigene Not sind wir verhindert gewesen, uns mit den Entwicklungen in der Türkei so zu beschäftigen, wie es notwendig und erwünscht gewesen wäre. Das Buch des Engländers füllt infolgedessen eine Lücke. Es sei jedoch angemerkt, daß von der Seite der Kampfgefährten Mustafa Kemals Bedenken gegen manche Auffassungen des Engländers geltend gemacht werden.

*

Ein prächtiges Buch ist der Bericht Wolfgangs v. Gronau über seine Flüge dreimal über den Atlantik und einmal um die Welt „Im Grönland-Wal" (Berlin, Reimar Hobbing). Das mit vielen Bildern und Skizzen ausgestattete Buch ist von herrlicher Lebendigkeit. Gronau in seiner unverwüstlichen, sympathischen Art erzählt ganz ohne Phrase und ohne billige Lichter über die Größe seiner Leistung anzuzünden. Es ist ein männliches Buch und gehört deshalb vor allem auch in die Hände unserer Jugend.

Eine schöne Gabe zum Gedenktage Ferdinands Freiherrn v. Richthofen, unseres großen Geographen, bildet die Herausgabe seiner Briefe an Sven Hedin „Ferdinand Freiherr v. Richthofen an Sven Hedin" (Berlin, Dietrich Reimer). Einige Briefe in Faksimile sind beigefügt. Einleitung und Erläuterungen zu diesen inhaltlich reichhaltigen und ungewöhnlich lebendigen Briefen schrieb Sven Hedin, ein Zwischenwort mit aufschlußreicher Würdigung Richthofens Ernst Tießen.

*

Von dem großen amtlichen Weltkriegswerke ist der neunte Band erschienen. „Der Weltkrieg 1914—1918. Die Operationen des Jahres 1915. Ereignisse im Westen und auf dem Balkan vom Sommer bis zum Jahresschluß" (Berlin, E. S. Mittler). Er umfaßt 530 Seiten und 34 Karten und Skizzen. Damit liegen die Kriegshandlungen des Jahres 1915 abgeschlossen vor: im Westen die Herbstschlacht im Artois und in der Champagne, weiter die Offensive gegen Serbien mit der völligen Niederwerfung dieses Gegners und die Ereignisse an den Dardanellen. Ueber die Vorzüge dieses großen Werkes braucht hier nichts gesagt zu werden. Es ist mustergültige Arbeit im guten alten preußischen Sinne. Die Ueberprüfung des Bandes besorgten Generalmajor a. D. Dr. h. c. Hermann Ritter Mertz von Quirnheim und der Generaldirektor des preußischen Staatsarchivs, Professor Dr. Albert Brackmann.

Mit seinem Buch „Minenwerfer im Großkampf" (München, J. F. Lehmann) holt Major Theodor Spieß für eine Spezialwaffe das Ehrenbuch nach, das wohl für alle anderen Waffen schon geschrieben wurde. Mit Unterstützung alter Kameraden und auf Grund der amtlichen Kriegstagebücher schildert Spieß in überzeugender Weise die Entwicklung und die wirklich heldenmäßigen Leistungen der Truppe, an deren Ausbildung er entscheidenden Anteil nahm, die in Offensive und Abwehr Unendliches geleistet hat. Das Bildmaterial ist gut ausgewählt und sehr einprägsam.

*

Eine für die Kinder sehr anregende Aufgabe enthalten Schreibers Aufstellbogen, die in drei Bogen die deutsche Reichsmarine, gezeichnet von E. Blumentritt, bringen. (Verlag J. F. Schreiber, Eßlingen). In diesen drei Bogen sind die Schiffe der deutschen Reichsmarine in naturgetreuer Abbildung auf steifem Papier abgezeichnet zum Ausschneiden und Aufkleben auf Untersätze. Auf diese Weise erhalten die Kinder die Möglichkeit, sich in lebendiger Anschauung und eigner Arbeit ein Bild unserer Seestreitkräfte zu machen, angefangen mit den älteren Linienschiffen wie „Schlesien" bis zu unserem neuesten Panzerschiff „Deutschland", unter Einbeziehung auch der kleineren Einheiten wie Torpedoboote, Fernlenkboote und Sperrfahrzeuge. Es ist eine gute Art, die Kinder für unsere Seemacht zu interessieren und ihnen zu gleicher Zeit in den beigegebenen Merkworten Kenntnisse über Bauzeiten, Geschwindigkeit, Deplacement, Artilleriebewaffnung usw. zu geben.

*

Daß bei dem ausgesprochenen Gefühl für alle propagandistischen Wirkungsmittel die Nationalsozialisten sich auch des neuesten Mittels bedienen würden, des „gesprochenen" Buches, war zu erwarten. Erich Czech-Jochberg, der

eine außerordentlich fruchtbare, rührige und geschickte Tätigkeit für das Verständnis des neuen Deutschland entfaltet, läßt ein Buch erscheinen „Dom 30. Januar zum 21. März" (Leipzig, Das neue Reich). Das Buch ist, soweit Czech-Jochberg selbst zu Worte kommt, in dem außerordentlich lebendigen, dramatisch geladenen Stil, wie wir ihn aus seinen früheren Büchern kennen, gehalten. Interessant sind Berichte, die zum Teil auf Gesprächen mit Hitler beruhen, über die Versuche, die Nationalsozialisten in früheren Zeiten in die Regierung hineinzubekommen. Von den einzelnen Abschnitten nennen wir „Wie es zur Ernennung Hitlers kam", „Das deutsche Volk dankt Hindenburg", „Beginn der Sichtung", „Der Reichstagsbrand, eine furchtbare Warnung", „Nationaler Sturm über München". Dem Buche sind zwei Schallplatten mit der großen Rundfunkrede des Reichskanzlers beigegeben. Das Buch ist reich bebildert.

Ein sehr brauchbarer und auf gründlicher Arbeit beruhender Beitrag ist das Buch von Paul Nassen „Kapital und Arbeit im dritten Reich" (Berlin, Mittler). Nassen, der durch seine wirtschaftspolitische Arbeit in der „DAZ" sich einen guten Namen gemacht hat, will hier die Möglichkeit zeigen, wie ein gerechter Ausgleich zwischen den nun einmal naturgegebenen Gegensätzen unter den Ständen und sogenannten Schichten erfolgen kann, der das einzige Ziel anstrebt, um das ein Ringen sich lohnt: jedem arbeitsfähigen und arbeitswilligen Deutschen wieder Arbeit und Brot zu geben und den Grundsatz, daß Gemeinnutz vor Eigennutz geht, vom Papier ins Leben zu überführen. Ausgehend von Hitlers Maiprogramm behandelt Nassen in gemeinverständlicher Form die zu bewältigenden Probleme. Klar ergibt sich, daß der Weg vom Programm zur Durchführung auch hier, wie immer im Leben, ein beschwerlicher, mühsamer und nur mit Einsetzung aller Energie zu Ende zu begehender ist.

Der Reichstagskürschner für 1933 ist erschienen. „Kürschners Volkshandbuch Deutscher Reichstag 1933" (Berlin, Hermann Hillger). Beim Durchblättern bestätigt sich der wesentlichste Eindruck dieses Reichstages, daß die meisten der Alten nicht mehr da sind, dafür aber eine Fülle von Jungen eingezogen ist.

Das Buch von Curt Hotzel „Geld macht Geschichte" (Berlin, Das Reich) hat durch die jüngsten Ereignisse in Amerika, den Morgan-Skandal, dessen Auswirkungen freilich außerordentlich schnell unterdrückt wurden, erhöhte Bedeutung gewonnen. Das Buch ist gerade jetzt notwendig, damit auch die Idealisten erkennen, daß meist Hintergrundsfiguren und welche wirklich Geschichte machen und politischen Einfluß im verhängnisvollsten Sinne ausüben. Es beginnt mit den Fuggern, schildert den Einfluß der Rothschilds und anderer französischer Bankhäuser im Kaiserreich und Bürgerkönigtum, die Arbeit des Hauses Bleichröder und dann die amerikanischen Großbankiers. Endlich ein bitteres Kapitel über Heinrich Bachem, das die Krise schildert, in die der deutsche Westen geraten und aus der er noch nicht herausgekommen ist. Eine temperamentvolle Einleitung, die die großen Zusammenhänge aufweist, schrieb Friedrich Hielscher.

Die Flut der Bücher über das neue Deutschland ist derartig gestiegen, daß der Berichterstatter sich mit der Aufführung der Titel begnügen muß. Es sind darunter viele Bildwerke, und auf diesem suggestiven Wege wird alles versucht, um das neue Deutschland und seine Führer dem Verständnis des Volkes so nahe wie möglich zu bringen: Wilhelm Freiherr v. Müffling „Wegbereiter und Vorkämpfer für das neue Deutschland" (München, J. F. Lehmann), „Die nationale Erhebung 1933" (Oldenburg, Gerhard Stalling), „Die nationalsozialistische Revolution". Tatsachen und Urkunden, Reden und Schilderungen 1. August 1914 bis 1. Mai 1933. Herausgegeben von Dr. Walther Gehl (Breslau, Ferdinand Hirt), Filippo Bojano „Ein Faschist erlebt die nationale Revolution" (Berlin, E. S. Mittler), „Ein Volk steht auf" E. S. Mittler), Wilhelm Kleinau „Franz Seldte" (Berlin, Stahlhelm-Verlag), Wilhelm v. Kloeber „Vom Weltkrieg zur nationalen Revolution" (München, R. Oldenburg), Hans F. K. Günther „Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes" (München, J. F. Lehmann), Ph. Kuhn „Die Führerfrage der Deutschen" (Stuttgart, Bonz & Co.). Erich Czech-Jochberg: „Adolf Hitler und sein Stab" (Oldenburg, Gerh. Stalling).

Der 18. Band des „Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft", herausgegeben von Max Hecker (Weimar, Goethe-Gesellschaft) bringt mit dem selbstverständlichen Anschluß an das Gedächtnisjahr eine Fülle wichtigster und einzigartiger Beiträge. Alle Vorträge der Goethe-Gedächtniswoche sind aufge-

nommen. Wir heben besonders hervor die Reden von Julius Petersen und Hans Eibl, von Jakob Bleyer „Goethe in Ungarn", Fredrik Böök „Goethe und die skandinavische Welt", Arturo Farinelli „Goethe und Rom" und den herrlichen Festvortrag von Eduard Spranger „Goethe als Greis". Vier Bildtafeln sind beigegeben.

Eine für Goethe-Freunde wertvolle Gabe ist der Führer durch die Goethe-Ausstellung in Dresden „Goethe", die im Juni-Juli vom Sächsischen Kunstverein auf der Brühlschen Terrasse veranstaltet wurde (Dresden, Verlag der Wilhelm und Bertha v. Baensch-Stiftung). Auch jedem, der die Ausstellung nicht besuchen konnte, bietet sich hier ein quellenmäßiger Nachweis über unbekannte Goetheana, die zum Teil in den sehr gut reproduzierten zahlreichen Bildern zugänglich werden.

*

Der „Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums", umfassend die Jahrgänge 1930/31 (Nürnberg 1932), ist wie immer eine höchst willkommene Gabe. Herausgegeben von E. Heinrich Zimmermann behandelt er die Nürnberger Malerei von 1350 bis 1450. Eberhard Lutze schrieb über die Buchmalerei, über die Tafelmalerei der Herausgeber. Hier ist sachkundig ein Gebiet erschlossen, das bisher so übersichtlich nicht zugänglich war. Die Arbeit wird wesentlich durch die Fülle der Bildtafeln unterstützt, die zwei Drittel des Bandes einnehmen.

*

Zur 19. Jahrhundertfeier des Opfertodes Christi tritt der Verlag Kösel und Pustet (München) im Bewußtsein seiner katholischen Verantwortung mit einer Papstgeschichte in einem Bande hervor. Das Buch „Papstgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart" schrieben Franz Xaver Seppelt und Klemens Löffler. Das Buch bringt in klarer, gegliederter Uebersicht das Material zur Geschichte der 260 Päpste. Der erstaunlich niedrige Preis des stattlichen Bandes von 550 Seiten mit 919 Bildern beträgt 5,90 Mark. Er ist für jeden, der sich zuverlässig informieren will, unentbehrlich, da er sich durch Unparteilichkeit und eine feste, wissenschaftliche Grundlage auszeichnet.

Ein gleichfalls durch wissenschaftliche Zuverlässigkeit und durch außerordentliche Lebendigkeit ansprechendes Werk ist das Buch von Maria Josepha Krück von Poturzyn „Kaiser Joseph der Deutsche" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die Verfasserin versteht es, die tragische Gestalt dieses Kaisers, der unter versuchter Liquidierung des Habsburger Erbes wirklich ein deutscher Kaiser sein wollte, in ihrer vollen Bedeutung lebendig werden zu lassen. Sie versteht es darüber hinaus, in meisterhafter Zusammenfassung und Herausarbeitung des Wesentlichen die Zeit ganz lebendig werden zu lassen, in der sich das tragische Ringen dieses wahrhaft deutschen Habsburgers abspielte.

*

Zum 25. Jubiläum des Arndt-Gymnasiums ist eine Festschrift erschienen (Berlin, Walter de Gruyter) „25 Jahre Arndt-Gymnasium 1908 bis 1933", von Dr. Bruno Wachsmuth, das Werden des Arndt-Gymnasiums und des unmittelbar beim Gymnasium gelegenen Schülerheimes, des Familienalumnats, der sog. Richterschen Stiftung, darstellend. Der Festschrift sind Feldpostbriefe von den Jahrgängen der Kriegsfreiwilligen des Arndt-Gymnasiums, das seinen vollen Blutzoll zum deutschen Kriege geleistet hat, beigegeben. Es ist sehr hübsch, an der Hand der gut geschriebenen Darstellung nicht nur das Werden dieser von verantwortungsbewußtem nationalem Geist getragenen höheren Lehranstalt verfolgen zu können, sondern sich zugleich Rechenschaft abzulegen über die Geschichte der preußischen höheren Schulen aus den Tagen des berühmten Althoff und Adolf Mathias („Wie erziehe ich meinen Sohn Benjamin?") bis zu den heutigen Tagen. Eine solche Erinnerung ist immer nützlich, ist um so nützlicher, wenn das Ringen um das Wesen der höheren Schule durchaus noch als im Fluß zu bezeichnen ist und die neuen Ziele noch nicht feste Gestalt gewonnen haben. Althoff wollte seinerzeit aus dem Arndt-Gymnasium so etwas wie ein deutsches Oxford machen. Man sollte jetzt das Wesen der englischen Erziehung sehr genau auf tragbare Grundlagen für die nationale Erziehung untersuchen und, wenn man sie besahen kann, sie zur Tat werden lassen. — Ueber die Richtersche Stiftung erschien zu gleicher Zeit der Hauptbericht unter dem Titel „Die Schülerheim-Siedlung des Arndt-Gymnasiums (Richtersche Stiftung) zu Dahlem bei Berlin" mit 122 Abbildungen im Anhang, die ein lebendiges Bild vom Leben und Treiben der Schüler im Hause, beim Dienst und in der Freizeit geben. D. R.

Die Devrients

Einige Mitglieder der Devrients haben Julius Bab beauftragt, die Geschichte ihrer merkwürdigen Familie zu schreiben. (Die Devrients. Berlin, G. Stilke.) Daß dies ein hochinteressantes Buch werden würde, war vorauszusehen, denn diese Theaterdynastie weist alle Typen des Schauspielers auf, vom blitzenden Genie über den denkenden Mimen, den Star, hinab zu den Niederungen, wo die Kunst nur als Mittel zum Zweck, nur als Vorwand genommen wird. Daß weiterhin Babs Temperament diese Menschen lebendig hinstellen würde, war ebenso wahrscheinlich.

Das Buch ist aber weit mehr als ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Theaters und des deutschen Bürgertums (es gibt seltsamerweise auch Devrients, die nicht auf der Bühne, sondern hinter dem Schreibtisch im Kontor gestanden haben). Dies Werk hat etwas Erschütterndes, ja Unheimliches. Nicht in diesem Sinne etwa, daß die „großen Talente", wie Bab sie nennt, Carl, Eduard und Emil, noch einen vierten Bruder hatten, der von den dreien als die stärkste mimische Begabung anerkannt wurde, der aber der Bühne fernbleiben mußte, obwohl er dem großen Onkel Ludwig merkwürdig ähnelte, denn er war taubstumm. Nicht deshalb bewegt dies Buch so ungewöhnlich, sondern weil es an scharfen Beispielen aufweist, wie solch ein Familienleben offenbar ganz typisch ist. Da sind die Braven, die eben doch nur brav sind; da sind die sicheren Männer, die ein Leben selig-bewußt der eigenen Bedeutung führen, denen gar nichts passieren kann, die keine Ahnung von der inneren Leere haben; da sind die Kämpfe, die erbitterten Intrigen — wer wüßte nichts von all diesen Dingen, wer kennte sie nicht, diese Onkels und Tanten! Da erleben wir auch, daß ein nach Rußland ausgewanderter Devrient, nachdem er ein paar Jahrzehnte dort ein deutsch-tüchtiges Leben zugebracht hat, nun aussieht wie ein Großfürst und fast überhaupt keine Aehnlichkeit mit dem sonst ganz stark ausgeprägten Devrient-Gesicht hat. (Ueber besagten Herrn hinweg hat der Referent sogar die Ehre, um mehrere Ecken herum mit dieser Familie verschippt zu sein — und kann nunmehr im Gespräch lässig fallen lassen: „Mein großer Onkel Ludwig Devrient .....")

Ist diese Beobachtung schon etwas beängstigend, so kommt ein zweiter, völlig ungeklärter Eindruck hinzu. Es ist möglich, daß diese Beobachtung subjektiv ist, und denjenigen, die das Buch nicht gelesen haben, ist es nicht leicht klarzumachen. Versuchen wir's — mit Permission — also auch subjektiv: ich habe mich bisher mit den Devrients außer mit dem großen Ludwig nicht besonders beschäftigt. Hie und da las ich wohl mal einen Brief von dem oder jenem; las Eduards Theatergeschichte und die Erinnerungen seiner Frau. Zwar hörte ich von meinem Großvater oft, aber nicht eigentlich sehr plastisch, nur bewundernd, von Wilhelmine, dieser ganz ungewöhnlichen Frau, berichten. Aber das alles waren doch sehr verschwommene Bilder. Und nun geschieht das Unerklärliche: ehe ich zu jeder einzelnen Gestalt kam, bei der Ueberschrift sozusagen, stand der Mann vollkommen deutlich vor mir; ich verteilte meine Sympathien und Antipathien, noch bevor ich durch Kenntnis zu einem solchen Urteil berechtigt war. Und ich hatte diese Wertung nicht in einem Falle zu ändern. Man würde gern dem Verfasser oder sich selbst einiges Liebenswürdige aussprechen. Aber hier handelt es sich nicht um suggestive Darstellung, noch um eine besondere seelische Spürnase; hier schwingen andere Wellen, hier wittert es aus einer andern Welt herüber. Denn just die vertrauteren Gestalten, Ludwig und Wilhelmine, blieben am undeutlichsten, obwohl ihnen gerade — und mit Recht — die ganze Liebe des Verfassers gilt, der ihnen darum breitesten Raum gegeben hat. Ich vermag mir durch nichts dieses Phänomen zu erklären, es sei denn durch die zaghafte Frage — denn man könnte als Geisterseher verhöhnt werden —: ist die Kraft, der Wunsch, sich darzustellen, der diese Mimen im höchsten Grade beseelte, vielleicht heute noch lebendig? Das klingt absonderlich und ist es gewiß auch, denn in diesem Falle müßte es ja ein Leichtes sein, die Schatten der toten Schauspieler zu beschwören. Es wird aber im Gegenteil immer geklagt, es sei so sehr schwer.

Vielleicht macht jemand, der dies seltsame Buch auf Grund dieser Empfehlung liest, die gleiche Erfahrung und kann mir helfen. Ich wäre sehr dankbar. Wolfgang Goetz.

Spanischer Faschismus

Unter der Ueberschrift, die deutsch ungefähr hieße „Der Genius Spaniens — Aufruf zur nationalen Wiedergeburt und zu einer Wiedergeburt der Welt", hat E. Gimenez Caballero, der Verfasser verschiedener politischer und zeitgeschichtlicher Schriften, 1932 in Madrid ein Buch erscheinen lassen, in dem er einen spanischen Faschismus begründet. Er behauptet, noch völlig gefolglos zu sein, und das behauptet von ihm

auch seines Landes öffentliche Meinung. Doch sind von seinen früheren Werken manche schon vergriffen, und es scheint uns, im Großen und Ganzen sei seine Geistesart zeitgemäß, seine Richtung zeitgetragen. Abschnitte seines neuen Werkes sind übrigens verdeutscht in den „Nationalsozialistischen Monatsheften" (Heft 32) und in der „Europäischen Revue" (Mai 1933) zu lesen.

Die beiden ersten Teile des Werkes nehmen des Verfassers Auseinandersetzungen mit dem bekannten Geiste von 1898 ein, insbesondere mit Unamuno und mit Ortega y Gasset. Er bekämpft in ihnen — oft bewundernd, immer achtungsvoll — die Lehre, die nach Spaniens Niederlage durch die Vereinigten Staaten, dem Vaterlande Selbstbescheidung und Zurückgezogenheit vorschrieb. Er sieht in dieser Lehre grundsätzlich nichts Neues: wie der Verlust von Kuba und den Philippinen nur den Abschluß des spanischen Reichsschrumpfungsvorgangs bedeutet, der im westfälischen Frieden mit dem Verlust der Niederlande begann, so hat es seit 1648 auch immer eine Lehre gegeben, die dieses Schrumpfen als unabänderlich hinnahm und, unter Anerkennung der Tatsachen, „sich einzurichten" empfahl. Von solch einem, sagen wir „defaitistischen Geiste", verlangt der Verfasser Abkehr, zu diesem Zwecke lehrt er den spanischen „christlichen" Faschismus, der sich, unter ausdrücklicher Ablehnung von Rassentheorien als „heidnisch", auf etwas Geistigem, auf dem katholischen Credo gründen soll. So verlangt er „den Wiedereintritt Spaniens in seine jahrhundertalte und geschichtliche Laufbahn, die Wiederkehr von Spaniens ewigen Idealen: durch einen Kaiser und einen Gott .... der Ideale, die sich endgültig verdichteten und festsetzten auf Spaniens Boden, seit die germanischen Könige Spaniens die Wiedererrichtung des Heiligen Römischen Reiches träumten!"

Wichtig für Deutschland und vom spanischen Gesichtspunkte aus richtig erscheint uns Gimenez Caballeros antifranzösische Einstellung. Sie ist, geschichtlich und geographisch gerechtfertigt, weit gewichtiger als seine mehr oder weniger wohlwollende Gesinnung gegenüber dem neuen Italien und dem deutschen Nationalsozialismus. U. a. widerspricht Gimenez Caballero heftig dem Gedanken einer iberischen Föderation, die der Köder des portugiesischen Anschlusses annehmbar machen soll, als dem Plane einer von Frankreich beherrschten „kleinen Entente auf iberischem Boden." Doch nicht nur als der unbequeme geschichtliche Nachbar und Erbfeind, auch als der Hort des entmannenden Demokratismus ist Frankreich Gimenez Caballero zuwider, aus diesem Grunde auch der Völkerbund. Scharf lehnt er Moskau und den Kommunismus ab.

Die politische Wirkung dieser Gedanken wird davon abhängen, ob sie Anhänger finden werden. Otto Freiherr v. Taube.

Physiognomik einst und jetzt

Ernst von Bracken: Die Selbstbeobachtung bei Lavater. Ein Beitrag zur Geschichte der Idee der Subjektivität im 18. Jahrhundert. Helios Verlag, Universitas-Archiv, Philosophische Abteilung.

Diese Analyse des religiösen Empfindens und der Selbstbeobachtung Lavaters, des großen Physiognomikers, der als das religiöse Genie des Sturmes und Dranges bezeichnet wird, ist auch für Laien interessant, da sie in große Zusammenhänge einführt. Es erweist sich, sagt Bracken, daß die Grundlagen des Idealismus noch nicht genügend untersucht sind und daß sich neue Wege hierzu erschlossen haben. Die Uebersicht über die Ansätze, von Troeltsch, Max Weber, Dilthey, Heinrich Mayer u. a. m., ist durchaus wichtig für das idealistische Weltverstehen, das auf ganz anders breiter Basis gewonnen werden muß. Als eigentlichen Grundcharakter des Idealismus, meint Bracken, müsse man eine typische seelische Haltung seines Trägers annehmen, ein werthaftes Erleben seiner eigenen Subjektivität. Die Untersuchung über die Grundlagen des deutschen Idealismus habe dahin geführt, Mystik, Pietismus als Vorbereitungserscheinungen anzunehmen, also eine andere Linie zu ziehen, als dies bisher von der Philosophie aus geschehen sei. Das Eindringen in die Lavatersche Gefühlswelt, wie sie sich vorwiegend in seinem Tagebuch erschließt, ist psychologisch durchaus von Interesse; überhaupt gewinnt man aus dieser Schrift vielerlei Anregungen.

*

Rudolf Kaßner: Physiognomie. München, Delphin-Verlag.

In schöner Gestalt bringt der Delphin-Verlag diesen neuen Kaßner, der eine Freude bedeutet, denn hier wird die Zusammenfassung der Kaßnerschen physiognomischen Erfahrung, seines Schauens, noch durch sehr schöne Bilder unterstützt. Die Ideen Kaßners beginnen ja nun, wenn auch langsam, in das Geistesgut der Zeit einzudringen, diese festgefügten Ideen, die er in allen seinen Werken fugiert. Darum ist

jeder Kaßner auch immer so ganz ein echter Kaßner, gehört sein Werk so ganz zusammen. Für mich ist er der im Bild Denkende, und dieses tritt hier, in der Physiognomik, in ganz besonders klarer, kristallisierter Form hervor. In außerordentlicher Reife. Es ist gewiß kein Zufall, daß sich ein so sublimer Geist in einer Zeit, die immer mehr und mehr an Gesicht verlor, die mehr und mehr den Kollektivmenschen hervorbrachte, der Physiognomie, die die Gestalt und einmaliges Sein zu erfassen sucht, zuwandte, sondern Signal und Warnung. Ich habe es schon an anderer Stelle hier klarzumachen gesucht, wie jeder Physiognomiker von seiner Gebundenheit und Wesensart aus schaut; es hätte daher keinen Zweck, wenn ich ausführen würde, daß ich nicht ganz mit allen Deutungen hier übereinstimme. In der Physiognomik, wie überall, wo es sich um den lebendigen Menschen handelt, gilt wohl das alte Wort an erster Stelle, daß der Mensch das ansieht, was vor Augen ist, Gott allein nur ins Herz schaue. Dennoch blitzt hier solch ein Verstehen auf, erleuchtend, eigenartig geistvoll, und immer ist der Einzelfall in die großen Gedankengänge eingeordnet. Universalität entrollt sich. Das gibt dieser Physiognomik das unwahrscheinlich hohe Niveau. Ich glaube, sowohl Carus wie Goethe hätten sie bewundert, und darum sollten die Zeitgenossen nicht zurückstehen und sich ihnen anschließen.

Theophile von Bodisco

Politische Rundschau

Am 15. Juli wurde in Rom der Pakt unterzeichnet, über welchen in den vergangenen Monaten eifrig verhandelt wurde. Die ersten Blütenträume vom Lenzoptimismus, die sich um den Pakt bei seinem Bekanntwerden rankten, sind in der Zeit seiner Reife rasch eingetrocknet. Was übrig bleibt, ist ein Rudiment, vielleicht ein Ansatz für künftige Verhandlungsarbeit, wenn die Eifersucht der anderen gestattet, wieder einmal gegen die Erstarrung der europäischen Probleme anzukämpfen. Das Aktenstück über den Pakt von Rom wird vorläufig noch im Schrank ruhen; wir rechnen nicht damit, daß es bald gebraucht wird; es sei denn als Abwehrmittel gegen neue Unfreundlichkeiten des Auslandes.

Wir meinen, daß diese vielleicht zuerst aus England kommen könnten. Die kürzliche Debatte im Unterhaus atmete einen Geist, wie wir ihn in der Zeit des Beginns der Einkreisungspolitik an der Themse zu finden gewohnt waren. Nicht erstaunt waren wir, den früheren Generalpostmeister Chamberlain unter den lautesten Predigern gegen Deutschland zu finden. Seine Sympathien für Polen — nicht von ungefähr kamen sie zustande — waren schon spürbar, als er noch Außenminister war. Ressentiments lassen sich nicht durch Propaganda überwinden. Sie sind in England vorhanden und werden in Genf bald in die Erscheinung treten.

Dort ist zunächst wieder Pause in den Abrüstungsverhandlungen. Henderson reist von Stadt zu Stadt, um seiner Konferenz wieder neue Luft zu geben. Wir rechnen nicht mit einem glatten Wiederbeginn der Arbeiten. Der Mißerfolg der Londoner Wirtschaftskonferenz dürfte auf die Abrüstungskonferenz ausstrahlen, da die finanziellen und wirtschaftlichen Fragen seit London stark in den Vordergrund getreten sind.

Wir haben von London nicht mehr erwartet, als tatsächlich zustande kam. Der Gegensatz zwischen den Inflationsfreunden in Amerika und England und den Anhängern der stabilen Währungen trat in aller Schärfe in die Erscheinung. Roosevelt will mit aller Macht durch die künstliche Dollarbaisse das Erwerbslosenproblem beseitigen und die Agrarkrise lösen. Wir halten den Weg des Valutadumpings für verhängnisvoll; eigene Erfahrungen haben gezeigt, daß damit nur eine weitere Verarmung eintritt. England versucht, seinen Handel durch die Notenpresse zu fördern; es ist vielleicht gezwungen, Amerika teilweise zu folgen, um den Dominien die Konkurrenz der Staaten vom Leibe zu halten. Frankreich versucht, die Goldländer um sich zu scharen. Seine Position ist nicht so stark, wie es scheint, denn es hat seine Schuldenrechnung mit Amerika noch nicht beglichen. Die Gegensätze sind in London klar zutage getreten. MacDonald, der die Konferenz mit großer Propaganda ins Leben rief, hat einen Mißerfolg erlitten, der sich in der englischen Innenpolitik auswirken wird. Das Deutsche Reich ist — wie immer — allein auf sich gestellt, es muß sein Wirtschaftsschicksal selbst meistern. Sein Vorteil ist es, daß die Reparationsfrage in dieser Lage keine Rolle mehr spielt. Die anderen werden schließlich doch zu der Einsicht kommen, daß das

Unglück der Weltwirtschaft mit Versailles eng verbunden ist und erst dann wird überwunden werden können, wenn der Revisionsgedanke Gegenstand der Tagespolitik geworden ist. Unsere Aufgabe ist es, hierfür propagandistisch vorzuarbeiten und der Welt klarzumachen, daß ihre Not nur überwunden werden kann, wenn Europa seinen wahren Frieden hat, der nur der deutsche Friede sein kann. Wir verstehen darunter einen Frieden, der unserem Volkstum Recht und Lebensraum zugesteht. Deutschland baut sich sein Haus, die Fremden mögen es bekritteln, ändern werden sie daran nichts. Es wird wieder erstarken, auch wenn man es in London und Paris, Warschau oder Prag ungern sieht.

Die erste Anerkennung für die neugeschaffenen Verhältnisse im Reich erblicken wir in dem zum Abschluß gebrachten Reichskonkordat. Die Politik der römischen Kirche hat in der tausendjährigen Geschichte des Reiches stets eine große Rolle gespielt. Wir sehen in dem Konkordat einen Ausgleich der Interessen und glauben, daß es sich gut auswirken wird, wenn nicht Begehrlichkeiten der katholischen Kirchenorganisation wach werden, die sich der deutschen Volkstumspolitik in den Weg stellen. Solche Gefahren könnten in Ost-Oberschlesien in die Erscheinung treten, wo Konfliktsmöglichkeiten vorhanden sind, die wachsame Beobachtung erheischen. Sie liegen im Donauraum, wo die Hand der habsburgischen klerikalen Politik nach wie vor erkennbar ist. Die Annäherung zwischen Wien und Budapest liegt in diesen Zonen der unsichtbaren Vorbereitung künftiger Konstellationen, die nicht im deutschen Interesse liegen.

Sowjetrußland versucht, die wankenden Fundamente seiner inneren Macht dadurch zu stützen, daß es Nichtangriffspakte mit allen Staaten schließt, die irgendwo in Europa eine Hauptstadt und ein Territorium haben. In London wurde eine ganze Serie solcher Verträge unterzeichnet, sie sollen wohl als Zerstörung des Interventionsgedankens und als Prestigegewinn der Sowjetunion im Innern der russischen Mauern wirken. Wir könnten diese Verträge als belanglos abtun, wenn sie nicht Formulierungen über den Begriff des Angreifers enthielten, die aus dem Genfer Arsenal der Benesch und Boncour stammen. Die Sowjetregierung hat eine Definition des Angreifers angenommen, die gegen jede Revisionsabsicht ausgelegt werden kann. Wir wundern uns nicht, daß der Abgesandte aus Moskau diese Formel annahm, er hatte doch die Weisung: Frieden mit der kapitalistischen Welt um jeden Preis, auch wenn dabei Interessen der Bevölkerung Rußlands geopfert werden, die doch in Polen eine Revision der unnatürlichen Volksgrenzen anstreben müßte. In einem Zeitpunkt schwerer Parteikrise, wo wieder Hunderte von Kommunisten gemaßregelt wurden und ein Minister mit Tod abging — ob von eigener oder fremder Hand, ist ohne Interesse — kann man es sich nicht leisten, Volkspolitik zu treiben. Das Regime Stalin treibt jedenfalls trotz der neuen Verträge und dem Vergleich mit Rumänien weiter in der Krise. In Moskau wird wieder die geschichtliche Tatsache bestätigt, daß Blutherrschaften sich im Blut selbst verzehren. Auch die wiedergewonnenen Beziehungen zu England werden die Folgen der Hungerkrise nicht beseitigen. Reinoldus

Schnellrichter

in Sommerurlaub

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Gerhard Bückling, Wolgast (Pomm.). — Privatdozent Dr. Georg Weippert, München — Privatdozent Lic. Dr. Kurt Leese, Hamburg — Dr. Erich Maschke, Königsberg (Pr.) — Wilhelm Kohl, Gengenbach (Baden) — Dr. Paul Fechter, Berlin — Werner Deubel, Affolterbach (Odenwald) — Professor Dr. Jakob J. Baron v. Uexküll, Hamburg — Professor Dr. Paul Rühlmann, Ober-Regierungsrat, Berlin — Professor Dr. Karl Gottfried Hugelmann, Klosterneuburg (Inn) — Dr. Conrad Wandrey, München — Werner Bergengruen, Berlin — Dr. Werner Wirths, Berlin. — Dr. Karl Hoffmann, Berlin — Regierungsrat Dr. Wolfgang Goetz, Berlin — Otto Freiherr v. Taube, Gauting (Obb.) — Theophile v. Bodisco, Blankenburg (Harz)

Für die Schriftleitung: Hans Kraus, Berlin-Wilmersdorf • Für die Anzeigen: Heinz Callm, Berlin
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin • Druck: Wilhelm Greve Aktiengesellschaft, Berlin SW 68
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Uebersetzungsrechte vorbehalten

Brüder in Not!

Die „Deutsche Rundschau" hat zu wiederholten Malen die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf das grauenvolle Schicksal der Rußlanddeutschen gelenkt. Wir dürfen aber nicht müde werden, immer erneut zur Hilfe aufzufordern, denn die Not ist noch ständig im Wachsen!

Der völlige Niederbruch der wahnwitzigen bolschewistischen bäuerlichen Kollektivwirtschaft, der die deutschen Bauern besonders schwer getroffen hat, steigerte die Ernährungsschwierigkeiten zur Hungersnot. Es ist kein Geheimnis, daß die Hungersnot in Rußland jetzt nicht mehr nur die früheren Hungergebiete umfaßt, sondern schon eine allgemeine geworden ist, unter der selbst die Nutznießer des blutigen Systems zu leiden beginnen. In der ganzen Welt sind die Dokumente verbreitet worden, welche die Not, über deren Ausmaße selbst ein Land, das am Rande der Hungersnot gestanden hat, wie das Deutsche Reich, sich keine richtige Vorstellung machen kann. Ueberall in der Welt haben diese Stimmen wohl Gehör gefunden, aber die große Weltöffentlichkeit schweigt sich über die Not, die am schwersten und furchtbarsten auf den Rußlanddeutschen lastet, nach wie vor mit ganz wenigen Ausnahmen aus. Das ist dieselbe Presse, die ihre Spalten auf das Bereitwilligste jeder Meldung über angebliche „Greuel" im neuen Deutschland öffnet. Sollte das Verschweigen der rußlanddeutschen Not darauf zurückzuführen sein, daß es sich hier eben um Deutsche handelt?

Um so ernster wird unsere Verpflichtung. Es ist die Verpflichtung einer Mutter, die ihre Kinder in bitterster, furchtbarster Lebensnot weiß und erkennen muß, daß niemand ihren Kindern helfen wird, wenn sie es nicht tut. Vor Kurzem noch betrug die Zahl der Rußlanddeutschen eine Million. In den letzten Monaten sind Zehntausende buchstäblich verhungert. Nahezu Fünfzigtausend sind von den unmenschlichen bolschewistischen Henkern in den sicheren Tod nach Sibirien verschleppt worden. Andere haben ihre über alles geliebte Heimat, die deutscher Fleiß in jahrhundertelanger Arbeit aufgebaut hat, verlassen, um irgendwo ein Stücklein verschimmeltes Brot zu suchen.

Die Zeugnisse, die von den Rußlanddeutschen in Briefen nach Deutschland kommen, sind die erschütterndsten Dokumente menschlichen Leidens, aber zugleich auch echtesten, wahrhaftigsten Christentums, die man lesen kann. Wer sich unterrichten will über die wahre Lage des Deutschtums dort, der greife zu irgendeinem Hefte der Zeitschrift der Deutschen in Rußland „Deutsches Leben in Rußland", herausgegeben vom Zentralkomitee der Deutschen aus Rußland, Berlin NW 56, Schloß Bellevue, der greife zu der Denkschrift, die der Vorkämpfer aller deutschen Minderheiten, Dr. Ewald Ammende, in der „Europäischen Nationalitäten-Korrespondenz", die in Wien erscheint, veröffentlicht hat. Aus ihr kann man mit unbarmherziger Klarheit erkennen, daß nur das verruchte kommunistische System in Rußland an dem Untergang des wertvollen deutschen Volksteiles schuld ist und daß alles, was jetzt geschieht, bewußt auf die Ausrottung der letzten Deutschen in Rußland ausgeht. Es handelt sich um kalten und bewußten Mord.

Wenn die Weltpresse dazu schweigt, so werden wir um so lauter unsere Stimme erheben. Bei uns im Reiche ist nicht Herzenshärtigkeit zu überwinden. Denn die volksdeutsche Arbeit hat das Gefühl des gesamtdeutschen Zusammenhanges, wo immer deutsche Volksteile leben, so zum Bewußtseinsbestandteil des reichsdeutschen Volkes gemacht, daß die Herzen nicht mehr verschlossen sind. Es gilt aber die Herzensträgheit zu überwinden. Man darf sich nicht damit begnügen, daß man schaudernd in eigner Behaglichkeit und Sattheit davon Kenntnis nimmt, wie entsetzlich das Schicksal unserer Brüder in Rußland

sich gestaltet. Jeder Einzelne stelle sich vor, daß nicht nur er selber hungere, sondern seine Kinder, seine geliebten Angehörigen vor seinen Augen, ohne daß er irgendwie Hilfe schaffen kann, unter entsetzlichen Qualen durch Hunger zugrunde gehen.

Wem das nicht das Herz rührt und wen das nicht anspornt, helfend einzugreifen, der streicht sich selbst aus der deutschen Volksgemeinschaft.

Schon der kleinste Betrag genügt, um einen Teil der furchtbaren Not zu lindern. Der Betrag von 10 Reichsmark reicht aus, um einen Deutschen drüben für einen Monat vor dem Schlimmsten zu bewahren. Beiträge sammelt das Deutsche Rote Kreuz durch den Hilfsausschuß „Brüder in Not", das Postscheckkonto ist „Brüder in Not", Berlin W 35, Cornelliusstraße 4 b, Berlin 85 000. Auch durch das Zentralkomitee der Deutschen aus Rußland werden Spenden weitergeleitet.

An jeden ergeht der Ruf: helft den deutschen Brüdern draußen, helft diesen guten Deutschen und diesen guten Christen! R. P.

Edgar J. Jung

Die christliche Revolution

Welches ist das gewollte, welches das mögliche und welches das geschichtlich notwendige Ziel der deutschen Revolution?

Liberale Revolutionen (wie die von 1789) lassen Ideen gegen die Ueberlieferung aufmarschieren. In konservativen Revolutionen empören sich die Kräfte der Ueberlieferung, Blut und geschichtlicher Geist gegen Intellektualismus und Doktrin. Deshalb sind Weg und Ziel einer konservativen Revolution schwer zu umschreiben. Nicht ihr Programm ist wesentlich, sondern ihre Kraft. Und trotzdem umfaßt der Kern einer konservativen Revolution das gesamte geschichtliche Wachstum, welches mit ihr anhebt. Denn sie ist Rückkehr zu natürlichen Formen menschlicher Gemeinschaftsbildung, Abkehr von mechanistischen.

Der entartete Liberalismus unserer Zeit ist ein mechanistisches Prinzip. Auch es verfügt noch über Anhänger. In den Herzen der letzten demokratischen Doktrinäre schlummert die hoffende Meinung, was sich in Deutschland vollziehe, sei nichts als ein parlamentarischer Ruck nach rechts, welchem in absehbarer Zeit der ausgleichende Rückschlag folgen werde. Sie glauben an das Vorliegen eines großartigen Aktes moderner parlamentarischer Demokratie. Vielleicht wäre dem so, wenn die bürgerliche Rechte allein ans Ruder gelangt wäre. Denkbar ist auch, daß eine sogenannte Rechtsdiktatur die monarchische Restauration beschlossen hätte. Aber dann hätte sich der bürgerliche Nationalismus wahrscheinlich mit einem konstitutionellen parlamentarischen System, anschließend an den politischen Zustand der Vorkriegszeit, begnügt: ein Traum, den in Deutschland viele träumen. Die nationalsozialistische Führung lehnt die Restauration nicht ohne weiteres ab, weil sie am italienischen Beispiel sieht, daß das continuum der Krone den Faschismus aus einer Diktatur zum System gemacht hat. Aber der Nationalsozialismus fühlt andererseits, daß die deutsche Revolution mehr ist, als eine Restauration sein kann, daß in ihr die säkulare Aufgabe des deutschen Volkes umschlossen liegt.

Denn die Krone paßt zu vielen Verfassungen, weil sie ja nicht zur Verfassung gehört, sondern das ewige Symbol der Herrschaft kraft göttlichen Rechtes ist. Sie steht gewissermaßen außerhalb der menschlichen Satzung und ist unmittelbar in die natürliche und göttliche Ordnung (Erbfolge) eingereiht. Die Rechte der Krone mögen durch eine Verfassung menschlicher Satzung unterliegen, das Dasein der Krone und damit ihr Recht der Selbstbehauptung entzieht sich menschlicher Jurisdiktion. Zwar wächst die Krone aus der Geschichte eines Volkes heraus. Ist sie aber geboren, so ist sie von Gottes Gnaden und lebt ihr eigenes Leben, das so wenig widerrufen werden kann wie das einmal gezeugte Leben anderer Wesen. Ein Volk, das die Krone vernichtet, mordet ein Symbol, das es über sich selbst hinaus, jedem eigenen Zugriff entziehend, gesetzt hat. Es verfällt wieder der Zeitlichkeit, die es mit der Krone schon überwunden hatte. Völker, welche die Kraft eines solchen Symbols seelisch erfaßt haben, köpfen lieber untaugliche Könige, als daß sie die Krone abschaffen. Ein Volk aber, das wegen der Unfähigkeit eines Trägers die Krone beseitigt, verwechselt Individuum und Mythos.

Wer eine Krone wegwirft, begeht Totschlag am Mythos. Kronen können versinken, aber nicht abgelegt werden. Umgekehrt ist die vom Volk künstlich geschaffene Krone, besonders wenn sie als Teil eines verfassungsschöpferischen Aktes neu vergoldet wird, ein Ersatz; eine Kopie, kein Original; ein Mechanismus, kein echtes Sein. Kronen von Volkes Gnaden wackeln immer.

Die Krone als echte Verkörperung völkischer und reichischer Metaphysik kann deshalb außerhalb einer zwecksetzenden Betrachtung über die künftige staatliche Gestaltung bleiben. Soll ihre mythische Kraft schon heute lebendig werden, so ginge dies nur in der Form der Reichsverweserschaft. Deutschland würde Monarchie ohne gekröntes Haupt. Ueber dem Reich schwebte die unsichtbare Krone, ihr Sichtbarwerden bliebe der Schicksalsgnade überlassen.

*

Die deutsche Revolution ist Aufbruch des Volkstums. Sie ist von dem Gefühl getragen, daß die Völker die Träger der Menschheitsgeschichte sind, daß die Vergangenheit die Staaten überschätzte. Der Staat ist zeitlich, die Völker sind ewig. Völker kann man nicht machen; sie wachsen nach dem Gesetz, unter dem sie angetreten sind, und tragen in sich ihr unverwischbares geistiges Bild. Die Deutschen sind das Volk des Gewissens, die ewig Protestierenden, ob wir dabei an den ehernen Martin Luther oder an den prophetischen Dostojewski denken, der uns diese Mission zuteilt. Wir sind weder ein formalistisches Volk wie die Romanen noch ein seelisch-chaotisches wie die Russen. Wir leben zwischen beiden in der Bestimmung, Form und Freiheit zu versöhnen.

Wer die Freiheit der Entscheidung einbüßt, verliert die Bindung an Gott, die ihn allein davor bewahrt, sich selbstherrlich und willkürlich gegen die Gemeinschaft zu wenden. Wer auf die Stimme Gottes und seines Blutes hört, wer in der Pflicht gegenüber seinem Volk lebt, steht unter stärkerer Selbstkontrolle in seinem Tun und Lassen, als sie der härteste Staat über ihn verhängen könnte. Die Freiheit im Staat der konservativen Revolution beruht zutiefst auf der religiösen Wiedergeburt, die den Einzelmenschen vor die Schranke des Gewissens stellt.

Wird in einem solchen Staat Kritik laut, so wendet sie sich an die Oberen mit unterstützendem Rat, nicht an die Unteren zum Mißbrauch ihrer Unwissenheit. Oeffentlichen Zuspruch, Mahnung und Warnung brauchen die Staatslenker, weil der moderne Riesenstaat ohne publizistische Nachrichtenmittel nicht leben kann. Die Durchdringung unserer kollektivierten Welt mit personalem Geist ist die oberste Aufgabe der deutschen Revolution. In ihm wird das echte Volkstum lebendig, er allein verkörpert den geschichtlichen Menschen, der aufgestanden ist, um das deutsche Volk wieder hineinzuführen in die Geschichte, um zu zeugen für die deutsche Sendung.

Denn in der Sehnsucht unseres Volkes lebt nicht nur der wahre Staat der Deutschen, sondern auch das dritte Reich. Dieser Begriff, schon vor zehn Jahren von einem großen Konservativen, Moeller van den Bruck, geprägt, wurde zum Mythos der Revolution. Wohl ist in breiten Schichten der Unterschied zwischen Staat und Reich verwischt, weil ihr Denken kleindeutsch verengt ist. Aber in der deutschen Jugend lebt der Gedanke an das Reich, das mehr ist als der Staat; das, über Staatlichkeit und nationalen Stolz hinauswachsend, den Deutschen als Berufung aufgegeben ist.

Der Nationalstaatsgedanke ist die Uebertragung individualistischer Lehren vom Einzelmenschen auf den Einzelstaat. Seine Gefahr ist die Ausrottung fremden Volkstums, seine Sünde die ewige Irredenta. Alle Außenpolitik des Nationalstaates kreist um fremdes Volkstum in eigenen Grenzen oder um eigenes in fremden Grenzen. Die Außenpolitik des Nationalstaates vergeht sich ohne Unterlaß an den bodengebundenen und blutsverwobenen Einheiten, wie sie die Natur und Gott gesetzt haben. Der völkertrennende Nationalismus, ein Kind der Nationaldemokratie, muß verdrängt werden durch die völkerverbindende Achtung vor den gewachsenen Volkstümern. Staat und Volk sind nur im nationaldemokratischen Denken gleichbedeutend. Da die Deckung der beiderseitigen Grenzen nie gelingt, so muß dieses falsche Denken ausgerottet werden. Der Ueberstaat (das Reich) ist eine Herrschaftsform, die sich über den Volkstümern erhebt, jenseits von ihnen liegt und sie deshalb unangetastet lassen kann. Nur darf er nicht total sein wollen, er muß Autonomien und Eigenständigkeiten anerkennen, sonst wird die Entstehung übervölkischer Gebilde verhindert, die im Zuge der Geschichte liegt. Verkehr und Wirtschaft verlangen nach größeren Einheiten, Zivilisation und Technik nach verfeinerter Arbeitsteilung, die sich kleine Völker nicht leisten können. Beharren sie auf eigener Vollstaatlichkeit, so verurteilen sie sich zu einem Dasein, bei welchem sie nicht leben und nicht sterben können.

Die Völker sind gleich, aber nur metaphysisch: wie auch die Menschen vor Gott gleich sind. Wer die Gleichheit der Menschen aufs Diesseits überträgt, sündigt wider Natur und Wirklichkeit. So ist auch die Gleichheit der Völker eine irreale Wunschbetrachtung. Zahlenmäßige Größe, geschichtliche Entwicklung, geographische Lage, blutsmäßige Kraft und geistige Anlagen bedingen eine irdische Rangordnung der Völker, die nicht Willkür ist.

Jede echte Revolution ist Weltrevolution. Soll die deutsche zu solcher Höhe emporwachsen, dann muß eine deutschgeborene Idee den geplagten und zersplitterten Erdteil erlösen. Unseres Volkes Geschichte zeigt uns als Schirmer des Kreuzes, als Schützer und Ordner der Völker Europas, die unter der deutschen

Kaiserkrone wohnen. Reich und Kaiser sind die Schirmherren gegen Heidentum und Antichrist, sie wehren durch ein Jahrtausend alle Angriffe ab, die gegen die Christenheit anbranden. Das Wesen des deutschen Volkes befähigt es zu dieser überstaatlichen Aufgabe. Es sprengt den Rahmen des egozentrischen Nationalstaates und will auch anderen dienen, die außerhalb dieser staatlichen Gemeinschaft leben. Wir können uns nie bei der nationalstaatlichen Vollendung beruhigen, die ja bei der Beschaffenheit unseres Siedlungsraumes auch unmöglich wäre. Wir müssen uns bei allen geschichtlichen Handlungen in den europäischen Raum hineindenken, in unseren natürlichen geographischen Bezirk. Unsere mittlere Lage im Erdteil gibt uns den politischen Auftrag, ausgleichend und völkerverbindend zu wirken. Wir sind der gegebene Garant für Frieden und Sicherheit der europäischen Mitte.

*

Unser geschichtliches Wesen beruht auf der geistigen Tiefendimension. Deshalb waren wir nicht nur Schirmherren der Christenheit, sondern auch Kämpfer für die Reinheit des Evangeliums. Daraus entstand die innere konfessionelle Spaltung, an der wir leiden. Sie kann nicht weggeleugnet oder mit Gewalt beseitigt werden. Auf höherer Ebene aber ist sie überwindbar: auf der des gemeinsamen Kampfes gegen den Antichrist. Der Aufstand des deutschen Volkes gegen den Bolschewismus ist nichts anderes als die Rückbesinnung auf unsere große geschichtliche Aufgabe: Schützer der christlichen Heilslehre zu sein.

Diese Lehre war ein revolutionärer Einbruch in die zerfallende Antike. Die revolutionäre Kraft des Christlichen ist wirksam, seit es eine neue Welt schuf: das Abendland. Diese christliche Welt wurde im 19. Jahrhundert müde und entgottet. Sie drohte, dem Antichristen in Form der Vernunftgläubigkeit, der Verdiesseitigung und des Materialismus anheimzufallen. Mit revolutionärer Kraft hebt deshalb der Akt der Wiederverchristlichung an, dessen Gelingen über Sein oder Nichtsein der europäischen Kulturwelt entscheidet.

Das neue christliche Reich ist uns als Aufgabe gegeben. Den Dienst am Reich kann nur der deutsche Staat erfüllen, der machtvoll aus der Revolution hervorwächst. Es wird deutlich, daß die deutsche Revolution einen doppelten Kern besitzt, zwei Keime: den zum deutschen Staat und den zum heiligen Reich der Deutschen. Daß die staatliche Aufgabe zunächst in Angriff genommen wurde, ist natürlich. Bei dem feierlichen Akt in Potsdam wurde deshalb noch nicht das dritte Reich, sondern seine Voraussetzung, der Staat der Deutschen, neu begründet. Wenn diese Reichsumgründung vor einem protestantischen Altar geschah, so ist dies das Symbol für den Aufstand des Protestantismus, der sich gegen die Zerstörung der Lebensgrundlagen des preußischen Staates richtete. Denn dieser Militärstaat ist Geist des Protestantismus. Noch einmal beweist das Preußentum seine staatsbildende und seine volkformende Kraft.

Aber nun steht die Revolution am Scheideweg. Das deutsche Volk ist zu zwei Fünfteln katholisch. Diese Tatsache enthält ein Hemmnis, aber auch eine Triebkraft. Hemmen wird sie den Willen zum totalen Staat, weil ein totaler Staat mit zwei Bekenntnissen eine Unmöglichkeit bedeutet. Ist die Behauptung dieser Schrift, der totale Staat müsse seinem Wesen nach hierarchisch oder atheistisch sein, richtig, so sind die Schlußfolgerungen für unser zweikonfessionelles Land klar: entweder

verweltlicht die deutsche Revolution, gleitet also in das Fahrwasser von 1789 zurück, oder sie ist wirkliche christliche Gegenrevolution. Dann aber muß sie vom totalen Staat abstehen. Denn der totale christliche Staat setzt ein einziges Bekenntnis voraus, auf welchem eine Staats- oder Reichskirche aufgebaut werden könnte. Ohne die Möglichkeit einer Einigung der Bekenntnisse grundsätzlich leugnen zu wollen, vertritt diese Schrift die Meinung, daß die nächste Zukunft mit der einmal vorhandenen konfessionellen Spaltung rechnen muß. Damit aber verflüchtigt sich der Traum einer Staatskirche, weil sie den Katholizismus ausschließen würde. Folglich geht es nicht an, hinsichtlich des Protestantismus den totalen christlichen Staat zu verwirklichen, hinsichtlich des Katholizismus beim Hoheitsstaat stehen zu bleiben. Dies wäre eine Fehlkonstruktion von geradezu gefährlicher Sprengwirkung. Aus all diesen Betrachtungen ergibt sich die Unmöglichkeit des totalen Staates für deutsche Verhältnisse.

Soll hieraus geschlossen werden, jeder Plan einer machtvollen Zusammenballung des Deutschtums scheitere am religiösen Zwiespalt? Es sind nicht wenige, die zu Gedanken dieser Art neigen. Sie übersehen, daß eine politische Einigung und ein starker Staat auch ohne jene Totalität möglich sind, die sehr zu Unrecht als Wesen des antiliberalen Staates gepriesen wird. Aus dem Liberalismus stammt ja nicht nur der neutrale Staat des parlamentarischen Systems, sondern auch die Volldemokratie eines Rousseau, die sich vom modernen totalen Staat im Wesen wenig unterscheidet. Wer die konservative Staatsgestaltung der liberalen entgegensetzen will, muß auch mit der Demokratie Schluß machen und damit zu einer Vorstellung vom Staat zurückkehren, die vor dem Zeitalter der Aufklärung liegt. Der Hoheits- oder Herrschaftsstaat kann seinem Wesen nach auf Totalität verzichten, wie auch alle echten Imperien der Menschheitsgeschichte nicht daran gedacht haben, unterworfene Völker in ihrem Volkstum zu kränken. So kann auch ein deutscher Staatshimmel ein Volk gemischten Bekenntnisses überwölben, ohne an Macht zu verlieren. Die Weite religiösen Wesens, die aus der deutschen Doppelkonfessionalität spricht, kann sogar der geschichtlichen Entwicklung nutzbar gemacht werden. Denn ein Volk, das gleichzeitig protestantisch und katholisch ist, genießt den Vorzug, beide Kulturtraditionen in seinem Weltbild zu vereinigen. Ist Potsdam ein Symbol, so sind es auch die Namen Aachen, Trier, Köln, Speyer, Regensburg, Bamberg und Wien. Der katholischen Kulturtradition, die mit dem religiösen Bekenntnis nicht immer zusammenzufallen braucht, entspricht die geschichtliche Ausstrahlung, die der eigentlichen Herzkammer des Reiches, der rheinischen Landschaft, innewohnt. Die Heimat des deutschen Universalismus liegt am Rhein, der Achse des Reiches Karls des Großen.

Die protestantische Linie der deutschen Revolution führt zum starken deutschen Staat, die katholische zum Reich der Deutschen. Das Schwergewicht protestantischer Kulturtradition liegt in der Staatsidee, der katholischen in der Reichsidee. Beide Gedanken aber bilden das, was hier der Doppelkern der deutschen Revolution genannt wurde. In der zweiten Phase der deutschen Revolution, die dem dritten Reich gilt, wird der Katholizismus seine Deutschheit bewähren müssen und seine gegebenen Aufgaben finden. Nachdem er seine politische Schlüsselstellung verloren hat, kann er sich um so leichter auf das innerste Wesen katholischer Politik besinnen: auf die reichische Linie. *

Damit aber erweitert sich das Blickfeld der deutschen Revolution auf das uns umgebende Europa. Wir sind weitgehend von Völkern eingekreist, welche die Nationaldemokratie noch nicht überwunden haben. Sie leiden unter der Balkanisierung Europas wie wir. Ihre Sendboten eilen von einer Konferenz zur anderen, die alle daran scheitern, daß das europäische Ordnungsgefüge wankt und kein neues Bild einer rettenden Ordnung die Hoffnung der verzweifelten Völker belebt. Hier liegt die deutsche Aufgabe. Den moralischen Ring um das deutsche Volk werden wir sprengen, wenn wir die Waffen des Geistes gegen ihn anstürmen lassen; wenn wir die Welt verstehen lehren, daß unsere Revolution das Ringen um eine neue Gerechtigkeit für die gequälte Menschheit ist; daß wir eine neue Ordnung stiften wollen, welche, die sozialen Wirren beendend, auch das zwischenvölkische Chaos beseitigt. Eine Ordnung, die — zunächst innerdeutsch — auf das bedrohte Europa übergreift.

Setzt sich diese Gedankenwelt durch, dann werden auch die militärischen und strategischen Berechnungen unbelehrbarer Kabinette entwertet. Sie beruhen auf der Militarisierung der gesamten Volkskraft, auf dem Grundgedanken der Nationaldemokratie: auf der allgemeinen Wehrpflicht. Schenken wir den Völkern die Gewißheit, daß ihr völkisches Leben von keiner staatlichen Politik mehr bedroht ist, daß die Volksrechte international geheiligt sind, so werden sie zurückkehren zu ihrem erdgebundenen Schollendasein und den Bereich der staatlichen Politik denen überlassen, denen er Leidenschaft und Berufung ist. Die Völker in ihrer Breite lieben den Frieden. Sie wären damit einverstanden, wenn die Kriegerkaste, die jedem tüchtigen Volk eingeboren ist, die internationalen Schwierigkeiten bereinigte; wenn die Zeit der Massenheere und der Riesenrüstungen vorüber wäre. Machtkämpfe werden immer sein, die Frage der Herrschaft wird täglich neu gestellt. Aber sie wird anders lauten und anders entschieden werden, wenn die Gewachsenheit der Völker gesichert ist, ganz gleich, wie die Kämpfe der Staaten verlaufen. Mit der Abendröte des demokratischen Zeitalters kündigen sich eine neue Heeresordnung und eine neue Strategie an. Damit aber auch die Hoffnung für uns, den waffenstarrenden Wall an den deutschen Grenzen unwirksam zu machen.

Das Banner der Demokratie, seit Calvin und Rousseau über der weißen Rasse flatternd, hängt in den Tagen des Völkerbundes, der sich mit magischer Symbolik die Stadt Genf zum Sitze gewählt hat, müde am Maste. Das Ende der Volkssouveränität naht, weil eine neue Frömmigkeit ersteht, die sich nach Herrschaft von Gottes Gnade sehnt.

Diese Frömmigkeit weiß: es gibt nur eine Stelle, wo Menschen und Völker gleich sind: vor Gott. Das Leben dieser Welt aber ist vielgestaltig, beruht auf Unterschied und Kampf, erhält seinen Sinn von Rang und Wert. Die große Aufgabe der Politik ist die Ordnung unter Ungleichen, sei es unter Menschen oder unter Völkern. Diese Ordnung wird es nicht geben ohne Gerechtigkeit, und Gerechtigkeit ist unmöglich ohne Herrschaft. Berufen zur Herrschaft aber ist, wer die Macht in der Gnade Gottes ausübt. Im Reich erfüllt sich die Sehnsucht nach der Herrschaft des Göttlichen auf Erden, über dem Reich schwebt die unsichtbare Krone.

Aus dem Schlußabschnitt der demnächst bei Gerhard Stalling, Oldenburg, innerhalb der Stalling-Bücherei „Schriften an die Nation" als Band 55/56 (1,50 Mark) erscheinenden Schrift des Verfassers „Sinndeutung der deutschen Revolution" mit Genehmigung des Verlages entnommen.

Georg Weippert

Der Ständestaat

I.

Ausgesprochen ständische Epochen lassen sich von solchen unterscheiden, die wir als radikal ständefeindlich anzusprechen haben. Eine solch ständefeindliche Epoche haben wir eben hinter uns, und in ihr wurde der Kampf gegen den Stand geführt unter der Parole „Gewerbefreiheit".

Die liberale Epoche ist zum Abschluß gelangt. Aufs neue treten wir in ein Zeitalter, das sich ständisch organisiert.

Die erste ständische Epoche im europäischen Raum ging mit dem Mittelalter zu Ende, und man hat, weil wir wieder in ein ständisch gerichtetes Zeitalter eintreten, von einem „neuen Mittelalter" gesprochen. Unverkennbar trägt die eben sich gestaltende neue Welt „mittelalterliche" Züge. Aber ist dieses neue Mittelalter nicht doch von dem ersten Mittelalter grundsätzlich verschieden? Wo liegt das Gemeinsame und wo das Trennende? Das neue Mittelalter ist nachliberal. Es ist nachdemokratisch, das gibt ihm ein gänzlich anderes Gesicht. Weil dem neuen Mittelalter der Liberalismus, die Ichepoche vorausging, darum trägt es Züge von entscheidender Andersartigkeit. Der Mensch kam zum Bewußtsein seiner selbst.

Zwischen die erste ständische Epoche, die mit der beginnenden Neuzeit zu Ende geht, und die zweite, die eben einsetzt, schiebt sich die liberale Epoche, die Epoche des erwachten Ich. Wir können also eine vorliberal ständische Epoche von einer nachliberal ständischen unterscheiden. Nehmen wir den Liberalismus als eigenen Abschnitt hinzu, so entstehen drei Typen der gesellschaftlichen Entwicklung, und jeder Typ bezeichnet eine eigene Epoche und hat sein eigenes Verhältnis zur ständischen Ordnung.

Die erste Epoche ist charakterisiert durch das naturhafte Hineinwachsen des Menschen in einen Kreis von Bindungen. Das bindungslose Leben ist hier unvorstellbar. Die vorhandenen Bindungen sind Mächte, von deren Absolutheit jeder Einzelne auf tiefste überzeugt ist. Diese „Epoche der Gebundenheit" ist bestimmt durch den Glauben an die Unverrückbarkeit der gegebenen Ordnung. Hier leben die Völker nach ihrem „Nomos", nach der ihnen mit ihrem Sein gegebenen Gesetzlichkeit.

Man könnte die Epoche der Gebundenheit auch die Zeit des „noch nicht erwachten Bewußtseins" nennen, denn die Epoche der Gebundenheit ist mit dem Augenblick zu Ende, mit dem das Bewußtsein beginnt, sich zu isolieren, sich zu verselbständigen, autonom zu werden. In der Epoche der Gebundenheit bedeuten die Gesetze alles, der Einzelne, das Subjekt tritt ganz zurück. Es erfährt erst vom Gesetz her Wichtigkeit. Das Maß ist nicht der Mensch, sondern das Gesetz, und die charakteristische Haltung ist hier die Ehrfurcht. Willig beugt sich der Mensch der Autorität, die als das einzig Objektive gilt. Dieser Glaube bewahrt das Ich ebensosehr vor Selbstüberschätzung und Hochmut, wie er auch das Gefühl des völligen Verlassenseins ausschließt. Das Wirkliche ist die religio, die Bindung. Bindungslosigkeit würde als ein Ausgeschlossensein, als ein Verstoßensein, als ein Verfemtsein empfunden.

Alle Lebensgebiete stehen hier im innigsten Zusammenhang, denn alle stehen sie unter dem Nomos, unter dem Gesetz. Es gibt keine Lebensbetätigung, die nicht von dort her ihren Sinn erführe, und so geht die eine Lebensbetätigung ohne scharfe Grenze in die andere über. Die Autonomie der Kulturgebiete ist unbekannt. Eine isolierte,

selbständige, unabhängige, eigengesetzliche Wirtschaft z. B. ist unvorstellbar. Wenn der Bauer pflügt, den Acker aufbricht, so ist diese Handlung ebenso in den kultischen Kreis eingefügt, wie das Säen und Ernten. Schneidet er den Brotlaib an, so ritzt er erst das Kreuz in die Rinde. Mit jeder Handlung steht er im Dienste der religio.

Die Struktur der Wirtschaft ist, wenn wir ein solches Gebiet aus den allgemeinen Bezügen herauslösen wollen, mit der Brauch- oder Ertragswirtschaft gegeben. Und die Wirtschaftsform ist auf höherer Stufe stets eine ständische. Die Epoche der Gebundenheit umfaßt ja nicht nur die Frühzeit einer Kultur. Seine höchste Ausbildung erfährt dieser Typ gerade im „Mittelalter". Das Ständewesen erscheint hier als naturhaft gewachsen, als eine Gewordenheit, und nicht als eine Gegründetheit.

II.

Die zweite Epoche — sie soll die Epoche des „autonomen Ich" genannt werden — ist eine Zeit der Auflösungen aller Bindungen. Hier tritt uns das liberale Zeitalter entgegen, die Epoche des erwachten Selbstbewußtseins. Mit dem Kampf gegen die religio in jeder Form beginnt ein Prozeß völliger Denaturierung. Eine Denaturierung des Lebens ganz ebenso, wie eine Denaturierung des Denkens. Vom Religiösen her gesehen, ist diese zweite Epoche die Zeit der Säkularisation. Wie das Ich sich über alle Bindungen hinwegzusetzen versucht, so rüttelt es — und zwar mit größtem Kraftaufwand — auch an den religiösen.

Das Ich bestreitet seine Abhängigkeit und erkennt nur die Vernunft an, die es zum alleinigen Gott macht. Das heißt aber, es macht sich selbst zum Gott, denn es erlebt sich hier ganz und gar als Vernunft-Ich. Ist die erste Epoche eine Epoche der Demut und der Ehrfurcht, so die zweite eine der radikal zerstörenden Selbstüberhebung. Was nicht vor der bloßen Vernunft besteht, wird als Vorurteil bekämpft und verfällt der Aufhebung. Säkularisation ist stets auch Aufhebung und Beseitigung aller natürlichen Ordnung. Die Zersetzung der Ehe und Familie gehört ganz ebenso hierher wie die Zersetzung der ständischen Ordnung. Auf der ganzen Linie haben wir Individualismus.

Aufklärung, Liberalismus, Sozialismus Marxscher Prägung sind die großen geistigen Bewegungen innerhalb dieser Epoche und bezeichnen die einzelnen Stadien des Verfalls. Ist die erste Epoche ausgesprochen statisch, das Maß der Veränderungen in ihr ein sehr geringes und kontinuierliches, weshalb wir hier auch vom Traditionalismus sprechen können, so ist die zweite Epoche das Stadium der Schichtverwerfungen, das Stadium der eruptiven Umschichtung der Gesellschaft.

Das Bezeichnendste aber dieser Epoche ist die Verwirtschaftlichung des Denkens, und das ist hier notwendig so. Fallen die Bindungen, wird die Alleinherrschaft der Vernunft erklärt, so ist nurmehr ein Schritt zur Verwirtschaftlichung des Denkens. Der Liberalismus hat den Materialismus im Gefolge. Die Wirtschaft wird zum Zentralgebiet, denn Verwirtschaftlichung des Denkens bedeutet ja, daß alle Gebiete ökonomisiert werden. Schließlich gibt es kein wirtschaftsfreies Lebensgebiet mehr, wenn auch — ein weiteres Charakteristikum — alle Gebiete nach Autonomie, nach Selbstgesetzlichkeit und Unabhängigkeit streben. Der Zerfall in autonome Gebiete, von denen jedes zur Alleinherrschaft strebt, ist das notwendige Ergebnis des Strebens nach Bindungslosigkeit.

Am schwersten wird der Staat getroffen. Die Suprematie des Staates fällt, und die gesamte liberale Epoche wird von dem Wahn beherrscht, die Wirtschaft sei das Schicksal, wenn dieser Satz auch erst am Ende der Epoche seine Formulierung erfährt.

Die Struktur der Wirtschaft wird hier bestimmt durch die sogenannte „Selbstregelung", wie sie sich mit der Ungebundenheit der Wirtschaft einstellt. Obgleich der Mensch dieses Zeitalters sich als Beherrscher der Welt fühlt, dem alles untertan ist, der alles

nach seinem Willen lenkt, so geht ihm hier doch das Bewußtsein verloren, daß der Mensch selbst es ist und sein Geist, der den Kulturgebieten Form gibt. Er kapituliert vor den Gesetzen der Wirtschaft.

Der Kapitalismus ist das wirtschaftliche Gesicht des Liberalismus. Aber nicht nur der Kapitalismus, auch der Sozialismus Marxscher Prägung gehört dieser Epoche des erwachten Ich an. Auch den Marxismus charakterisiert die Verwirtschaftlichung des Denkens. Die Verwirtschaftlichung schreitet hier noch fort, und sie gipfelt in dem Wunschbild, der Staat möge im Zuge der Entwicklung fallen und die Welt eine alles umfassende wirtschaftliche Organisation werden.

Freilich treten im Marxismus auch andere, antiliberale Tendenzen hervor. Aber es wird noch argumentiert auf der Ebene des Liberalismus. Der Liberalismus mündet nun in den Kollektivismus ein, der Individualismus führt zur Massewerdung: das ist der Untergang des Einzelnen in der Organisation. Der Liberalismus kapituliert vor dem Wirtschaftsgesetz, und der Marxismus verfällt der Organisation und der Apparatur.

Wohl sehen wir im Marxismus schon Züge einer Wir-Epoche, aber wir haben keine echte Gemeinschaftsform vor uns. Der Kollektivismus unterliegt der Ueberschätzung des technischen Prinzips und schwört auf die Organisation. Das Intellektuell-Zweckmäßige ist entscheidend geworden. Der Kollektivismus lehnt darum die organische natürliche Form des Standes ganz ebenso ab wie der Liberalismus, von dem er herkommt.

III.

Das dritte Stadium, das heraufzuführen uns zur Aufgabe gemacht ist, sei die „Haltung der Erkenntnis" genannt.

Eine vom liberalen Lebensgefühl sich gänzlich unterscheidende Grundeinstellung tritt in Erscheinung. Der liberale Freiheitsbegriff, der Freiheit auf Selbstinteresse und Eigennutz gründete und sie so mit privater Willkür verwechselte, macht nun einem völlig anderen Freiheitsbegriff Platz.

Freiheit ist nun nicht mehr ohne Verantwortung denkbar. Das Ich, das in der liberalen Epoche nur sich selbst kannte, beugt sich wieder, ordnet sich ein. Der Widerspruch, den die liberale Epoche zwischen der Freiheit und der Autorität aufriß, wird überwunden, und es wird erkannt, daß Freiheit und Autorität zusammengehören, daß Freiheit nur sein kann, indem Autorität ist, daß zur Freiheit die Gebundenheit gehört. Erst jetzt, wo die Bindungen neu entdeckt werden, tut das Ich einen Einblick in das Wesen der Freiheit.

Das fälschlich mit Freiheit gleichgesetzte Streben nach Ungebundenheit wird als Willkür demaskiert, und an Stelle der Willkür erscheint nun wieder der Wille zum Verzicht, zum Opfer, zum Dienst. Damit greift das in der liberalen Epoche unterwühlte Führer- und Gefolgschaftsverhältnis in die Geschichte ein. Das Ich, das sich, solange es sich als Vernunft-Ich auffaßte, jeder persönlichen Unterordnung entziehen zu müssen glaubt, läßt sich wieder kommandieren. Daß Geist und Unterordnung sich nicht ausschließen, ist eine Wiederentdeckung der nachliberalen Epoche.

Mit dem Erlebnis einer neuen Freiheit wird auch ein neuer Begriff des Geistes gesetzt. Die Gleichsetzung von Geist und Vernunft oder gar die von Geist und Intellekt fällt. Wie die Freiheit, so wird auch der Geist als ein Phänomen der Transzendenz erfaßt. Ganz allgemein aber macht der Mensch sich ein anderes Bild von sich selbst. Das isolierte Vernunft-Ich wird in das Museum der liberalen Denkwürdigkeiten gestellt.

Auf eines ist bei der Haltung der Erkenntnis ausdrücklich aufmerksam zu machen. Die Haltung der Erkenntnis ist nur eine Möglichkeit. Eine Möglichkeit, keine Naturnotwendigkeit. Nicht auf Grund einer Kausalität, nicht zwangsläufig geht der

Liberalismus in die Haltung der Erkenntnis über. Die zweite Epoche wird nicht entwicklungsnotwendig von dieser Epoche der Einsicht und der neuerfaßten Freiheit abgelöst. Es bedarf einer Wandlung, einer Abwendung, eines Durchbruchs. Es bedarf einer neuen Besinnung auf das wesentlich Menschliche, es bedarf also eines radikalen Verlassens der liberalen Linie. Deshalb sprechen wir auch von einer Heimkehr des Ich. Der Mensch hat das Stadium der Auflehnung, des Trotzes und der Willkür hinter sich gelassen.

Dort, wo die Umkehr nicht vorgenommen wird, wo keinerlei Abkehr stattfindet, wo die Besinnung auf das wesentlich Menschliche unterbleibt, da schreitet die Entwicklung in Richtung des Liberalismus fort und mündet dann in die Massewerdung, in den Kollektivismus, ein.

Entwicklungsgeschichtlich also führt der Weg vom Liberalismus in den Kollektivismus, in den Leninismus, in die absolute Herrschaft des Apparates und des Mechanismus. Man muß sich dieser Notwendigkeit der Entwicklung klar bewußt sein, um die neue Epoche der Heimkehr und der Wiederbesinnung heraufführen zu helfen. Weil eine Besinnung auf die menschlichen Urgesetze — über die sich die liberale Epoche ahnungslos hinwegsetzte — vonnöten ist, weil Erkenntnis des menschlich Wesentlichen vorausgesetzt wird, darum bezeichnen wir die beginnende Epoche als eine Epoche der Erkenntnis. Diese Epoche der Erkenntnis ist gleichzeitig die Epoche des totalen Machtanspruchs des Staates.

In der liberalen Epoche lag alles Recht beim Einzelnen. Die liberale Staatstheorie ging von dem „natürlichen Recht" der Einzelnen aus, und der Staat hatte zufolge dieser Theorie nur darum ein Recht, weil die einzelnen Individuen eines Teils ihrer Rechte sich begaben. Nach der liberalen Staatstheorie ging alles Recht und alle Macht des Staates zurück auf eine Machtübertragung der Individuen. Als das Rechtsverleihende galt das Individuum, es war der eigentliche Souverän des Rechts und der Staat somit nur ein Beauftragter der Individuen.

In der Epoche der Erkenntnis findet die Inthronisierung des Staates statt, und nur so kommen die menschlichen Urgesetze wieder zur Geltung. Die Epoche der Erkenntnis gesteht dem Staate einen totalen Machtanspruch zu, ohne darum einer Staatsvergottung zu verfallen. Der liberale Irrtum wird überwunden und die Fülle des Rechts in die Hände des Staates gelegt. Was der Einzelne an Recht hat, das hat er vom Staate. Das Rechtverleihende und der Rechtssouverän ist allein der Staat. Die Rechte der Körperschaften und Individuen sind keine erworbenen Rechte, sondern nur immer übertragene und verliehene, und darum auch gibt es keine historisch gewordenen Rechte gegen den Staat. In der Epoche der Erkenntnis steht der Staat vor der Aufgabe, den totalen Machtanspruch mit allem Nachdruck zu erheben und kund zu tun, daß er allein Recht verleiht.

Neben der Inthronisierung des Staates ist für die Erkenntnishaltung die Wiederentdeckung des ständischen Prinzips typisch. Die Wiederbesinnung auf das Ständewesen bedeutet unter anderem eine Rehabilitierung des Qualitativen. Der Liberalismus kannte nur die Quantität. Qualitative Gegebenheiten, qualitative Unterschiede blieben in der liberalen Welt unter der Parole „Vorurteilslosigkeit" und „Voraussetzungslosigkeit" ohne Berücksichtigung. Ohne Gefühl für qualitative Unterschiede entsteht aber keine ständische Ordnung. Nur wo Rang- und Seinsunterschiede ganz spontan erfühlt werden, da ist die innere Vorbedingung zur ständischen Ordnung gegeben, und nur da entsteht auch Führerschaft und Gefolgschaft.

Dem Gesichtspunkt der augenblicklichen Zweckmäßigkeit, dem Streben nach Augenblickserfolg, steht in der Epoche der Erkenntnis der Gesichtspunkt der dauernden Bewährung gegenüber. Liegt aber das Gefühl für Unterschiede vor, und geht die Tendenz

auf Dauer, so bilden sich Stände. Die ständische Ordnung ist ja niemals eine Lösung auf kurze Sicht. Sie ist eine Sache des Bestandes. Das nur organisatorische Zusammenfügen dagegen ist eine Sache des Augenblicks.

IV.

Für die Wirtschaft ist in der neuen Epoche das Stadium der „Selbstregelung" zu Ende. Sie verliert — wenngleich sie weiterhin selbstverständlich tragender Grund bleibt — ihre Vormachtstellung. Das Staatsdenken, nicht das Wirtschaftsdenken bestimmt den Stil der Epoche. Das bedeutet Suprematie des Staates und Einordnung der Wirtschaft.

Die Struktur der Wirtschaft ist in dieser Epoche mit der „Leitregelung" gegeben. In der Form der Leitregelung wird die Selbstgesetzlichkeit und liberale Wirtschaftsfreiheit ebenso vermieden wie die bolschewistische und marxistisch-sozialistische Apparatur. Denn Leitregelung ist nicht Planwirtschaft im marxistischen Sinne. Leitregelung ist ständische Wirtschaft. Wir haben innerhalb dieser Wirtschaftsstruktur keine „freie Wirtschaft" mehr, aber wirtschaftliche Freiheit innerhalb der Gebundenheit.

Der neue Freiheitsbegriff bestimmt auch die Gestalt der Wirtschaft. Die gesamte Ausdruckswelt wird unter der Macht dieses neuen Freiheitsbegriffs typischer, und das notwendig, denn nur der Individualismus legt Wert auf einen verwirrenden Formenreichtum. Der unüberseh baren Mannigfaltigkeit innerhalb der liberalen Bildungsepoche entspricht die strengere Einheitlichkeit in der Epoche der Zucht. Die Epoche der Erkenntnis ist eine Epoche der Zucht.

Die Wirtschaftsform der zweiten Epoche war der Kapitalismus. Auf das Baugesetz hin gesehen, bedeutet das „Selbstregelung". Das treibende Motiv aber innerhalb dieser Wirtschaft gab der Erwerbstrieb, das Gewinnstreben ab. Die Wirtschaft der dritten Epoche wird nicht mehr das private Gewinnstreben zur alleinigen Grundlage haben. Nur die liberalen Epochen glauben, es gäbe keinen anderen Anlaß zur Arbeit als den Gewinn. Und dort, wo nur Individualismus ist, gilt das auch ganz unbedingt. Je stärker aber der Gedanke der Volkseinheit in den Vordergrund tritt, desto mehr verliert das private Gewinnstreben die Rolle eines Wirtschaftsmotivs.

Nachdem die Wirtschaft in der dritten Epoche ständische Züge trägt, so fällt damit allein schon der Kapitalismus und die für ihn bezeichnende Struktur der Selbstregelung. Statt Selbstregelung: Leitregelung und statt Erwerbswirtschaft: Versorgungswirtschaft.

Es werden uns in der dritten Epoche ganz ausgeprägt versorgungswirtschaftliche Züge begegnen. Was aber ist unter diesem Terminus zu verstehen? Versorgungswirtschaft haben wir überall dort vor uns, wo an dem durchaus liberalen Grundsatz, nur der habe einen Anspruch auf Existenz, der sich selbst und auf eigene Faust durchzuschlagen fähig sei, nicht mehr streng festgehalten wird. Tritt der Gedanke der Gemeinschaft in den Vordergrund, so melden sich sogleich versorgungswirtschaftliche Tendenzen. Hinter der erwerbswirtschaftlichen Forderung: jeder für sich, steht nämlich die Vorstellung vom Kampf aller gegen alle. Wir alle wissen, wie sehr noch vor einigen Jahen das erwerbswirtschaftliche Prinzip sich gegen das versorgungswirtschaftliche stemmte. Denn der mächtigste versorgungswirtschaftliche Einbruch in die Erwerbswirtschaft erfolgte mit der gesetzlichen Arbeitslosenfürsorge. Unter dem Gesichtswinkel der Erwerbswirtschaft mußte jede Beihilfe ohne Gegenleistung als Unterstützung mangelnden Arbeitswillens erscheinen.

V.

Nun wäre es grundfalsch, zu glauben, es sei unserer Zeit vorbehalten, in der Wirtschaft zum erstenmal versorgungswirtschaftliche Züge zu entfalten. Das Gegenteil ist

richtig. Lediglich die kapitalistische Erwerbswirtschaft ist nämlich versorgungsfeindlich. Die gesamte erste Epoche weist innerhalb ihres Ertragsprinzips das Versorgungsprinzip auf, nur erscheint es hier unter anderem Namen als „Verpflichtung zum Almosen".

Die Pflicht zur Almosenabgabe, die nicht nur eine bloße Aufforderung darstellte, als welche sie uns heute erscheinen mag, ist etwa bei Thomas von Aquin ein wichtiges Vorbeugungsmittel gegen den schrankenlosen Erwerb, dem ganz bewußt gesteuert wurde. Wie sehr aber hinter der Verpflichtung zum Almosen versorgungswirtschaftliche Tendenzen stehen, das geht daraus hervor, daß nach Thomas von Aquin — der ja der bedeutendste Wirtschaftstheoretiker des Mittelalters ist — alles der Almosenabgabe unterliegt, was als überflüssig anzusehen ist. Und als überflüssig gilt, was über das zum standesgemäßen Leben Notwendige hinausgeht. Wird vom Erwerbswillen diese Grenze überschritten, so spricht der Aquinate von Habsucht, und noch Luther hat einige Jahrhunderte später in diesen Dingen die nämliche Ansicht, nur daß er für das über den eigenen Bedarf hinausgehende Erwerbsstreben den härteren Ausdruck Wucher setzt. Aber noch nicht genug. Thomas von Aquin geht so weit — und hier kommt das versorgungswirtschaftliche Element in der mittelalterlichen Wirtschaft mit besonderer Deutlichkeit zum Vorschein — daß er selbst vor dem Eigentum nicht halt macht. Denn es darf nach mittelalterlichen Anschauungen durch das Eigentum der Zweck eines Gutes, die Erhaltung der menschlichen Existenz, nicht unmöglich gemacht werden. Die Lebensmöglichkeit soll also für jeden unter allen Umständen gewahrt werden, sogar unter Anwendung von Gewalt. Der in äußerster Not sich Befindende ist kraft des Rechts der Existenz befugt, sich die zu seiner Erhaltung erforderlichen Güter anzueignen, nötigenfalls auch gegen den Willen des Eigentümers. Die Grundlage des mittelalterlichen Wirtschaftsdenkens bildet eben nicht der Erwerb, sondern die „Gemeinsamkeit des Gebrauchs".

Blieb es im Mittelalter, also in der ersten Epoche, jedem Einzelnen überlassen, den Gedanken der Gemeinsamkeit des Gebrauchs zu praktizieren, so tritt in der dritten Epoche an die Stelle der privaten Freiwilligkeit die autoritäre Regelung. Der Staat selbst sichert die Existenz seiner Angehörigen.

Wie die erste Epoche den starren, absoluten Eigentumsbegriff nicht kannte, der allein typisch für die zweite Epoche ist, so führt auch die dritte Epoche eine Auflockerung des Eigentumsbegriffs herbei. Immer wenn im „Gebrauch" und nicht im „Erwerb" das Ziel des Wirtschaftens gesehen wird, d. h. immer wenn die Gemeinschaft als eine Realität empfunden wird, wird Eigentum mehr im Sinne eines Lehens aufgefaßt. Besitz wird dann zum Amt mit größter Verantwortung gegen die Volksgemeinschaft. Bei dem Prozeß der Wiederganzwerdung eines Volkes, der, wenn er in die Tiefe greift, zu einer Wiedergeburt führt, wird auch unsere Vorstellung vom Eigentum umgeschmolzen. Der individualistische, absolute, „römische" Eigentumsbegriff verliert seine Kraft.

Die Wirtschaft der neuen Epoche wird sich auch in ihren kleinsten Zellen von der Wirtschaft der versinkenden Epoche unterscheiden, denn sie wird von einer anderen Gesinnung getragen sein. Es ist der Geist, d. h. aber der Mensch, der die Wirtschaft bestimmt. Das Leitmotiv des Kapitalismus wird nicht mehr das treibende Moment abgeben, und auch die Einzelwirtschaftslehre wird keine individualistische Erwerbswirtschaftslehre mehr sein dürfen. Dem Gedanken des freiwilligen Verzichts und des Opfers wird innerhalb der Wirtschaft der neuen Epoche tragende Bedeutung zukommen.

Im Bezirke der Wirtschaft — wie in den Kreisen des Geistes — wird die Revolution weit langsamer vorwärtsschreiten. Aber gerade hier haben wir mit Zähigkeit und Ausdauer zu drängen, denn erst wenn hier der vollständige Wandel der Gesinnung erreicht ist, haben wir ein Hauptziel der deutschen Wirtschaft erreicht: die ständische Wirtschaft und den deutschen Sozialismus.

Hermann Ziese-Beringer

Die Wahrheit über Verdun

Das Buch „Der einsame Feldherr — Die Wahrheit über Verdun" von Hermann Ziese-Beringer führt den schlüssigen historischen Nachweis, daß die Schlacht vor Verdun nicht — wie bisher von der Geschichtsforschung in Deutschland und in Frankreich übereinstimmend behauptet — eine Niederlage von erschreckend weittragender Bedeutung für Deutschland gewesen ist, sondern daß geradezu umgekehrt gefolgert werden muß: Frankreichs Niederbruch im Jahre 1917, aus dem es nur durch Amerikas Menschen- und Materialauftrieb in letzter Stunde gerettet wurde, war die unmittelbare Folge von Verdun 1916, so wie Erich v. Falkenhayn es bewußt als „Mühle an der Maas" zur Ausblutung Frankreichs geschaffen. Darüber hinaus wurde dieses Buch durch die Dramatik der Tatsachen zum ersten Roman der Feldherrnpersönlichkeit, zu einer Ballade der Strategie. So legt sich die Erkenntnis, daß Verdun nicht deutsche Niederlage, sondern deutscher Sieg war, als ein Kranz des Trostes über das Grab der Hunderttausende von Deutschen, die nicht nutzlos starben, als sie fielen vor Verdun.

Wir entnehmen den folgenden Abschnitt dem Werke, das demnächst im Grundsberg-Verlag (Berlin SW 11) erscheint. Die Schriftleitung

Jener Wahrheit, daß Männer Geschichte machen, steht gleich die andere Wahrheit, daß Feldherren im tiefsten Grunde ihres Wesens nicht mit dem Können, sondern mit dem Charakter Krieg führen. Denn das nur verstandesgemäße Arbeiten mit den Gegebenheiten und dem Material des Krieges — Zeit, Land, Menschen, Waffen — das allein macht nicht den Heerführer, sondern nur einen Handwerker, im besten Falle einen guten Fachmann. Wohl keine Aufgabe, die einem Manne gestellt werden kann, schafft solch große, solch geradezu vernichtende Verantwortung wie die, in schicksalsentscheidenden Stunden das Heer eines Volkes zu führen. Dann bewährt sich nicht nur der Soldat als Taktiker, der Heerführer als operativer Denker, der Feldherr als Stratege, sondern vor allem der Mann als Charakter. Durch diesen, sei er wie er sei, werden im letzten alle Handlungen des Soldaten und des Feldherrn beherrscht.

Da der Charakter eines Menschen im tiefsten unveränderlich ist — nur die Erkenntnis kann erweitert werden — so wird der Feldherr seine Wesenszüge jeder Operation irgendwie aufprägen, wenn auch im Rahmen des Materials, der Zeit und der Regeln seines Handwerks.

Wie auch vor Verdun die Entstehung des Plans, seine Durchführung und das wirbelnde Auf und Nieder seiner Vollendung gewesen ist, wieviel Angriffspunkte auch der Versuch einer Urteilsfindung über Wert oder Unwert des Unternehmens finden mag, die eine Tatsache bleibt bestehen: Die Dogmatik des taktischen und strategischen Handelns, als kritisches Werkzeug allein angewandt, schafft keine befriedigenden Ergebnisse.

Die Männer, die diesen Verdun-Plan nicht nur erdachten, sondern auch in die Welt der Tatsachen überführten, sind als Charaktere — so wie sie waren — die am tiefsten hinunterreichenden Fundamente dieses geschichtlichen Geschehens.

Der Plan war groß, seine Ausführung gewaltig. Um so mehr bot er denjenigen Führern, die an seiner Umsetzung in die Tat mitarbeiteten, große Gebiete eigener Wirkungsmöglichkeit, die jeder mit seinen besonderen Persönlichkeitswerten füllte. Jeder der einzelnen Führer zog mittels seiner Anschauungsweise der Dinge andere Schlußfolgerungen aus den jeweils vorliegenden Tatsachen. Nur der Sache allein zu dienen, ist keinem Menschen gegeben, er sei denn nur ein Phantom, nämlich eine unbeeinflußbar arbeitende Denkmaschine ohne Persönlichkeitsinhalt: Das aber gibt es nicht. Und je stärker die Charaktere der einzelnen Führer vor Verdun ausgeprägt waren, um so härter

mußten sie ihr Wesen durchsetzen wollen. Das führte notwendig zu Reibungen und Zusammenstößen, die im Widerspiel der Kräfte den Lauf der Operationen vor Verdun immer wieder verändernd beeinflußten.

Aus der verschiedenartigen Wirkung der Ereignisse auf die Führer ergaben sich schließlich unüberbrückbare Meinungsverschiedenheiten über die Probleme des Kampfes. Diese Linie aus dem Geflecht der Widerstände, das sich um die Führung des Kampfes vor Verdun spann, war am stärksten ausgeprägt.

Viel weniger wichtig war der Meinungsstreit auf dem Gebiet der Taktik und des operativen Denkens. Das waren Fragen der Dogmatik der Kriegskunst, die zwar mit Gründen und Gegengründen behandelt werden konnten, aber in ihrer Ueberzeugungskraft stets auf eine undurchbrechbare Wand stießen: auf den Glauben an die Richtigkeit der jeweils vorgetragenen Ansicht.

Nicht Fragen des Verstandes, der Dogmatik, standen hier gegeneinander, sondern im tiefsten Grunde Gegensätze des Charakters und des aus ihm erwachsenden Glaubens an die Richtigkeit des Gewollten und der Tat.

Wenn Strategie eine erlernbare Kunst und operatives Denken eine durch Schulung und Mitteilung von Wissen zu erwerbende Fähigkeit wäre, dann würde jede Kriegführung bei genügender Vorbereitung der leitenden Köpfe in ihrem Ablauf voraussehbar sein. Man sagt zwar, die Geschichte beweise, daß die Gesetze der Strategie sich immer gleich blieben. Gewiß, soweit sie das Material zur Kriegführung darstellen: Zahl der Heere, Gestaltung des Landes, Wege und Hindernisse, Zeit und Kriegslage. Aber alles das sind nur Bausteine, aus denen erst die schöpferische Persönlichkeit dasjenige gestaltet, was später vor der Geschichte als Sieg oder Niederlage eines Feldherrn und seines Volkes sich darstellt.

Als General von Falkenhayn seine Lehre von der Ausblutung auf der Stelle schuf, die so gänzlich außerhalb der bisherigen Kriegskunst lag, stieß er damit scharf und weit in das Gebiet des Nochnichtdagewesenen. Aber auch sein Planen hatte als Grundlage die anerkannten und durch die Kriegsgeschichte bestätigten Regeln der Strategie. Diese waren ein nicht zu beseitigendes Gut militärischen Denkens; er wandte sie daher in vorsichtiger Hantierung zwar an, stieß aber an einer Stelle, nämlich bei dem Vorhandensein der endlos-unbeweglichen Front, auf etwas Neues.

Hier setzte der deutsche Generalstabschef mit seinem schöpferischen strategischen Denken ein, suchte vorzustoßen in ein Neuland der Kriegführung, mit dem Ziel des Sieges. Aber er behielt seine Idee von der Ausblutungsschlacht auf der Stelle als sein Geheimnis und schob seiner Sturmtruppe einen falschen Glauben vor. Zugleich gab er dem eigentlichen Leiter des Unternehmens, dem General Schmidt von Knobelsdorf, selbst den widersprüchlichen Auftrag einer Fortnahme der Festung im beschleunigten Verfahren; widersprüchlich deshalb, weil er zugleich die zur Lösung dieser Aufgabe notwendigen Kräfte vorenthielt.

Hier war der Punkt, von dem aus die späteren, weit auseinander strebenden Entwicklungen in der Durchführung des Verdun-Unternehmens ihren Ursprung nehmen mußten.

Denn jeder der drei in Tätigkeit tretenden Führer — von Falkenhayn, der deutsche Kronprinz und Schmidt von Knobelsdorf — faßte das Verdun-Problem in der Tiefe seiner Persönlichkeit anders auf. Der Generalstabschef wollte die Lehre von der Ausblutung auf der Stelle in die Tat umsetzen. Der Kronprinz war mit einem Versuch der beschleunigten Fortnahme durchaus einverstanden. General Schmidt von Knobelsdorf verfolgte zuerst ebenfalls das Ziel der Eroberung, wenn auch schon mit der Einschränkung vor sich selbst, daß er die Beherrschung der Höhen um Verdun rundum als ein genügendes Ziel für die Operation erachtete.

Dieses Auseinanderfallen der Willensinhalte der einzelnen Führer war von Falkenhayns Werk. Eben durch das Verdecken und Verschweigen seiner Ausblutungsidee. Welch ein geheimnisvoller Charakterzug des deutschen Generalstabschefs prägte sich hier aus? Stolz, Menschenverachtung? Einsamkeit der schöpferischen Persönlichkeit? — Zumindest ein eiserner Wille zur Bereitschaft, die Verantwortung zu übernehmen.

Vielleicht erklärt sich daraus sein Schwanken und Zweifeln mitten in der Schlacht, als das Verdun-Unternehmen in seiner furchtbaren Größe vor der Welt stand? Suchte der deutsche Generalstabschef damals aus hochgespanntem Verantwortungsgefühl heraus in rücksichtsloser Selbstprüfung jede Möglichkeit einer verbessernden Aenderung seines Handelns zu erfassen? Selbst auf die Gefahr hin, daß man einst sagen würde, er habe vor Verdun die Nerven verloren, habe seinen so groß und weitgreifend angelegten Plan mitten in der Ausführung fallen gelassen, die Schlacht vor Verdun nicht gewonnen? „Das wird aber auch jetzt schon gesagt", schrieb von Falkenhayn an das A. O. K. 5, „und kann und muß in Kauf genommen werden."

Der Kronprinz verlor den Glauben an eine erfolgreiche Beendigung des Verdun-Unternehmens sehr bald, als die beschleunigte Fortnahme der Festung gescheitert war. Er sah dann die ständigen, nutzlos erscheinenden Angriffe, die schwere Verluste kosteten, und drängte deshalb dauernd auf eine Einstellung der Verdun-Schlacht.

General Schmidt von Knobelsdorf war zu einer eigenen Auffassung des Verdun-Problems gelangt, die einen wohlgefügten und folgerichtig durchdachten Operationsplan darstellte. Als die Fortnahme der Festung gescheitert war, gestaltete der Chef des A. O. K. 5 Zweck und Ziel des Verdun-Unternehmens gedanklich neu.

Vor allem lehnte er eine reine Ausblutungsschlacht ab.

Aber trotzdem befand er sich in einer gewissen Uebereinstimmung mit von Falkenhayn, insoweit nämlich, als dessen Formulierung „Angriffe in Richtung auf Verdun" sich mit dem ihm vorschwebenden Ziel einer Inbesitznahme der Höhen rund um Verdun gedanklich deckte. Denn General Schmidt von Knobelsdorf wollte die Festung Verdun als Waffenplatz und Ausfallstor nicht dadurch brechen, daß er sie völlig eroberte, sondern er wollte sie so stark zersetzen und den Rest des Festungsgebietes so völlig verkeilen und verrammeln, daß Verdun „erledigt" gewesen wäre.

Das war das eine Element seiner Plangestaltung.

Das zweite lehnte sich auf gewissen Strecken an die Idee der Ausblutungsschlacht an, ohne diese jedoch — was ausdrücklich betont sei — damit zu bejahen oder gar durchführen zu wollen. Der scharfe Trennungsstrich zwischen den strategischen Gedankengängen von Falkenhayns und Schmidt von Knobelsdorfs liegt bei dem „bescheidenen eigenen Aufwand". Diese These lehnte der Chef des A. O. K 5 immer wieder mit schärfster Entschiedenheit ab. Seine besondere Zielsetzung geht aus einem Schreiben an General von Falkenhayn vom 31. März 1916 klar hervor.

Dort heißt es: „... Durch die bisherigen deutschen Erfolge hat der Gegner den weitaus größten Teil seiner Reserven nach Verdun herangezogen und außerdem seine weniger gefährdeten Fronten durch Herausziehen von kampferprobten Teilen und deren Ersatz durch Kavallerie geschwächt ... Nach meiner Ansicht ist die französische oberste Heeresleitung mit diesen noch verfügbaren Kräften wohl in der Lage, lokale Offensivunternehmungen, nicht aber größere Operationen durchzuführen. Damit neige ich auch weiter unbedingt der Ansicht zu, daß das Schicksal der französischen Armee sich bei Verdun entscheidet, und damit liegt ferner die Aufgabe klar, hier mit allen Mitteln die Vernichtung der kampfkräftigen französischen Reserven sowohl durch Einsatz von Mannschaften als von Gerät und Munition zu vollenden ... Dann aber müssen weiter Zug um Zug die ... abgelösten Truppen von der Obersten Heeresleitung durch hochwertige andere

ersetzt werden, um jederzeit frische Reserven zur Hand zu haben. Der gleiche Ersatz ist bisher an Gerät und Munition erforderlich ..."

Der Kern dieser Ausführungen, auf den auch geschichtlich zum Verständnis des Chefs des A. O. K. 5 der größte Wert gelegt werden muß, liegt in den Forderungen, daß mit allen Mitteln die Vernichtung der kampfkräftigen französischen Reserven, sowohl durch Einsatz von Menschen als auch Kriegsmaterial, vollendet werden müsse. Weiterhin müsse ein ununterbrochener Nachschub von hochwertigen Truppen stattfinden.

Das war gerade das Gegenteil von dem bescheidenen eigenen Aufwand, den von Falkenhayn als eines der wichtigsten Elemente seiner Ausblutungsschlacht ansah und den er aus gesamtstrategischen Gründen aufrechterhalten wissen wollte.

Eine oberflächliche Betrachtung des Verhaltens Generals Schmidt von Knobelsdorf könnte zu der Auffassung verführen, daß er ein unbedingter Anhänger der Lehre von der Ausblutung gewesen sei. Dem stehen aber die geschichtlichen Tatsachen, wie das angeführte grundlegende Schreiben des Chefs des A. O. K. 5 zeigt, sowie seine späteren Aeußerungen stärkstens entgegen.

General Schmidt von Knobelsdorf wollte in einer gewaltigen Stirnschlacht, wie sie sich vor Verdun nun einmal entwickelt hatte, das Heer Frankreichs mit Einsatz aller Kraft vernichten. Wohlgemerkt: Vernichten, nicht bei bescheidenem Aufwand an eigenen Kräften ausbluten lassen.

Stärker und deutlicher kann sich der Unterschied in der Zielsetzung der beiden Feldherren nicht zeigen.

Mit Notwendigkeit mußte General Schmidt von Knobelsdorf mit dieser seiner Auffassung einmal zu von Falkenhayn und dann zu dem deutschen Kronprinzen in Gegensatz kommen. Der Kronprinz sah in dieser Art der Schlachtführung ein Verbluten der eigenen Kräfte, ohne die Gewißheit zu haben, daß die Franzosen tatsächlich vernichtenden Schaden erleiden würden. General von Falkenhayn seinerseits war der Meinung, daß den großen Forderungen des A. O. K. 5 an Menschen und Material nicht Genüge getan werden könne, weil der bescheidene eigene Aufwand vor Verdun eine Grundlage der Sicherheit der übrigen Fronten sei.

So geriet General Schmidt von Knobelsdorf in die Lage, einmal gegen seinen Armeeführer zu stehen und dann mit von Falkenhayn um ständig neuen Kraftzuschuß für das Verdun-Unternehmen rechten zu müssen. Aber der Chef des A. O. K. 5 hielt mit bewundernswerter Energie an seiner als richtig erkannten Auffassung von dem Wesen der Schlacht fest, ohne jedoch die eigenen Kräfte und Möglichkeiten zu überschätzen, obwohl er sie wirklich ohne Rest ausschöpfte. Daß General Schmidt von Knobelsdorf dadurch, obwohl er die reine Ausblutungsschlacht schärfstens ablehnte, im Laufe der Zeit mittelbar ihr Ernährer und Vollbringer wurde, ist eine besondere persönliche Tragik dieses bedeutenden Heerführers.

Nachdem von Falkenhayn damals dann seine Zweifel und sein Schwanken überwunden hatte und sich wieder der Fortsetzung des Verdun-Unternehmens zuwandte, war zum mindesten äußerlich eine sehr weitgehende Uebereinstimmung zwischen ihm und General Schmidt von Knobelsdorf vorhanden, die sich aber andererseits als gemeinsame Front gegen den Kronprinzen richtete. Kronprinz Wilhelm schreibt darüber selbst: „Im Gegensatz zu mir vertrat mein Chef mit jener Zähigkeit, die wohl die stärkste Seite seines Charakters bildete, den Standpunkt, daß unter allen Umständen am Angriffsgedanken und an der Zermürbungsabsicht festgehalten werden müsse. In diesen Tagen wurde der Keim zu dem Konflikt zwischen dem General Schmidt von Knobelsdorf und mir gelegt, der sich mit der Zeit immer mehr verschärfte und schließlich zum Bruch geführt hat."

Aber nicht nur die drei obersten Führer des Verdun-Kampfes gingen verschiedenen Gedankengängen nach, sondern auch die eigentliche Truppenführung und ihre Stäbe

gewannen aus der nahen Anschauung des Kampfes Ansichten, die sich oft genug nicht mit den Absichten des Oberkommandos vertrugen. Es kam daher zu einem auffällig schnellen Wechsel in den Kommandostellen auf dem rechten und auf dem linken Maas-Ufer.

Im Mai war es nach sorgfältigen Beratungen sogar so weit gekommen, daß man im A. O. K. 5 die Angriffe auf dem rechten Maas-Ufer einstellen wollte. General Schmidt von Knobelsdorf war damit einverstanden, und es erging am 13. Mai 1916 ein entsprechender Befehl des Kronprinzen. Noch am gleichen Nachmittag fuhr General Schmidt von Knobelsdorf zu von Falkenhayn nach Mézières, um in diesem Sinne mit ihm zu verhandeln. — Aber der Chef des A. O. K. 5 kehrte mit dem Befehl der O. H. L. zurück, daß die Angriffe fortzusetzen seien. Der Kronprinz wollte sich dagegen auflehnen: „Exzellenz tragen mir heute das Gegenteil von gestern vor, ich gebe den Befehl nicht! Wenn die O. H. L. befiehlt, muß ich zwar gehorchen, aber ich muß jede Verantwortung ausdrücklich ablehnen!"

Ende Juni bremste von Falkenhayn die Angriffsschlacht nach den Kämpfen von Fleury—Souville ab, indem er verlangte, daß der Verbrauch an Menschen, Material und Munition entschieden eingeschränkt werden müsse. General Schmidt von Knobelsdorf antwortete darauf, daß er eine Fortsetzung der Offensive mit den zur Verfügung stehenden Truppen beabsichtigte ...

Trotz dieser Bremsung hielt General von Falkenhayn im August weiter an dem Gedanken fest, die Verdunangriffe nicht einzustellen, weil die Aufrechterhaltung des Eindruckes beim Feinde, die Maas-Operationen würden fortgeführt, mit Rücksicht auf die Gesamtlage und besonders auf die Somme-Schlacht notwendig sei. Er bestimmte daher die Fortführung der Angriffe.

Eine Uebereinstimmung konnte aber zwischen dem Kronprinzen und dem General Schmidt von Knobelsdorf nicht mehr erzielt werden. Am 21. August 1916 wurde der Chef des A. O. K. 5 seiner Stellung auf Betreiben des Kronprinzen enthoben.

Es war ein Auftakt zu dem Sturz General von Falkenhayns.

Als am 28. August 1916 Rumänien den Mittelmächten den Krieg erklärte, beauftragte Kaiser Wilhelm Hindenburg und Ludendorff mit der Leitung des deutschen Heeres.

General Erich von Falkenhayn trat am 29. August 1916 zurück.

General Erich von Falkenhayn verschwand nicht als ein zurückgetretener Generalissimus im Dunkeln, sondern übernahm den Oberbefehl gegen einen neuen Feind. Und da führt dieser Mann einen der operativ bewunderungswürdigsten und kühnsten Feldzüge, welche die Kriegsgeschichte kennt. Das rumänische Heer, obwohl weit in der Ueberzahl, wurde von seiner Armee und der Armee von Mackensen geschlagen und aus dem eigenen Lande gejagt. Rumänien samt seiner Hauptstadt wurde erobert und das zusammengehauene feindliche Heer in die Arme seiner russischen Verbündeten getrieben.

Noch einmal stellte damit der Stratege von Falkenhayn sein Feldherrntum in das Licht eines meteorhaft aufgleißenden Sieges — eines Sieges, der mit größter Schärfe operativen Denkens und kaltblütigster Entschlußschnelligkeit gewonnen wurde. Der Mann, der Verdun geschaffen und dessen Nerven dieses Verdun ertragen hatten, führte in unmittelbarem Anschluß noch einmal das Schwert des Sieges in unverbrauchter Schärfe des Geistes und des Willens.

*

So endete äußerlich dieses Verdun, soweit die beiden Männer damit verbunden waren, die es geschaffen und durchgeführt hatten.

Es ist ein einmaliges und von düsterer Großartigkeit erfülltes Geschehen geblieben. Die Führer traten ab, aber die Schlacht von Verdun ging weiter.

Peter Dörfler

Die Gesichte der Weberin

Aus einem werdenden Roman

Die Adler wiegten sich über den Horsten am Hochvogel, an der Mädelegabel, an den Gottsäckerwänden . . . Sie machten, von ihrer hungrigen Brut gepeinigt, weite Beuteflüge, so daß das Hühnervolk um die Höfe des Illertals mit geducktem Bürzel, vom Warnruf der Hähne gescheucht, unter Holderstauden und Hecken kroch. Und die Hasen senkten die Ohren über die braungelbe Decke. Die Rehgeiß und die Wache der Gemsen kreischten und pfiffen, die Bergschafe verschloffen in den tuifengedeckten Schrunden des Hochtals. Wären die Adler wirklich die königlichen Tiere, so wie sie in den Wappen und auf Denkmälern gebildet werden — tiefsinnig, seherisch — so hätten sie sich Gedanken machen müssen über das Land unter ihnen: Wie erhaben es sei dort, wo es allein ihrem Geschlecht zugänglich, schroff und zackig, kahl und aus Schneemulden graue Zinnen hebend zum Himmel ragte. Wie es dann allmählich in Waldberge verflachte und endlich, von der Höhe ihres Fluges aus, ganz wie eine weitgebreitete, wundersam grüne Matte dalag, durch das ein schimmerndes Netzwerk von Flüssen und Bächen ging. Ein besonders königlicher Adler hätte sich sogar verwundern müssen, daß an einer bestimmten Linie die silbernen Gießbäche sich weigerten, südwärts zu fließen und sich an den Strang des jungen Rheins zu hängen; all diese flohen m i t der Iller oder sie begleitend nordwärts. Wohin?

Aber auch einem weniger königlichen Adler hätte damals auffallen müssen, daß diese Landschaft zwischen den Bergen und vor dem Grünten plötzlich eine ihrer lieblichsten Zierden zu verlieren drohte. Mehr und immer mehr schwanden jene himmelblauen Rechtecke, die so wonnesam zwischen schwarzen Waldstücken und smaragdenen Auen ausgebreitet waren, winzige Kinder der glückseligen Matte, an der die Sonne hinwandelte. Von diesen zartblauen Rechtecken erlosch nun Jahr um Jahr das eine oder andere. Warum doch? Es geschah ihnen wie den Schneekatzen an den Südhängen, wenn der Winter sie nicht mehr schützen kann. Werden sie wieder kommen? Wird das Tal auf und nieder im ersten Frühling wieder hellgrün werden wie junges Buchenlaub und dann lächeln, als ob sich der Himmel darin spiegelte?

Aber die Witwerin Elsa Flachsmayr, geborene Ettensberg, draußen im Wilhamser Tal gehörte zu dem zähen Volk, das allen schlechten Tuchpreisen, die sie im Schauhaus zu Immenstadt machten, zum Trotz nicht nur dem Webstuhl, sondern auch dem Flachsbau unentwegt treu blieb. Sie kaufte sogar ungerüffelten Flachs, gesottenes und ungesottenes Garn von den Nachbarn in Wilhams, weil ihr Webstuhl ewig gefräßig blieb und sie ewig arbeitswütig. Witwerin war sie nun seit manchem Jahr, nicht weil die Stunde ihres Michels nach Gottes Beschluß aus gewesen wäre, sondern weil er selber ein Ende gemacht hatte. Aus Schwermut war es geschehen und zuletzt, weil der Niedergang des Linnenhandels ihm das einzige Ziel seines Lebens, den verlorenen Hof oder seinesgleichen zurückzugewinnen, ausgelöscht hatte. Redlich, ja über Macht war ihm Elsa behilflich gewesen, dieses Licht Jahr und Jahr leuchtender zu machen. Nunmehr, da doch der große Ansporn fehlte, war sie der Arbeit am Webstuhl verfallen wie der Trinker der Flasche. Sie

konnte keine Ruhe finden als in dieser Mühsal. Obwohl die Schauherrn in Immenstadt noch schlechtere Preise machten als zu Lebzeiten ihres Mannes und den Fleißigen der Weber und Weberinnen saure Gesichter schnitten, so als seien sie zudringliche Bettler, so stieg sie doch bald nach dem ersten Hahnenschrei in den Keller und webte noch lange, wenn der Hahn bereits auf seiner Stange aufgehockt war und den Schnabel unter seinen Flügeln geborgen hatte.

Draußen auf den wenigen guten Feldern, auf den für das sehr empfindsame Hoffräulein Flachs hergerichteten Feldern, gingen ihre Mädchen, die zwei sehr großen und sehr hageren, buchenschlanken älteren Töchter Kätter und Madlen an die Arbeit. Sie allein leinten die Aecker und jäteten und liechten den Flachs. Die Mutter mochte nicht mehr aufs Feld. Luft schöpfte sie nur im Stall bei den paar Kühen und Geißen — denn Stall-Luft ist gesund — sodann im Handgarten, der hinter Zeitbeerstauden schön verborgen lag und in jeder Jahreszeit einen eigenen Wohlduft hatte. Von dort nahm sie auch am Sonntag ein Schmecket mit und legte es in das Gebetbuch, daß sie nicht einschliefe, wenn der Pfarrer seine Predigt, gewaltig das Wortschifflein hin und her schießend, wob. Sie ging auch alle Tage in die Messe. Sonst mied sie die Leute, besonders seit des Mannes Schwermutstod. Es konnte geschehen, daß sie selbst von dem besten Gericht Kichelebohnen und Mangold beim Mittagessen weghuschte, wenn ein Hausierer zukehrte oder ein nachbarlicher Besucher kam. Wie eine scheue Feldmaus warf sie sich dann ins Loch — die Stiege hinab in den Keller, wo durch das kleine Fenster, durch einen Bodenschacht, ein gebrochenes Tageslicht fiel, oder von der Glaskugel weg, hinter der ein zart brennender Docht auf Bucheckernöl schwamm. Vom Flachs draußen auf dem Feld hatte die Elsa nur die großen blauen Augen, die eingesunkenen, in einem Gesicht, das Löcher hatte, wo Fleisch sein sollte. Sie selber glich im übrigen dem Flachs, wenn er in Regen und Schnee gelandet, wenn er gedörrt, gebrochen und gehechelt worden ist. Jeder der sie auf dem Kirchgang am hellen Tageslicht sah, bekam Mitleid mit ihr. Sie himmelt bald, dachten die Leute schon lange; sie geht um wie die bittere Not, sagten sie laut zu einander. Aber wer sie am Webstuhl sah, ja, wer nur den Schlag des Webbaums hörte und gar wer als Nachbar Zeuge seiner Unverdrossenheit war, Tag um Tag, Woche um Woche, der mußte wohl denken, die wahre Witwerin Flachsmayr sei längst heimlich als ein Schatten, der sie seit Jahren war, ins Grab gegangen, und statt ihrer wirke und webe im Keller ein Wesen aus flächsernen Stricken und hanfenen Seilen.

Elsa Flachsmayr war nie vom Trübsinn ihres Mannes angesteckt worden. Soviel sie auch durch ihn und durch den Tod der vielen, schon vor oder bald nach der Geburt verstorbenen Kinder, am meisten aber mit ihrem Aeltesten mitzumachen hatte, der zu des Vaters Hintersinnigkeit einen nassen Tröster gefunden hatte, sie trug immer ein Lächeln zur Kirche. Sie hatte immer ein Lächeln in der Stimme, wenn sie grüßte. Und es fiel ihr sehr schwer, gegen den Sohn zu streiten und mit Wucht auf ihn einzuschelten. Ihr war wie der Katze ein gemütvolles Schnurren geschenkt worden — Zwirnen hieß der flachsbauende Allgäuer diesen Laut! Aber sie zwirnte nicht allein, wenn sie den Mädchen am Sonntag erzählte von früher, von daheim, vom Aehnle und Guckähnle, sie zwirnte auch im Keller am Webstuhl. Sie redete mit sich, aber kaum einmal grämlich oder sehr traurig, sondern meist mit einem Lächeln. Besonders, da es endlich ober ihr, im Gaden, wieder ganz ruhig geworden war, da der Sohn nicht mehr mit den Schwestern stritt oder sich gar mit ihnen schlug, so daß, wenn sie hinaufkam, Bäsle der Kätter ihre zehn Finger im blutigen Gesicht hatte und der Bäsle die Haarbüschel, die er der Kätter und Madlen aus den blonden Zöpfen gerissen hatte, von

sich schüttelte. Der viel vermögende Hannes Hirnbein, der Vorsteher, hatte sich ins Mittel gelegt und der vielgeschurden Witwe und ihren tüchtigen Mädchen den zehrenden Unband vom Halse geschafft. Er saß jetzt in Burgberg am Grünten bei den Bergknappen und brach Eisensteine für die Schmelzwerke. An diese Stelle hatte ihn der Vorsteher mit der Drohung gezwungen, daß er ihn ausweisen, den Aufenthalt in der Gemeinde ein für allemal versperren werde, wenn er die angebotene Arbeit nicht annehme.

Nun hatte Elsa wieder ihren Frieden, ihre Ruhe — bei aller Arbeit. Ihre Ruhe? Ihren Frieden? Sie wehrte sich mit aller Macht dagegen, daß eine ihrer Töchter das Weben lerne. „Man weiß nicht, wie man es brauchen kann, vielleicht schafft es uns einmal das tägliche Brot!" bettelten die zwei Großen, die nicht weniger arbeitswütend waren wie sie. „Nein, nein, um der Tausendgottswillen, nein", eiferte die Mutter. „Was man kann, muß man treiben. Die Männer — ihnen ist alles recht, wenn es nur Geld ins Haus bringt. Ihr verdient euer Brot auf den Feldern und an der Gunkel, aber die Weberei für die Weiber hat der Höller erfunden."

Was sie eigentlich meinte, sagte sie nie deutlich, aber die Mädchen wußten es. Wenn die Mutter winterlang unten saß, kam es manchmal in Stoßseufzern herauf, und sie erwischten einzelne Stränge aus ihren Gesprächen.

Mit wem redete die Mutter im Keller, da sie doch keine Seele neben sich dulden wollte, nicht einmal den Herzkäfer, das Marieevle?

Wenn Elsa so mutterseelenallein das Schifflein schoß und den Webstuhl trat, da gab das Schifflein einen sausenden Laut, da schwirrten die Fäden, da knarzte das alte Holz, und da bekam das Sausen und Schwirren, das Knarzen und Grutzen Sinn und Verstand. Elsa hörte ganz deutlich Stimmen: „Mutter, Mutter, warum haben wir die Stare im Auswärts nur schwatzen hören, aber nicht sehen dürfen, den neuen Sonnenschein nur spüren, aber nicht sehen dürfen? Die Schneeglöcklein haben aus der Schneedecke stechen dürfen, Mutter, Muter, warum haben wir immer unter der Decke bleiben müssen? Die Märzveilchen sind blau geworden, das Gras grün, die Birnblüten und die andern weiß und rot, aber wir sind immer kellerfarben geblieben, Mutter, Mutter!" Und wieder sagten Stimmen, und diesmal waren es hellere und redeten dringlicher: „Mutter, Mutter, wir haben bis an die Sonne gedurft, bis an den laulichten Frühlingswind, wir haben den Tau blinken sehen und den Donner schüttern hören, und der Regen mit den dicken Tropfen ist von den Fenstern niedergegangen. Und das Gras ist von der Sonne gediehen, und der Flachs hat die lichte Farbe bekommen und die Knospen sind aufgesprungen. Warum w i r nicht, Mutter, Mutter! Warum sind wir verklebte Knospen geblieben, warum haben wir in der Sonne keine Farbe bekommen? Heu sind wir geworden, verdorrt sind wir. Mutter, Mutter, und wir haben auf der Welt nur weinen dürfen, nicht ein einzigesmal lächeln, nur Schmerzen haben wir gehabt, wo ist unsere Freude geblieben? Mutter, Mutter, dein Schoß ist so hart gewesen und deine Brust so karg, immer sind wir geschüttelt und gedrückt worden, oh, und es war uns, als sollten wir verlechzen und von dem Ast, an dem wir hingen, abgeschüttelt werden wie der halbgewachsene grüne Apfel in der Zeit der Dürre! Wie der halbgewachsene grüne Apfel sind wir nutzlos auf die Erde gefallen und haben faulen müssen!"

Und so raunte es, zumal um die Allerseelenzeit, aber auch wohl plötzlich, wenn draußen die Aenger hingestreckt lagen wie die schöne Katze in der Sonne, während alle Jungen an ihr saugten und sie vor Vergnügen mit den Tätzchen bestampften. Woher kam es? Die Glaskugel gab einen weichen, wässerigen Schein, der manch-

mal spielend hin und her zuckte. Mutter Elsa meinte zuerst, die Seelchen tanzten und schwängen um diese Kugel mit ihrem weichen, wässerigen Schein, wie an schwülen Abenden Mücken und Fliegen. Aber sie merkte bald, daß die Stimmen auch aus den finsteren Winkeln kamen. Sie hörte die Klagen und Anklagen meist eine Zeitung zerknirscht und demütig an. Aber wenn sie nicht schweigen wollten, kam ein ganz zarter Hauch von Röte, von Zornröte über ihre Stirn — Sie begann sich zu verteidigen: „O ihr! Was fallt ihr über mich her? Bin vielleicht ich Meister über Leben und Tod? Messe ich mit meiner Elle die Lebenszeit? Habe ich vielleicht ausgemacht, wann die Stunde eines Lebens aus ist? Habe ich also einen Kalender, den ich selber schreibe und mache? Ist es nicht der Herrgott oder uns, der den Kalender macht. O Kinder, meine Kinder, habe ich nicht fünf Kinder lebendig zur Welt und auch gesund ins Leben hineingebracht? Zwei sind wie Milch und Blut, Marieev und Klaus, wie Milch und Blut, und doch habe ich sie genau so wie euch im Keller und am Webstuhl ausgetragen. Ich habe euch nicht weniger das Leben gegönnt als ihnen. Oder meint ihr, ich habe im Keller nur geschunden, um euch zu Tod zu schinden? Wollt ihr sagen, ich sei immer da hinab gestiegen, um euch zu ersticken? Wißt ihr nicht, daß oben einer umgegangen ist, dem die Stube eine Eischale gewesen ist? Entweder diese Eischale bricht oder er erstickt mir! Entweder der Mann kam aus dieser engen Stube weg oder die Stube erstickte den Mann! . .

Und da habe ich mich geplagt über Macht und hab gespart und hab ihm ans Licht helfen wollen, so gut wie euch, oh, Kinderlein, er ist ja auch nicht aus der Finsternis gekommen, auch nicht zu einem Lächeln oder gar zum Lachen! Ihr seid unselig geboren, er ist unselig gestorben. Ja, Kinder, und auch für euch habe ich den Webstuhl getreten bis — bis meine Stunde gekommen ist, bis die Wehen mich überfallen haben. Ihr solltet doch nicht so kummerhaft und armselig leben müssen wie wir — wie euer Vater und ich, und wie da bei uns so viele Leute. Eine gute Zeit habe ich euch wirken wollen, und so ist der Eifer, der Zorn und die Freude der Arbeit über mich gekommen, so daß ich nicht mehr das wachsende Tuch vor mir gesehen habe, sondern nur eure kommenden besseren Tage. Ja, besser, besser als wir solltet ihr es haben, das hat mich gehetzt Tag und Nacht!"

Aber während sie sich so verteidigte, fühlte sie doch, daß sie keinen ganzen Freispruch erhielt, auch wenn die Stimmen schwiegen. Da rollten dann Tränen auf die flirrenden Fäden, sie seufzte und seufzte über das harte Leben, das einem auch am Ende eines mühseligen und in gutem Eifer gelaufenen Weges hart anfahre und sündig heiße. Falsch, falsch! schimpft es um einen her.

Aber sie war nicht die Frau, die nun darüber in Lähmung und Trübsal gefallen wäre. Sie lächelte und füllte den Weihwasserkrug. Immer hatte sie einen Weihwasserkrug unten, und wenn sie so hineinlangte und spritzte, war es ihr manchmal, als ob ein Schnäuzchen, ein heißes Kinderschnäuzchen an den Fingern sauge. Sie hielt eine Weile lächelnd hin, bis sie endlich kosend sagte: „Komm, komm, ich muß arbeiten, das Stück fertig machen!" Und die getrocknete Hand entzog sich dem Schnäuzchen und schoß wieder das Schiffchen. Ja, so war sie! Ihre Arbeit war und blieb doch der dicke, fette Kuckuck, der die anderen Jungen aus dem Neste drängte. Aber wenn sie auch wenig Zeit hatte, die Hand hinzuhalten, das Mundstück war frei, das Gebet ging sogar neben der tüftteligsten Arbeit, und so wand sie Psalter um Psalter und betete das goldene Vaterunser und schenkte alles den armen Seelen. Sie war im Advent geboren, die Elsa Flachsmayr, geborene Ettensberger, und dem gaben ihre Leute schuld, daß sie so viel

Ungemach erdulden mußte, und darum auch war es ihr gegeben, daß sie ein wenig von der anderen Welt sehen durfte. Ihre toten Kinder kamen schließlich nicht nur in Stimmen zu ihr, sondern sie sah sie auf den Balken des Webstuhles sitzen. Es war so, als hätte sich nicht die Glaskugel, aber ihr milder, wässeriger Schein vervielfacht. Und dieser Schein wurde zu fahlen, gelbweiß schimmernden Gliedchen, zu Armen, Beinen, Köpfchen, die wieder von einem lichteren, bläulichen Schein umgeben waren. In ihm saßen sie, um diese runde Lichtkugel, wie das Eingelegte hinter dem Glas. Und sie sahen in Haltung und Bewegung aus wie die kleinen Engelchen auf den Balken der Altäre, nur nicht so deutlich, sondern schimmernd in einem milden, wässerigen Licht. Und diese Kinder nun klagten nicht an. Einige waren wie schlafend, andere aber wie jauchzend, oder sie lächelten gegen ihr Lächeln. Und das Lächeln hieß: Mutter, Mutter!

Otto Brunner

Die Türken vor Wien

Zur 250-jährigen Wiederkehr der zweiten Türkenbelagerung 1683

I.

Die zweite Belagerung Wiens vom Juli bis in den September des Jahres 1683 bedeutet einen Höhe- und zugleich den Wendepunkt in der Geschichte der türkischen Expansion gegen das christliche Abendland. Der Zusammenbruch dieses Vorstoßes leitet auch den Aufbau der österreichischen Großmacht ein; nimmt aber zugleich dieser jüngsten der großen europäischen Mächte den ursprünglichen Sinn ihrer Existenz, eben die Abwehr der türkischen Gefahr. Ihrem innersten Wesen nach war diese Donaumonarchie, dieses Oesterreich-Ungarn ja nie ein „Staat", sondern ein monarchischer Staatenbund, nicht innere Einheit der Einrichtungen und des politischen Denkens, sondern gemeinsame Abwehr äußerer Feinde, erst der Türken, später der Russen war ihr Sinn. In der Geschichte des Jahres 1683 treten diese Tendenzen alle zu Tage; das Osmanentum und sein Vorstoß gegen das Abendland, der Kaiser in Wien und seine Stellung im Reich und im Osten. Man muß, will man die geschichtliche Bedeutung des Jahres 1683 verstehen, weit zurückgreifen.

Die Osmanen sind um 1350 von Kleinasien auf der Balkanhalbinsel erschienen. Ein gutes Jahrhundert benötigte dieses kriegerische Türkenvolk, um die Kleinstaaten des Balkans zu vernichten und Byzanz' Erbe anzutreten. Sobald aber die griechisch-slawische Welt des europäischen Südostens in türkischer Hand war, standen die osmanischen Heere am Ostrand des christlichen Abendlandes. Es sind die Staaten „Zwischeneuropas", vor allem Ungarn, dann, wenn auch in geringerem Maß Polen, die zuerst bedroht waren. Diese Staaten aber waren am Ausgang des Mittelalters von mächtigen Adelsgruppen beherrscht, ohne jene dem Absolutismus zustrebende starke Königsgewalt, die allein imstande gewesen wäre, der Gefahr aus dem Osten zu wehren.

Zugleich stand dieses unter dem Druck der türkischen Gefahr tretende Zwischeneuropa seit langem in engen Beziehungen zum Deutschtum. Deutsch war fast ganz das Bürgertum der Städte im östlichen Mitteleuropa, deutsche Bauern und Bergleute taten hier seit Jahrhunderten ein hartes Werk. Sehr alt waren auch die politischen Beziehungen. Freilich, der Versuch der Kaiser des 10. und 11. Jahrhunderts, diese

Staaten dem Reiche, wenn auch in lockerer Form, anzugliedern, war nicht geglückt. Der Niederbruch des altdeutschen Kaisertums um 1250 hat auch die Möglichkeit, vom Reich her ganz Mitteleuropa zu gestalten, zerstört. Aber die engen Beziehungen zum deutschen Westen dauern fort. Immer mehr liegt das politische Schwergewicht im Reich in den großen Territorien des Ostens. Die Königshäuser Zwischeneuropas suchen seit dem 13. Jahrhundert, hier Einfluß und Besitz zu erwerben, und die deutschen Fürsten suchten wiederum, die Reiche des Ostens an sich zu bringen, so ihre Machtstellung auszubauen.

Die Stellung des deutschen Königs aber ruht auf seinem Hausbesitz, gerade darum suchen sich die aus der politischen Kleinwelt des Südens und Westens entstammenden Königshäuser in den großen Territorien des Ostens festzusetzen. Das ist den Habsburgern in Oesterreich, den Luxemburgern in Böhmen gelungen. Von hier greifen sie dann in den Osten. Böhmen war durch seine geographische Stellung im Herzen Mitteleuropas, durch sein deutsch-slawisches Mischwesen zum Ausgangspunkt einer Deutschland-Zwischeneuropa umfassenden Machtstellung prädestiniert. So haben die Luxemburger von Böhmen nach Polen (allerdings ohne Erfolg) und nach Ungarn ausgegriffen. Ein großer, Mitteleuropa durchsetzender und umspannender Block schien unter der Führung dieses Hauses zu erstehen. Als Verteidiger der Christenheit ist der Luxemburger Siegmund von Ungarn 1396 den Türken bei Nikopolis entgegengetreten. Ein Menschenalter später sind die Habsburger Erben dieser luxemburgischen Stellung geworden. Damals aber (1437) war sie schon in ihren Grundfesten erschüttert. Die Politik dieser deutschen Fürstenhäuser war gewiß nicht nationalpolitisch im neueren Sinn, aber ihre Herrschaft scheint den Ostvölkern als deutsche Fremdherrschaft, ihr Wesen bedrohend. So sehen wir seit 1300 etwa im Osten immer schärfer eine Welle nationaler Abwehr gegen das Deutschtum emporsteigen. Sie hat ihren schärfsten Ausdruck im Hussitensturm seit 1420 gefunden, aber wir kennen sie ebenso aus Polen und Ungarn. Während Polen-Litauen den Kampf gegen den Deutschen Orden aufnimmt und in den deutschen Nordosten einbricht, kommen nach 1457 in Böhmen und Ungarn nationale Könige empor, die sehr bald zum Angriff gegen Oesterreich schreiten. Das ist der Moment, in dem der osmanische Angriff Zwischeneuropa erreicht. Die Adelsstaaten des Ostens, die doch gegen die Osmanen der Anlehnung an Deutschtum und Reich dringend bedürfen, stehen gegen dieses in schroffer Abwehrstellung. Ja, sie sind bereit, in ihrer Angst vor den Deutschen mit jedem anderen Gegner sich zu verständigen. Man sollte sich diese geschichtliche Tatsache auch heute bei Ueberlegungen über das Schicksal Mitteleuropas vor Augen halten. Das habsburgische Haus wäre damals beinahe untergegangen. Es fand seit 1477 einen neuen Stützpunkt seiner Macht in den Niederlanden und damit erst die Möglichkeit, seine deutschen Länder wiederzugewinnen. Unter Maximilian I. gelingt es, die habsburgische Stellung im Reich wiederherzustellen. Aber um welchen Preis! Der Gedanke eines großen europäischen Türkenfeldzuges kehrt in Maximilians Plänen immer wieder. Aber nie ist es dazu gekommen. Ja, er hat den Osten, Böhmen und Ungarn den polnischen Jagellonen überlassen müssen, und die Verträge, die er über eine Nachfolge seines Hauses schloß, erwiesen sich nachher alle als wertlos. Er war ganz durch das Ringen mit Frankreich, den Kampf um Italien in Anspruch genommen, und gerade aus diesem Kampf stieg die europäische Stellung des „Hauses Oesterreich" empor, gar seitdem Spanien und seine Nebenländer an das Haus gekommen waren. Das habsburgische Haus, das nach seiner starken Stellung im Reich gestrebt hatte, war zu einer europäischen Macht geworden. Das Kaisertum war für diese europäische Stellung unentbehrlich, aber die Interessen von Kaiser und Reich ließen sich nicht mehr einfach zur Deckung bringen.

Der Erbe der habsburgischen Weltstellung ist Karl V. gewesen. Seinem jüngeren Bruder Ferdinand dachte man, einen Teil der österreichischen Länder zu überlassen. Da trat die türkische Gefahr an ihn heran. Man wußte, daß der ungarische Adelsstaat vor

einem neuen türkischen Vorstoß zusammenbrechen könne. Darum mußte man Ferdinand alle deutschen Länder und schließlich auch die Nachfolge im Reich überlassen. Man sah ganz klar, daß die österreichischen Länder im Südosten des Reichs die Wucht des osmanischen Vorstoßes, den Kampf um Ungarn als Vorfeld des Abendlandes allein nicht würden tragen können. Die Kräfte von Kaiser und Reich mußten so weit wie möglich hier eingesetzt werden, sollte ein Erfolg erzielt werden. Wenige Jahre nach der Teilung zwischen Karl V. und Ferdinand ist auf dem Schlachtfeld von Mohács (1526) der Zusammenbruch Ungarns erfolgt. Ferdinand hat nun die Krone Böhmens an sich bringen können, und damit gewann er einen viel breiteren Rückhalt als bisher im Reich und für den Kampf um Ungarn. Hier aber, in Ungarn, war selbst in diesem Moment äußerster Gefahr der nationale Wille zu stark, um Anlehnung an eine starke Macht im Westen zu suchen. Die Mehrheit wählte einen einheimischen Magnaten, Johann Szápolyai, zum König. Nur eine kleine Minderheit trat für den Habsburger ein. König Ferdinand aber nahm den Kampf um Ungarn auf, einen Kampf, der zugleich die Verteidigung des Reichs und seiner österreichischen Länder bedeutet. So ist denn fast zwei Jahrhunderte um das in drei Teile zerrissene Ungarn gekämpft worden. Nur ein schmaler Streifen im Westen und Norden konnte von den Habsburgern behauptet werden. Furchtbar hart lastete der Abwehrkampf durch Generationen auf den österreichischen Ländern. Daß das Festungssystem, die Heeresorganisation im Laufe des 16. Jahrhundert immer mehr ausgebaut, die türkischen Vorstöße abgewehrt werden konnten. war doch in erheblichem Maße der Hilfe des Reichs, den trotz aller politischen Gegensätze von den Reichstagen bewilligten Türkenhilfen an Geld und Truppen zu danken. Dieser Türkenkampf war eine gesamtdeutsche Aufgabe, die in Jahrhunderten tiefster politischer Zerrissenheit der Nation ein gemeinsames Ziel gab. Im geschichtlichen Bewußtsein des deutschen Volkes ist diese Tatsache nicht so lebendig, wie sie es verdienen würde. Man darf freilich nicht an das heutige Reich und das heutige Oesterreich denken, wenn man von der Bedeutung Oesterreichs und der Reichshilfe im Kampf gegen die Osmanen spricht. Denn ganz anders waren Machtverteilung und Beziehungen beider zu jener Zeit.

Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts steigerten sich die politischen Gegensätze im Reich so sehr, daß sie zur Katastrophe des 30jährigen Krieges führten. Es war ein Glück für das Haus Oesterreich, daß die Türken damals in Asien festgehalten waren. So konnte noch einmal der Kampf um die Kaiserstellung des Hauses Oesterreich aufgenommen werden. Er ist unter Einsatz der europäischen Macht des Hauses ins Werk gesetzt worden. Aber gerade dadurch wurde das Ringen im Reich zu einem Kampf der europäischen Mächte, in dem das Haus Oesterreich unterlag. Was es heimbrachte aus dem Kampf, war die Aufrichtung einer absoluten Herrschaft in seinen österreichischen und böhmischen Ländern, der Ausgangspunkt für die Begründung jenes altösterreichischen, „cisleithanischen" Staates. Um diesen Kern gruppierten sich die anderen Positionen der Habsburger, das Reich und Ungarn. Gerade in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts trug so Oesterreich die Last des Kampfes im Westen, am Rhein gegen die französische Ausdehnungspolitik und im Osten gegen die Türken. Man war sich in Wien bewußt, daß Frankreich der gefährlichere Gegner sei, man wünschte darum mit den Türken Frieden zu halten. Das war aber schwer, solange Ungarn wohl den römischen Kaiser zum König, die Hilfe seiner Heere im Falle der Gefahr haben wollte, darum aber doch die Selbständigkeit seiner ständischen Verwaltung, seine Eigenstaatlichkeit zu behaupten entschlossen war. Hier war der Zusammenstoß mit den absolutistisch gesinnten Wiener Staatsmänner unausweichlich. Weite Kreise Ungarns aber scheuten nicht davor zurück, um ihrer Selbständigkeit willen auch das Bündnis der Osmanen zu suchen. „Lieber die Türken als die Deutschen", war kein selten ausgesprochenes Wort.

Nach der Mitte des 17. Jahrhunderts nahmen die Türken die Offensive gegen das Abendland wieder auf. Der Krieg von 1662 bis 1664 endete mit einem Kompromiß.

Zu stark waren die von Frankreich drohenden Gefahren, als daß der Kaiser hier seine Kräfte hätte ganz einsetzen können. Während dann in den 70er Jahren am Rhein gekämpft wurde, schwelte in Ungarn der Aufstand, der „Kuruzenkrieg" Emerich Tökölys. Als der Krieg am Rhein in Nymwegen 1679 beendet wurde, wurde es klar, daß die Gefahr des Eingreifens der Türken drohte. Der ehrgeizige Großvezier hatte mit Polen und Russen gekämpft, nun wandte er sich nach Ungarn. Die Eroberung Wiens war sein Ziel. Das wurde, seitdem die Türken 1681 mit den Russen Frieden geschlossen hatten, deutlich. Noch hoffte man, in Wien den Frieden erhalten zu können; denn noch immer schien Frankreich, das eben die Réunionen ins Werk gesetzt, Straßburg weggenommen hatte, der gefährlichere Feind. Aber das folgende Jahr erwies die Unvermeidbarkeit des Krieges. Schon lange war die päpstliche Diplomatie am Werk, um einen Abwehrkampf des Abendlandes zu organisieren. Sie brachte auch später beträchtliche Geldmittel für den Türkenkrieg auf. Nun kam unter ihrer Vermittlung ein Bündnis mit dem an dem Türkenkrieg stark interessierten Polen zustande. Wichtiger aber für die unmittelbare Hilfe waren die Verträge, die der Kaiser mit den deutschen Fürsten schloß, mit den Kurfürsten von Bayern und Sachsen, mit dem schwäbischen und fränkischen Kreis. Nur mit der größten Macht im deutschen Norden, mit Brandenburg-Preußen, kam keine Verständigung mehr zu rechter Zeit zustande. Zu tief war die Entfremdung, die nach den Friedensschlüssen Nymwegen und St. Germain zwischen Kaiser und Kurfürst entstanden war.

So konnte man denn hoffen, auch der gesamten türkischen Kraft mit Erfolg Widerstand leisten zu können.

II.

Das Heer des Sultans, das Ende März 1683 von Adrianopel aufbrach, zählte mit den Massen der leichten Reiter und der von den Tataren, den christlichen Tributärstaaten, den aufständischen Ungarn gestellten Hilfstruppen gewiß an 200 000 Mann, die Hälfte davon ausgezeichnete Kampftruppen. Man hatte dem in Wien ein Heer von 80 000 entgegenstellen wollen, aber nur etwa die Hälfte waren Anfang Mai an der ungarischen Westgrenze versammelt. So war es dem ausgezeichneten Feldherrn, der an die Spitze des Heeres trat, dem Herzog Karl V. von Lothringen, unmöglich, den Kampf in offener Feldschlacht aufzunehmen. Er mußte warten, bis Hilfe herankam, und den türkischen Heereszug durch eine der Festungen aufzuhalten suchen. Man dachte wohl, der Türke würde erst eine der großen Grenzfestungen, Raab etwa oder Komorn, angreifen. Aber sehr bald zeigte sich, daß sein Ziel Wien selbst war. Anfang Juli ging der Herzog vor den Türken auf Wien zurück. Alles lag daran, ob die Stadt dem Ansturm der Osmanen so lange Widerstand leisten würde, bis Hilfe herankam. Wien hatte der ersten Belagerung im Jahre 1529 noch in einer primitiven mittelalterlichn Ummauerung widerstanden, seitdem aber hatte es in langen Bauperioden im 16. und 17. Jahrhundert eine moderne, starke Befestigung erhalten, an deren Ausbau noch in letzter Zeit eifrig gearbeitet worden war. Der größte Teil der kaiserlichen Infanterieregimenter, etwa 12 000 Mann, wurde als Besatzung in die Stadt gelegt, deren Kommando Ernst Rüdiger Graf Starhemberg übernahm. Zu den regulären Truppen traten etwa 5000 Mann Bürger, Studenten, Freiwillige. Die Kavallerie dagegen zog der Herzog auf die Nordseite des Donaustromes, um das nördliche Niederösterreich und damit die Anmarschstraßen aus dem Reich und aus Polen in der Hand zu behalten.

Während die Wien in weitem Kranz umgebenden Vorstädte niedergebrannt wurden, umschloß das Osmanenheer zwischen 14. und 16. Juli die Stadt: eine riesenhafte Zeltstadt, in der Mitte bei der Kirche von St. Ulrich das Zelt des Großveziers. Kara Mustapha, der über die Befestigung der Stadt durch ungarische Rebellen wohl unterrichtet war, beschloß, die Stadt an der am stärksten befestigten Stelle zwischen der Burg

und Löbelbastei, dem Raum, der heute zwischen der Burg und dem Burgtheater liegt, anzugreifen. Denn hier allein war es möglich, Minen vorzutreiben, ohne auf Grundwasser zu stoßen. So wurden hier Batterien errichtet, Gräben vorgetrieben, und dann begann der Kampf um die Kontrescarpe, den Pallisadenzaun am Außenrand des die Befestigung umgebenden Grabens. Dieser Kampf erfüllt den ersten Abschnitt des Ringens. Trotz mehrfacher Minensprengungen und immer wiederholter Stürme der Janitscharen gelang es den Türken erst nach drei Wochen, am 3. August, in die Kontrescarpe einzudringen und sie zu behaupten. Nun konnte man ein im Graben emporragendes, zwischen den beiden Bastionen gelegenes Vorwerk, das Burgravelin, anfassen. Am 12. August zerstörte eine Mine die Spitze des Burgravelin, und nun begann hier erbarmungsloser Nahkampf um die Behauptung des Ravelins, wo um jeden Fußbreit Boden erbittert gerungen wurde. Glacis und Kontrescarpe mußten jetzt völlig aufgegeben werden, der Kampf rückte an die Hauptbefestigungen selbst heran. Man erkannte im türkischen Hauptquartier, daß der ursprüngliche Optimismus verfrüht war, und begann alle Kräfte für den Enderfolg anzuspannen. Schon aber machten sich im Heer Widerstände geltend. Die Janitscharen, die nicht länger als 40 Tage vor einer Festung zu liegen verpflichtet waren, machten Schwierigkeiten. Aber der Kampf dauerte fort. Am 23. August setzten sich die Türken dauernd im Ravelin fest, und nach 10tägigem blutigem Kampf mußte es von den Verteidigern endgültig geräumt werden. Jetzt war die Gefahr aufs Höchste gestiegen. Es war fraglich, ob die Stadt einem Generalsturm werde widerstehen können. Lebensmittel- und Munitionsmangel, die schweren Verluste der Besatzung, eine in der Stadt herrschende Epidemie, schwächten ihre Kraft. Schon aber wußte man, daß das Entsatzheer sich sammelte, daß die Entscheidung unmittelbar bevorstand. Wohl haben die Türken noch bis zum 9. September immer wieder angegriffen, ohne wesentliche Erfolge zu erzielen. Dann waren sie gezwungen, dem Entsatzheere entgegenzutreten.

Herzog Karl von Lothringen war während der Belagerung nördlich der Donau gestanden. Um Preßburg, an der March, an der Donau gegenüber Wien war gegen die Türken und Ungarn gekämpft worden. Je mehr die Briefe, die unter großen Gefahren aus der belagerten Stadt zu ihm gebracht wurden, die Bedrängnis Wiens schilderten, um so sehnsüchtiger erwartete er die angekündigte Hilfe. Sie mußte in erster Linie aus dem Reiche kommen. Es waren schwierige Verhandlungen dazu nötig. Immerhin setzte sich Ende Juli der Kurfürst Max Emanuel von Bayern, Mitte August Kurfürst Johann Georg von Sachsen in Marsch, gleichzeitig mit ihnen sammelten sich im Herzen Niederösterreichs um Krems und Tulln die Reichstruppen, vornehmlich aus dem fränkischen und schwäbischen Reichskreis. Mitte August hat schließlich auch der König von Polen, Johann Sobieski, sein Land verlassen und erreichte Ende des Monats den Sammelpunkt des Heeres. Es waren etwa 65 000 Mann, die hier zusammengekommen waren, 21 000 Mann Kaiserliche, je 10 000 Mann Bayern, Sachsen und Kreistruppen und schließlich 13 000 bis 14 000 Polen. In der Hauptsache also ein *deutsches* Heer. Die strategische Leitung hatte Herzog Karl von Lothringen, auch nachdem der formelle Oberbefehl an den Polenkönig übergegangen war. Es ist daraum ganz falsch, Sobieski als Befreier Wiens zu feiern. Weder der Stärke seiner auch an Kampfkraft mit den deutschen Regimentern nicht zu vergleichenden Truppen, noch sein Anteil an der Führung berechtigten dazu. Der Entsatz von Wien ist eine Großtat *deutscher* Waffen.

Es war der Gedanke Herzogs Karls, nicht nach einem weiten Umgehungsmarsch von Süden her die Türken anzugreifen, sondern geradewegs von Westen die Wien umgebenden Hügel des Wiener Waldes zu besetzen. Am 11. September wurden nach schwierigen Märschen die Höhen um Wien erreicht. Tags darauf begann die Entsatzschlacht. Kaiserliche Regimenter und Sachsen bildeten den linken Flügel, Bayern und Reichstruppen standen in der Mitte, den rechten Flügel hatten die Polen zu besetzen. An der Donau vom Kahlenberg her begann der Vormarsch, langsam drang man in blutigen Kämpfen

durch schwierige, von steilen Gräben zerschnittene, von Weingärten bedeckte Gebiete vor. Gegen Mittag waren die am Fuß der Berge liegenden Dörfer Nußdorf und Heiligenstadt, Grinzing und Sievering erreicht. Noch immer aber hatten die Polen nicht eingegriffen; der Vormarsch geriet ins Stocken, man erwog den Gedanken, die Entscheidung auf die nächsten Tage zu verschieben. Da, gegen zwei Uhr, nachdem die deutschen Regimenter schon stundenlang in blutigem Kampf standen, erschienen aus dem engen Tal von Dornbach die polnischen Reiter. Sie gerieten zuerst in harte Bedrängnis, dann aber brach der türkische Widerstand vor dem allgemeinen Angriff zusammen, und auch ein letzter Versuch des Großveziers, durch einen Gegenangriff unter Zusammenfassung aller Kräfte das Geschick zu wenden, blieb ohne Erfolg. Kara Mustapha selbst wurde in die Flucht hineingerissen, die Masse seines zertrümmerten Heeres in sinkender Nacht hinausgetrieben in die Ebene des Ostens.

*

Sinn und Bedeutung des Kampfes um Wien tritt erst in dem langen daran anschließenden Türkenkrieg zutage. Die Offensivkraft des Osmanenreiches war vor Wien gebrochen. Es galt nun zum Gegenstoß überzugehen. Die ersten Jahre brachten Kämpfe von wechselndem Erfolg an der alten Grenzzone. Erst als es 1686 gelang, starke Hilfe aus dem Reich zu gewinnen, als auch Brandenburg in die Reihe der Verbündeten trat, gelang die Eroberung der Hauptstadt Ungarns, Ofen. Nun brach die türkische Herrschaft in Ungarn zusammen. Das Königreich trat ganz unter die Herrschaft des Kaisers. Aber es ganz einzugliedern in ein habsburgisches, deutsch bestimmtes Donaureich, das ist nie gelungen. Ungarn, das 1683 freiwillig oder gezwungen auf der Seite der Gegner gestanden hatte, wußte sein eigenes Wesen zu behaupten, ja es erlangte schließlich eine führende Stellung in der Donaumonarchie. Im Gegensatz und Kampf zwischen den Deutschen und den Mächten des Ostens, Osmanen und Russen, behauptet die zwischeneuropäische Welt ihre eigene Existenz. Das Ringen um dieses Gebiet ist deutsche Tat gewesen, nicht zuletzt in Oesterreich, aber es war nie die Tat einer geeinten Nation. Darum ist ihr der letzte Erfolg verwehrt gewesen.

R. P.

Die Sobieski-Legende

Es gab einmal in Deutschland ein dickleibiges Manuskript eines harmlosen und sympathischen Irren, der, selbst ein Kind des Harzes, in scharfsinnigen Untersuchungen behauptete, daß sämtliche bedeutenden Menschen der Weltgeschichte unmittelbar oder mittelbar aus dem Harz kämen. U. a. glaubte er auch den Nachweis erbracht zu haben, daß Hannibal ein echter Sohn der Harzer Berge gewesen sei. An diese unsinnige, aber ungefährliche Arbeit erinnern die polnischen Bemühungen, für das eigne Volk große Männer und große Taten der Weltgeschichte zu beanspruchen, was eines gewissen Anstrichs von Komik nicht entbehrt. Wir haben in den letzten Jahren schlagende Beispiele hierfür erlebt, und jetzt bemüht sich die polnische Oeffentlichkeit, zum Jubiläum der Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung diese Befreiung als die ureigenste Tat ihres Nationalhelden Johann Sobieskis hinzustellen. Daß sie hierbei von gewissen Kreisen Oesterreichs gefördert wird, die auf diese Weise eine Annäherung, ja vielleicht sogar eine

Verbrüderung anstreben, ist bei der unglückseligen Entwicklung in Oesterreich nicht eben verwunderlich.

Trieb den Irren aus dem Harz eine ins Geisteskranke gesteigerte Heimatliebe, so ist bei den Polen wohl das treibende Moment das glühende Bestreben, den Anspruch auf Eigenstaatlichkeit und Ausdehnung der Grenzen, da es durch Gegenwartsleistungen schlechterdings nicht möglich ist, durch umgedichtete Vergangenheitstaten zu erweisen.

Im Falle Sobieski ist der polnische Anspruch auf Grund nicht zu entkräftender historischer Zeugnisse leicht dahin zu verweisen, wohin er gehört: in das Gebiet der Propaganda und nicht in die historische Wirklichkeit. Professor Otto Brunner hat in diesem Hefte die großen historischen Zusammenhänge der Befreiung Wiens und ihrer Auswirkung überzeugend dargelegt. Wir folgen im Nachstehenden, um nur einen Punkt dieses Schicksalsjahres herauszugreifen, den Ausführungen, die Dr. Reinhold Lorenz in seinem ausgezeichneten Buche „Türkenjahr 1683. Das Reich im Kampf um den Ostraum" (Wien, 1933, Wilhelm Braumüller) gemacht hat.

Die polnischen Lobredner Sobieskis und des historischen Verdienstes des polnischen Volkes um die Rettung Wiens gehen über die Vorgeschichte des militärischen Eingreifens einigermaßen flüchtig hinweg. Sie ist ja auch nicht gerade schmeichelhaft für den polnischen Nationalstolz. Bekanntlich war Johann Sobieski, der mit einer Französin verheiratet war, nur durch das Eingreifen Ludwigs XIV. und seiner Abgesandten unter reichlicher Spende von französischem Gelde auf den polnischen Thron gelangt. Ludwig XIV. sah bei seiner traditionellen Anti-Reichspolitik in ihm ein willkommenes Werkzeug, um den Kaiser des Reiches, den Habsburger, von Osten her zu bedrohen, und schreckte ja auch vor dem Versuch nicht zurück, Polen in die anti-kaiserliche Front zu drängen und es in Verbindung mit den aufständischen Ungarn, ja selbst mit dem Erbfeind der Christenheit, dem Türken, zu zwingen. Daß es später gelang Johann Sobieski und mit ihm das widerstrebende Polen an die Seite des Kaisers zu bringen, ist ausschließlich den Bemühungen der Kurie und ihren ungewöhnlich geschickten diplomatischen Vertretern in Polen und Wien zu danken. Auch diese Bemühungen aber hatten erst dann Erfolg, als die Höhe der geldlichen Aufwendungen von Wien an das Königshaus und die Vertreter des polnischen Reichstages die französischen Barzahlungen überstieg. Der Vertrag, den der Papst als Garant zeichnete, sah außerdem für das aufzustellende polnische Heer reichliche Geldmittel vor. Auf dieser Grundlage trat Polen dann, Seite an Seite mit den anderen christlichen Mächten, zur Befreiung Wiens an.

Nach der siegreichen Schlacht am Kahlenberge konnte Johann Sobieski den Traum seines Lebens erfüllen und sein Ruhelager in dem Prunkzelt des Großwesirs aufschlagen, das „mit Gärten und Springbrunnen und Bädern, mit gold- und silberdurchwebten Diwanen, mit Lampen- und Wohlgerüchen und allem anderen Luxus des reichen Orientalen als eine phantastische Insel im Chaos des verlassenen Lagers sich darstellte". In diesem Rausch orientalischer Pracht entstand jener Brief an seine Gemahlin, die Königin Maria Casimira, der letztlich die einzige Quelle des polnischen Anspruchs darstellt.

Die Taten der Polen in der Schlacht können diesen Anspruch nicht begründen. Denn wir lesen bei Lorenz, daß der rechte Flügel des kaiserlichen Heeres erst dann in die Schlacht eingriff, als die deutschen Teile des Heeres längst in erbittertem Kampfe standen. „Der rechte Flügel, die Polen unter König Sobieski, gelangten in den ersten Nachmittagsstunden beim Austritt aus dem Gebirge von Dornbach in die Feuerlinie. Doch drohte auch hier wie bei anderen Gelegenheiten der allzu große Ungestüm der polnischen Lanzenreiter, deren glänzende Rüstung weithin von den Kämpfern in der Ebene erkannt wurde, einen Rückschlag ins Gegenteil herbeizuführen. Nur die ihnen beigegebenen deutschen Regimenter, die ihren Rückzug deckten, erreichten, daß die Verwirrung sich allmählich wieder legte und die Polen, um diese Schlappe gutzumachen,

ihre Hauptstreitkräfte ins Gefecht führen konnten." Infolge des polnischen Versagens schien es einen Augenblick, als ob der Feldherr, Carl von Lothringen, der einzig und allein der Träger aller kriegerischen Handlungen und Entscheidungen gewesen ist, den siegreichen Kampf abbrechen müßte. Aber nach Beratung mit dem Kurfürsten von Sachsen, der ebenso wie er ganz im Gegensatz zu dem Polenkönig persönlich sein Leben in der Schlacht einsetzte, gab er den Befehl aus, „die Viktorie weiter zu prosequieren". „Die jetzt eintretende Flankenwirkung der Bayern und der Reichsvölker gegen die türkischen Angriffskolonnen ermöglichte es schließlich auch den Polen, sich aus ihrer Zwangslage zu befreien und so selbst den Sieg vollenden zu helfen." Es soll auch angemerkt werden, daß im Gegensatz zu den anderen Truppen die Polen die Einzigen waren, welche von dem Siegerrecht des Plünderns Gebrauch machten.

Auch in der Auswertung des Sieges machte sich die polnische Hilfe nicht fördernd, sondern störend bemerkbar. Der geniale Blick des geborenen Feldherrn Carls von Lothringen hatte die gewaltigen Möglichkeiten klar erkannt, welche ein Zusammenraffen aller Kräfte der Sieger zu einer rücksichtslosen Verfolgung des Feindes eröffnen würde. Jedoch der Polenkönig als formaler Oberbefehlshaber gab auf den Antrag des Herzogs eine ausweichende Antwort und wartete die nächsten Tage ab, um sich erst Klarheit über die wirkliche Größe des Sieges zu verschaffen und danach seine weiteren Maßnahmen zu treffen. Hierdurch dürfte die historische Rolle, die Polen beim Entsatz Wiens gespielt hat, eindeutig geklärt sein.

*

Als ganz besonderen Vorzug des Buches von Reinhold Lorenz empfinden wir die klare, unzweideutige, auf gründlichste historische Studien und Dokumente gestützte Darlegung, daß die Befreiung Wiens von der türkischen Bedrohung eine *gesamtdeutsche* Leistung von höchstem Rang gewesen ist. Denn nicht nur bildeten die Truppen aus Bayern und Sachsen wesentliche Stützen des Heeres, sondern auch die kaiserlichen Regimenter, die in den Geschichtsschreibungen als „kaiserlich" und nicht als „deutsch" erscheinen, waren zu ihrem größten Teil im Reiche, vor allem in der Rheingegend und in Oberfranken, rekrutiert worden. Darin liegt keinerlei Verkleinerung der Leistung der habsburgischen Erbländer, die noch ihren letzten Blutzoll, den frühere Türkeneinfälle übriggelassen hatten, hergaben. In dieser gesamtdeutschen Leistung hat sich die Bürgerschaft Wiens einen Ehrenplatz erobert, die sich der großen und eigentlichen Aufgabe Wiens als würdig erwies: der kämpfende Vorort des Gesamtdeutschtums gegen den Osten zu sein. Den Ruhm ihres militärischen Führers, des Fürsten Starhemberg, vermag auch das Verhalten seines heutigen Nachkommen nicht zu verdunkeln. Klar und überzeugend kommt bei Lorenz auch die gewaltige Leistung und die sympathische Persönlichkeit des kaiserlichen Feldherrn Carl von Lothringen zur Geltung.

Aber damit ist die Bedeutung des Buches von Lorenz in keiner Weise ausgeschöpft. Dieses Buch gehört als ein Dokument wahrhafter, gesamtdeutscher Geschichtsschreibung in die Hände aller Deutschen. Lorenz hat das Ziel, das er sich gesteckt hat, voll erreicht. Er wollte der Ueberzeugung dienen, daß nach dem meisterhaften Vorbild seines Lehrers, des Professors Dr. Ritter v. Srbik, „auch alle jüngeren Historiker nur mit strenger Sachlichkeit und wissenschaftlicher Verantwortung das Wiederauferstehen der alten zerstörenden Zwietracht aus dem Schoße unserer nationalen Vergangenheit verhindern können und an der Schaffung eines gemeinsamen deutschen Volksbewußtseins auf der Grundlage eines gemeinsamen Geschichtsbewußtseins arbeiten müssen."

Diese Aufgabe hat Lorenz mit Meisterschaft erfüllt. Sein Buch ist nicht nur in der Einzeldarstellung, sondern vor allen Dingen in der Zeichnung der großen zeitgeschichtlichen Zusammenhänge, bei der die gesamtdeutsche Mission Oesterreichs und Wiens ihre welthistorische Prägung erhält, eine wissenschaftliche Leistung von hohem Rang.

Helene Voigt-Diederichs

Die Bernsteinkette / Erzählung

Die Fischersfrau Christine Tweedt — hat sie nicht von jeher große Stücke auf ihre Bernsteinkette gehalten, hat sie sorglich an ihrem Wollstrumpf abgerieben nach jedem seltenen Gebrauch? Neuerdings drückt sie ihre Vorliebe noch auf besondere Weise aus. Mag ja sein, daß dies mit der Krankheit zusammenhängt, die im vergangenen Hochsommer über sie hergefallen ist, gerade als an ihrem fünfundsiebenzigsten Geburtstag die weiße Rose zum zweitenmal blühte — was auch ohne Siechtum im Hause ganz gewiß kein gutes Zeichen ist. „Ich bin zehn Jahre älter als du!" So oder ähnlich läßt sie sich öfters ihrem Manne gegenüber vernehmen. „Wenn es nun so wird, daß meine Zeit zu sterben lange vor deiner kommt — nein, zu einer Jungen rate ich dir nicht. Aber wenn eine Frau bei guten ordentlichen Jahren zu dir ziehen will . . . Nur die Halskette, die kriegt sie nicht. Die darf nicht zweimal einem Menschen zur Hochzeit gehören. . . . Kannst sicher sein, sie beansprucht sie eines Tages doch. Darum sollst du sie mir, im Falle daß was Ernstliches eintreten sollte, mit unter die Erde geben . . ."

Was Asmus betrifft, mit äußerer Zustimmung, aber doch ratlos und ganz gewiß von Herzen ungern hat er solcherlei Worte angehört. Immerhin, in der Folge zeigte sich, daß er den ganzen Winter durch die Sorge um seine Frau zurückstellen durfte. Ganz kregel saß sie in ihrem Stuhl, strickte warmen Kram aus der Wolle, die ihre Töchter erster Ehe bei ihren seltenen Besuchen aus der Stadt mitbrachten. Schlechter wurde es erst um die nächste Vorsommerzeit. Dicke Füße gab es und Atemnot, das kleine Hauswesen wurde Christine an allen Ecken und Kanten zuviel. Der Dorsch, den Asmus mitbrachte als Lohn für seine Hilfe beim Reinigen der Netze, schmeckte ihr nicht, dafür trank sie ohne jede Zukost die Kanne mit Roggenkaffee leer. Mehrmals hat die Schusterswitwe, einen Tag vor Vollmond, mit ihren Sprüchen das Uebel zu bannen gesucht. Auch der Doktor aus der Stadt sah ein paarmal herein, verordnete Tropfen und Umschläge. Die ersten kostete die Kranke, von den zweiten wollte sie nichts wissen. Asmus drängte nicht. Was uns bestimmt ist, davor kann uns kein Doktor bewahren. Und es soll ja wohl so sein, daß dem Menschen im Alter sein Körper mit jedem Tage mehr zur Last wird. So daß er in seiner Erbärmlichkeit anfängt, sich nach der tröstlichen Stunde zu sehnen, wo er hoffen darf, ihn für allezeit loszuwerden. . .

Christine kümmert so hin bis in den Julimonat. Die Töchter haben etwas Geld zur Pflege geschickt. Der Postbote zählt es auf die Fensterbank an einem ganz schlimmen Tage. Asmus denkt: nichts freut sie, doch vielleicht ein bißchen echter Kaffee . . .? Er kommt, die Tüte in der Hand, über das Bauernfeld zurück. Scheu blickt er vorbei an dem fußbreiten Keil, der im Frühling mit Samenkorn vergessen ist. Das Mengfutter neigt sich zusammen, doch sehen tut

man die leere Stelle immer noch. Die leere Stelle, die ein Grab bedeutet. . . Zum Ueberfluß will es dem Wanderer nicht aus dem Sinn, daß gestern der Maulwurf bis an das Haus herangewühlt hat. Gesagt hat die Kranke nichts, aber wenn sie sich hochzieht am Strick, der auf ihr Bett niederhängt, kann sie bestimmt durchs Fenster die aufgeworfene Erde sehen und sich ihre Gedanken machen. . .

Asmus tritt, so sacht wie seine Holzschuhe es hergeben, in die Stube. Er späht in die Kammer — mit Schrecken muß er wahrnehmen, daß Christine sich mit ihrem schweren Körper an das Fußende des Bettes hingearbeitet hat. Dort, im Hohlraum unter der Kugel des Pfostens, pflegt sie die Bernsteinkette aufzubewahren. Sie hat die Kugel abgeschraubt, hat das Kleinod aus seinem Versteck geholt und sich um den müden, faltigen Hals gebunden. Nach der großen Anstrengung ist in diesem Zustande der Schlaf über sie gekommen. Sie hat nicht Zeit gehabt, ihre Hände zurückzuholen oder die kleine schwarze Schleife gebührlich in den Nacken zu drehen. Dafür aber ist die Kette doch da, wo ihr Sinn sie haben will.

Christine kommt noch mehrmals zu sich. Doch sie wird mit jeder Stunde hinfälliger. Gegen Abend bleibt der Atem aus, umsonst hält Asmus wieder und wieder sein Ohr an ihren kalten Mund. Da begreift er: dies ist die Stunde, wo er das Fenster aufmachen muß, damit die Seele seiner lieben Frau in Frieden ihren Ausweg findet.

Sehr bald ist der traurige Morgen da, wo Christine in den schwarzen Kasten gelegt und aus dem abseitigen Hause in die Kirche getragen werden soll. Die Töchter sind gegangen, ein paar Dorfleute für diesen letzten Dienst zusammenzubitten. Asmus ist allein mit dem armen, gelben, weit von sich selber weggefrorenen Gesicht. So wie er dasitzt in seiner ehrlichen Trauer, ist er ganz gewiß der erste, der der Abgeschiedenen aus treuem Herzen gönnt, was ihr zukommt. Nur der Bernstein an ihrem Halse — könnte man Christine fragen, so würde sie genau wissen, daß ihr der unter der Erde zu nichts mehr gut sein kann. Sein Wort würde sie ihm zurückgeben — darf die Kette nicht bei ihm bleiben, ein schönes Andenken an die fröhlichen Tage der Hochzeit? Damals, zum ersten und einzigen Male in seinem Leben hat er das Geld aus dem Vollen springen lassen, hat das Teuerste genommen, was in der Hafenstadt der Bernsteindrechsler vorzuweisen hatte. Hat damit vor aller Augen ausgedrückt, daß er, einfacher Fischerknecht, die Frau, die er bei ihrem Boote vertrat, in aufrichtiger Liebe zu heiraten begehrte, und nicht, weil sie Eigentum besaß — Haus, Garten und Ziege und den Netzanteil ihres in jungen Jahren ertrunkenen Mannes . . . Asmus redet sich immer fester ein, daß zu allererst Christine bei klarem Bedenken ihm recht geben würde, und daß wahrscheinlich die Töchter, die alle Kleider der Mutter zusammen gepackt haben, in letzter Stunde auch nach diesem Schmuck die Hand ausstrecken würden. Und so hat er lieber selber, mit leisem, gutem Wort für die Tote, ihr den Bernstein abgenommen.

Asmus birgt den Schatz im alten Versteck am Fußende des Bettes. Umständlich schraubt er die Kugel wieder auf den Pfosten. Und dann macht er sich

daran, das Feuer auf dem offenen Herde in Gang zu bringen, damit die Töchter etwas Warmes vorfinden, wenn sie von ihrem trübseligen Weg zurückkommen. Denn die Ordnung in seinem Hause soll weiter bestehen. Das ist ganz gewiß nicht das letzte, was er seiner toten Frau schuldig ist.

* * *

Ein schönes Begräbnis hat Christine. Erst die Feier vor dem Altar. Danach, während ihres letzten Weges unter dem wolkigen Sommerhimmel, läuten die Glocken, Schulkinder singen, viele Kränze sind da aus Lebensbaum, Buchs und großen Gartenblumen. Auch fehlt es nicht an schwarzen Kleidern und nachbarlichem Händedruck. Als alles vollbracht ist, zerstreuen sich die Menschen vor der Kirchhofspforte. Nur der Küster zögert noch; er hält sich nicht für zu gut, ein paar Minuten neben dem alten einsamen Manne zu bleiben. Mitleid spricht aus seinem Wort und Blick. Wie ist es, wird Asmus sich nicht mit der Zeit ein bißchen mehr zum Dorfe halten? Oder, besser noch, das kalte, feuchte Haus da in der Senke aufgeben und zu Christinens Töchtern in die Stadt ziehen?

Hinter der Schmiede, wo Gestank ist von verbranntem Horn und Fauchen vom Blasebalg, trennen sich die beiden Männer. Asmus biegt in den Fußpfad, der am Hochufer über dem grauen schaumleuchtenden Meere hinläuft und dann in die Waldschlucht fällt, die sich schmal von obenher, windgeschützt, zum Strande niederbreitet. Abgerückt von den Buchen, im Halbschatten, dunkelt ein Strohdach, grünt ein kümmerlicher Gemüsegarten.

Die untere Hälfte der querteiligen Tür ist geschlossen. Asmus löst den hölzernen Riegel, läßt sich ein in sein verwaistes Haus. Verlassen steht er auf der kleinen Tenne, weiß, daß nie mehr da ist, was er sucht. Auch Säge und Sense, Harke und Dreschflegel wissen das, hängen betrübt rechts und links an der Holzverschalung. Christine, als sie lebte, wie gern hat sie ihren Mann aufgeputzt für Kriegerverein oder Begräbnis mit Uhr, Mütze und dunklem Sonntagszeug. Selber hatte sie sich nachher wohl, wenn er zurückkam, zu ihrer eigenen Freude die Kette aus Bernstein umgehängt. . .

Langsam schiebt Asmus durch die sottblanke Küche in die backsteingedielte Stube. Die Tür zur Schlafkammer ist offen, alles haben die Töchter vor ihrer Abreise sauber gemacht und aufgeräumt. Das Bett steht breit gefüllt mit Kissen — zwei Tage haben sie in Sonne und Wind auf dem Zaun gehangen. Die schlimme Zeit von Tod und Krankheit ist von ihnen genommen, zu schnell, zu lieblos, wenn man's recht bedenkt?...? Christine, nun, sie war ihr Lebenlang für feste Einteilung im Haus, so darf man wohl annehmen, daß sie selber es nicht anders gewünscht hätte.

Nur diese eine Sache da, die hat sie nicht gewollt. Die hat sie seit Jahr und Tag ausdrücklich anders bestimmt gehabt... An der Tür der kalkblauen Kammer hängt das tägliche Zeug des Alten. Als er danach greifen will, irren seine Hände ab, fassen die grobe, farblose Kugel des Bettpfostens. Er wackelt und dreht. Sie läßt los, bleibt zwischen seinen vom Mehl des Holzwurmes bestäubten Fingern. Ungelenk grabbelt er die runde Schachtel aus der Höhlung. Er hebt den Deckel. Zwischen verdrückter Watte liegt die Bernstein-

kette. Geschliffene Perlen, ganz klar noch immer unter ihrer blindgewordenen Haut. Asmus betrachtet sie eine Weile, nickt, senkt sie, als spähe jemand zum Fenster herein, flink zurück an ihren Versteck.

* * *

Nachdenklich hat Asmus sich daran gemacht, draußen an den Erdstufen des Weges zu bessern. Langsam laufen ihm die Stunden. Viel Wort haben er und Christine nie miteinander gehabt, aber heut, mehr als einmal ist es ihm, als müsse er zu ihr hin den Mund auftun. Müsse fragen, ob sie mit ihm hinauf wolle zum Rande der Schlucht und nach dem Wetter sehn, das da über der Ostsee an zu brummeln fängt. Christine — sie liebte das schmale Halbschattenbeet unter dem Fenster, mochte sonst keine Blumen davon abschneiden. Aber wenn wie heut ein Platzregen zu befürchten ist. . .? Sie würde die Henne herauskennen, die das Windei gelegt hat, würde wissen, in welches Nest die junge Schwalbe gehört, die mit eingeducktem Kopf hilflos zwischen Steinen und Nesseln hockt. . .

„Wenn du dich irgendwo festgearbeitet hast, bist du zu faul zum Aufhören." Dies Wort von Christine bewahrheitet sich, denn bis in die mückenwarme Dämmerung legt Asmus Hacke und Spaten nicht aus der Hand. Die Schwalben mit ihrer weißen Brust fliegen ab und zu. Keine ängstigt sich oder will was vermissen, darum meint Asmus, es sei das beste, das kleine verlorene Federwesen mit ins Haus zu nehmen. Morgen früh kann er die Leiter ansetzen, kann das Tierchen auf gut Glück in eins der Nester stubbsen.

Drinnen in der Kammer ist es dunkel. Asmus tappt sich zurecht, überlegt, wie er seinen Pflegling am sichersten vor der Katze schützt. Er polstert die Waschkanne, die von jeher ungebraucht, rein zum Zierrat dasteht, mit seiner Weste und läßt den kleinen weichen Vogel hineinplumpsen. Danach legt er sich selber still zu Bett.

Eine Woche lang ist der alte Mann nicht aus den Kleidern gewesen. Da sollte der Schlaf sich denn ja wohl bald einfinden. Statt dessen geht es andersherum. Immer wacher wird Asmus, hört draußen in Wind und Regen die großen Bäume zischen und fernher den Donner seine harten Knüppel dazwischen werfen. Blitz auf Blitz flimmert über die Kalkwand. Bald stellt sich heraus, er sucht was. Sucht die Bettkugel, bescheint sie von allen Seiten, will wissen, was da zu unrecht versteckt ist. . .

Aus der dunklen lummerigen Gewitternacht brütet doch endlich der Morgen heraus. Asmus sieht gleich nach der Schwalbe. Er tastet in die Waschkanne, bringt behutsam den leichten geschnäbelten Federhaufen hoch. Starr liegt der mit blinden Augen — Asmus knickt zusammen: irgendwer muß schuld sein, daß hier der junge Vogel tot in seiner Hand liegt. . .

Unwillig schüttelt er den Gedanken an den Bernstein aus seinem betroffenen Sinn. Aber darum wird rings die Stube ihm nicht freundlich wie sonst am Morgen. Er sieht nach Ziege und Hühnern, nein, denen hat keiner über Nacht was angetan. Und nun — es ist Asmus ganz recht, daß er die Katze nicht schicken kann, sondern selbst wegen der notwendigen Zündhölzer ins Dorf steigen muß. . .

Trotzdem der Wittmann sich nicht darauf verbeißt, hinter seiner verstorbenen Frau herzujammern, wird es kein guter Tag für ihn. Unter zwei Menschen, die miteinander alt geworden sind, ist wenig auszusprechen, was der andere nicht vorher schon selber weiß. Heut aber, mehr noch als gestern gibt es, wovon mit Christine hin und her zu reden wäre. Vom Wetter, versteht sich. Von den Tieren und von der Sonne, die auf den Schornstein drückt. Und von dem großen Schiff, das in die Bucht hereingefahren ist und Schuß auf Schuß hinausballert auf ein unsichtbar schwimmendes Ziel.

Außerhalb des Hauses mag es noch angehn. Schlimmer ist es drinnen, wo Christine nie wieder Torf und Reisig unter den Dreifuß steckt, weißen Sand über die Dielen streut, in der kleinen Butterflasche Ziegenmilch quirlt. Nie wieder auf dem Fensterstuhl sitzt, näht und flickt und zwischendurch der dreisten Hühner wegen mit dem Fingerhut an die Scheiben pickt. Wenn sie noch dasäße! nie mehr wollte Asmus ein Wort darüber verlieren, daß sie zuviel Wasser brauchte — zehn volle Eimer würde er an jedem Morgen mit Spaß aus dem tiefen Brunnen heraufwinden. Nun für sich allein kommt er mit einem einzigen aus, aber das wird ihm weiß Gott kein Anlaß, vor der Toten aufzutrumpfen. . .

Im Gegenteil, jetzt ist Christine es, die allen Ernstes was gegen ihn auszuspielen hat. . . Asmus besinnt sich, klettert mit seinen Gedanken weit in sein vergangenes Leben zurück. Niemals ist es vorgekommen, daß er einem Menschen ja versprochen und nachher nein getan hat... Bei Licht besehen kann sich auch das fremdländische Mädchen aus seiner Fahrenszeit nicht beschweren. Das braune Mädchen auf der Insel — wegen Kokosnüssen ist das Schiff dort angelaufen. Er war jung und das Mädchen war freundlich, das ist alles; versprochen hat er ihr bestimmt nichts gehabt. Und es steht auf einem anderen Blatt, wenn er am Abend neben ihr auf der Matte kein Wort davon fallen ließ, daß für die gleiche Nacht schon sein Schiff voll unter Dampf lag. . .

Man sagt von den Toten, daß sie bleiben, wo sie hingehören. Was aber seine liebe Frau anlangt, scheint dies nicht zuzutreffen. Ist ja zu hoffen, daß sie Plage und Krankheit von Grund auf hat vergessen dürfen. Aber den Bernstein, den bedenkt sie wohl. Dies muß Asmus spüren von Morgen bis Abend gleich den ersten Tag. Vielleicht gibt sie sich zufrieden, denkt er, wenn er die Kette an einen frischen Platz bringt und damit anzeigt, daß er sie nicht für eine neue Frau, sondern für sich zum Andenken bewahrt, keinesfalls, weil sie ihn als Jungkerl schweres Geld gekostet hat. . . Zwölf Reichsmark, die wollen Fisch bei Fisch verdient sein — und mit dem Goldbutt, der 's schaffen soll, fing es doch schon damals an, flau zu werden in der Ostsee. . .

Als es dämmert, nimmt Asmus die Schachtel und klettert auf den Hausboden. Er streift eine Handvoll Spinnweben vom Balken, wickelt sie hinein und verbirgt sie hinter einem Dachsparren. Trotz dieser vorsorglichen Handlung kriegt er auch in der nächsten Nacht keinen guten Schlaf. Denn nun liegt er und muß daran herumgrübeln, ob nicht vielleicht die Eule oder das Wiesel, das er gestern im Steinhaufen hat pfeifen hören, den Bernstein findet und mit sich schleppt.

Morgens, als kaum der Feuerlilienbusch mit roten Händen zum Fenster hinauflangt, setzt Asmus auf der Tenne die Leiter an, steigt hoch und hebt mit Kopf und Nacken die Bodenluke. Er atmet auf, als er die Kette unversehrt an

ihrer Stelle findet. Am nächsten Abend senkt er sie auf dem Holzplatz in ein kleines frischgegrabenes Loch, deckt sie zu mit einem Klettenblatt und wälzt den Haublock darüber. Es scheint, als ob daraufhin Christine ihre Ruhe behält. Doch warum fängt mitternachts die angepflöckte Ziege am Waldrand so kläglich zu schreien an, fürchtet sich, will Stunde um Stunde nicht still werden?

Nach Schlaf ist es Asmus nicht mehr zumute. Dennoch liegt er und träumt, ein ums andere Mal, das immer gleiche. Er ist auf dem Meere, ganz früh am Tag, müht sich, ein Netz voller Fische ins Boot zu ziehen. Er windet und zerrt, immer schwerer wird es — wie ist es möglich, daß doch bloß klares Wasser zu ihm ins Boot schülpt? Das Hemd klebt ihm am Leibe. Plötzlich, während er immer noch sich stemmt und quält, erleichtert ihn der Einfall: es wird notwendig sein, daß er morgigentags zu seiner Frau auf den Kirchhof geht und sich in aller Ruhe wegen der Kette mit ihr auseinandersetzt.

* * *

Der Besuch am Grabe fällt nicht so gut aus, wie der Wittmann gehofft hat. Als er sich in der hellen Vormittagssonne am Stein für die Gefallenen vorbei zu den neuen Hügeln hinfindet, kommt es ihm vor, als wohne seine Frau überall in der Welt, nur nicht in diesem schmalen Beet hier unter Erde und Blumen. Er richtet sich hoch, blickt in seine vor die Augen gehaltene Mütze, wie ein Mann das Sonntags in der Kirche tut, und trägt in seinem Herzen der Abgeschiedenen den Fall vor. Er weiß, daß er eine genaue Antwort nicht erhoffen kann, aber ein Toter hat doch wohl die Macht, ein gutes Zeichen zu geben . . . Wie er auch wartet und lauscht — keine Zustimmung kommt, statt dessen mahnt böse der Schrei eines fernen Dampfers zu ihm hin.

An den spielenden Kindern und Hunden vorbei schleicht sich Asmus beklommen nachhause. Laß sehen, wie der Abend wird. . . Ach, der Abend macht es nicht besser. Auf dem Fischreiherhorste oben im Holze gibt es eine gräuliche Nachtmusik. Die Jungen schnarren, fauchen, rollen und scheppern, auch der Trompetenstoß der Alten geht hart mit Asmus ins Gericht. Der Unfug will nicht schweigen, bis die Morgensonne über die Buchenwand der Schlucht gestiegen ist. Als sie den Wittmann antrifft, wie er sich seine kümmerlichen Mittagskartoffeln aus der Erde kratzt, legt sie seinen Schatten so dünn und grau neben ihn, daß er erschrickt und gleich von frischem weiß: da ist was nicht richtig bei. . . Nachher, als er die Ziege ins sonnige Waldgras führt, springt es lautlos herzu. Wieder ihm zur Seite äfft das Gespök, möchte wissen, was denn Christine gemeint hat, gestern auf dem Kirchhof, zu den blanken vier Talern, die ein Menschenalter zurück für die Kette ausgegeben sind. . . Schräger als sonst äugt die Ziege, Bernstein höhnt in ihrem Blick — was ist, will denn Liese auch schon klug sein?

Nirgend geht ein Wind, doch in den Buchen zischelt es und schilt. . . Vielleicht ist es ruhiger unten am Strand, denkt Asmus und steigt auf dem Grunde der Schlucht zum Meere hinab. Ein paar junge Stämme sind als Brücke über den quelligen Auslauf gelegt. Asmus rutscht zur Seite, steht bis über die Knöchel im Lehmwasser. Bedeutsam zwickt es ihm von den nassen

Füßen her in den Knochen hoch. Soll man's glauben, auch die sachten Wellen wissen längst: irgendwas ist, das seine Ordnung nicht hat. . . Und flitzen nicht die Mauerschwalben unzufrieden um seine Stirn, ecken ihm schier ins Auge mit ihrem spitzen geschwinden Flug?

Schneller als sonst kommt Asmus ins Haus zurück, verriegelt Tür und Fenster und beschließt, sich am Abend dieses gottverlassenen Tages wenigstens einen tüchtigen Priem zu gönnen. Kaum hat er ein Stück von der klebrigen Tabaksrolle mit seinem zahnlosen Kiefer abgerissen, als er es auch schon, niemand weiß warum, zurück in die Hand spuken muß. Bleibt nichts als das Bett. Wieder kommt statt des Schlafes das Netz mit den durchscheinenden Zappelfischen, die nichts als Wasser sind. Asmus meint, es könne nichts schaden, die Bibel neben sich auf dem Stuhl zu haben. Er langt sie im Dämmern aus dem Tischkasten, will ganz still für sich an seine tote Frau denken. Doch viel zu gelb stiert der Mond zwischen den hohen schwarzen Buchen herein, läßt den Einsamen zu keinem sanften getreuen Schmerz hinfinden.

Es dauert nicht lange, so fängt es an, böse zu puckern am Fenster. Asmus sitzt aufrecht. Deutlich vernimmt er, wie es durch das Brausen der Bäume lebendig von außenher an die Scheiben klopft. Es kraspelt und fragt — soll es denn wirklich so sein, daß Christine seinetwegen keine Ruhe im Grabe hat . . .? Im Morgengrauen untersucht Asmus ringsum das Haus. Fußtapfen oder andere Zeichen finden sich nirgend, nur die Kletterrose hängt lose gegen das Fenster. Hat eine unsichtbare Hand sie nachts von der Wand gezerrt?

Asmus befühlt den Holzblock, die Schachtel mit der Kette liegt unberührt in der kühlen grünen Höhle. Hilft nichts, man muß es mit einem neuen Platz versuchen. Im Dach, genau über dem Fensterkreuz der Stube, nistet das saftige Polster von Hauslauch; Christine selbst hat ihn da oben ins morsche Stroh gepflanzt, zum Schutz gegen Feuer und Zauberei. Asmus legt die Leiter an. Die fett hingewucherte Pflanze, mit jedem Blatt sperrt sie sich, mag nur widerwillig den Versteck hergeben.

* * *

Immer bitterlicher wird Asmus in die Enge getrieben. Sein Wort ist ihr gut — hat nicht Christine im besten Vertrauen darauf ihren letzten Atemzug getan? Als der Abend dämmert, weiß der Wittmann nicht, wie er die Nacht hinbringen soll. Die Gedanken jaulen wie kleine Köter — im Grunde ist's ja wohl nur der eine immer gleiche, der mit seiner bissigen kleinen Schnauze an ihm herumstubbst.

Asmus hält es nicht mehr aus, im Schummern auf dem Stein vor seiner Tür. Die Buchen tuscheln, hoch in der Luft hängt von einem Rand der Schlucht zur andern das blasse Mondentuch. Das Dreieck Meer keilt sich vor den abfallenden Grund weiß wie Totenlaken.

Schlaflos bleibt Asmus die Nacht durch im Fensterstuhl seiner Frau. Er hat ein letztes versucht, hat die Kette an ihren angestammten Platz im Bettpfosten zurückgebracht. Doch statt nun Frieden zu halten, macht sie sich erst recht mausig. . . Ob der Wittmann will oder nicht, er muß anfangen, das Spiel verloren zu geben. Bleibt denn ja wohl auch hier so: Was der Mensch sich in seinem Kopfe zurechtdenkt, wird leicht verkehrt — aber das Herz weiß es von vornherein richtig.

Morgen früh, beschließt er — bis dahin wird sie ihm ja wohl Zeit gönnen — soll Christine ihren Willen haben ...

Die Müdigkeit und die stummen Bäume, zumeist aber der eigene Entschluß haben seine Unruhe still gemacht. Weiß vom Morgen ist die Kammer, als der Schläfer, verwundert, sich aufrecht im Stuhl zu finden, den Sand aus den Augen reibt.

Jetzt gleich auf den Kirchhof gehen, dies bleibt das sicherste. Asmus nimmt die Schachtel aus dem Hohlpfosten. Warm, federleicht liegt die Kette ein letztesmal in seiner Hand. Viel Perlen, aber auch viel Groschen, das darf man wohl sagen — es war ein schöner Tag, als er sie Christine um den Hals gehängt hat ... Vor der Haustür ist alles frisch und still, die Buchen klappern nicht wie Leichenbein, keine Wurzelschlinge angelt mehr nach seinem Fuß. Gut und reinlich liegt, vor der Sonne noch, der Tau auf dem Waldgras, in ihrem Nest grugrut zufrieden die Holztaube.

Asmus klettert die trockenen Stufen der Schlucht hinan, strebt dem Dorfe zu. Wie eingefroren liegen die Boote im blinden Wasser. Die Möwen warten verschlafen auf ihrem Pfahl. Noch ist kein Mann bei den Netzen draußen, irgendwo in einem Fischerhaus rasselt die Weckuhr.

Asmus findet die Kirchhofspforte angelehnt. Die hat schon wer für mich offen gelassen! weiß er in gutem Einvernehmen. Er stapft unter den Linden hin. Die Fledermaus zackt, eine Kuh steht mit prallem Euter, reckt brüllend den Kopf über den Zaun.

Blumen und Grün auf dem Grabe sind verschrumpft, sonst aber liegt es wie am ersten Tag. Asmus besinnt sich, wo das Kopfende sei, kratzt mit den Fingern ein Loch in den locker aufgefüllten Grund. Er hilft sich nicht mit dem Taschenmesser, dies scharfe Eisen darf er Christinens letztem Bett nicht antun ... Als die Grube so tief ist, daß sein halber Arm darin verschwindet, fängt es an zu ziehen von unter her. Halt! nicht weiter. Bedächtig senkt er die Schachtel mit der Kette ein.

Was ein Mensch dem andern zusagt, das muß gelten, da darf denn ja wohl kein Tod und kein Nichts dran herumbessern ... Bei Tage und bei Nacht hat die Verstorbene nicht aufgehört, auf den Beinen zu sein — war es ihr in ihrem Grabe in Wahrheit um die Kette zu tun? Heut weiß Asmus es anders ... Das ist gewiß, Dank und Gedenken soll sie haben, mag auch deswegen das Schwein im Koben den ganzen Winter durch für den Händler gemästet werden. Einen schönen Stein mit Kreuz und Spruch und weißem Namenschild ...

Asmus krümelt und streicht über den frischen Hügel, bis jede Spur des Einbruchs verwischt ist. Solange sein Gewissen unter Druck stand, war es ihm nicht möglich, in Ruhe seine liebe Frau vor sich zu sehen. Nun aber ist sie da, nicht wie zuletzt gebückt und von den Jahren mitgenommen. Sondern mit ihren tüchtigen Gliedern im straffen, schwarzen Kleid tritt sie zum Hause herein — genau wie damals am frohen Hochzeitsmorgen. Und schläft doch ihr vergänglicher Leib zufrieden, ohne Wiederkehr, hier draußen, wo der Mensch, wenn seine Zeit gekommen ist, nach der Ordnung von Himmel und Erde hingehört.

D. Kulenkampff

Renaissance der ärztlichen Wissenschaft

Das bedeutsame, erstmalige Geschehen, welches wir Mediziner erleben, läßt sich mit dem Satze umreißen: der Führer eines großen Volkes zieht auch den Arzt zu praktischem Handeln in die Politik! Weil er, als der tiefe und ernste Mensch, Staatslenker wurde, mußte er so handeln, mußte den Arzt als den „menschlichsten Faktor im Staatsleben" endlich neben dem Juristen und Wirtschaftler zu selbstverantwortlicher Tätigkeit — bisher hing der Arzt immer nur an den „Rockschößen der Juristen" — aufrufen und einsetzen. Man muß sich klar machen, daß der Arzt bisher seine Aufgaben nur zur Hälfte erfüllen, nur ausbessernd arbeiten konnte: Wiederherstellung gestörten Lebens. Des Lebens, wie es einmal geworden war unter dem verhängnisvollen „Liberalismus", der, wenn wir es recht von Grund aus verstehen wollen, immer neu gezeugt wurde aus menschlichem Aberwitz seit dem „Sündenfall". Der Sündenfall — eine symbolische Darstellung für das tiefste aller menschlichen Probleme: der Mensch tritt im Bewußtwerden seiner selbst in Widerstreit zu der natürlichen, unmittelbar triebhaften Lenkung und Gestaltung seines Lebens. Damit aber fiel er von Gott ab, d. h. er nahm in Ablehnung einer göttlichen Macht die Lenkung seines Geschickes selbst in die Hand oder suchte sein Bindungsgefühl (Religio) in die Glaubensformen einer Teilung der Verantwortlichkeiten zwischen Gott und Mensch umzuwandeln. Die Geschichte der Menschheit lehrt, was so entstand: jede aufblühende Kultur trug offenbar schon den Todeskeim in sich, wie Gobineau in tiefem Erschrecken feststellte. „Der Sturz der Zivilisationen" — er kennt als Franzose nicht den Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur — „ist das auffallendste und zugleich das dunkelste aller geschichtlichen Phänomene. Während es den Sinn erschreckt, behält dies Unheilsgeschick doch etwas so Geheimnisvolles und Erhabenes, daß der Denker nicht müde wird, es zu betrachten, zu studieren, sein Geheimnis zu umkreisen." Während die Führer und Lenker der Staaten sich scheu diesen Problemen entzogen, während die Rufe Galtons, die echt deutsche und tiefe Gestaltung durch Schallmeyer und die flammenden Proteste Nietzsches ohne zeugende Tat verhallten, erhebt Hitler den Anspruch, ein tausendjähriges, germanisches Kulturleben gestalten zu können, und fordert die deutsche Aerzteschaft zum Kampfe auf für heilige Lebenszeugung. Das Volk und seine Aerzte sollen sich einsetzen für die Erhaltung und Neuschaffung germanischer Rasse, sollen einen lebendigen Beweis für die Worte Gobineaus erbringen: „daß ein Volk niemals sterben würde, wenn es ewig aus denselben nationalen Bestandteilen zusammengesetzt bliebe."

1.

Viele Aerzte, die mit sinnendem Auge Erbglück und Erbleid ihrer Patienten verfolgten, die sich für Erbbiologie interessierten, waren von der Richtigkeit dieser Worte überzeugt, aber die Meisterung dieser Probleme war dem Arzt bisher unmöglich, weil er politisch machtlos war. Die Regelung des Lebens war im wesentlichen eine juristisch-wirtschaftliche, vielleicht noch kirchliche Angelegenheit. Hitler ist der erste große Führer, der das erkannt hat, der zugleich weiß, daß eine rein geisteswissenschaftliche Lenkung unbefähigt ist, das Problem zu lösen. Die Aerzte und Lebensforscher müssen sich daran grundlegend beteiligen.

Das erste ist: Liebe, Ehe, Nachkommenschaft sind nicht frei von Bindungen, sind nicht „liberalistisch", sondern „volksverpflichtend" zu regeln und zu gestalten. Der neue kategorische Imperativ lautet: Auslese und Aufzucht deutscher Rasse, Verhinderung lebensunwerten Lebens. Wie wird zu tiefst dieser Anspruch begründet? Durch eine Gottverbundenheit des Volkes. Aber — hier muß eine grundlegende Tatsache betont werden. — Hitler weist eine falsche, aus einem verweichlichten Christentum entstandene Einstellung zurück, die sich eines Teiles der Verantwortung unter Verweisung auf Gottes Hilfe — Ehen werden im Himmel geschlossen — entziehen wollte. Er hat in seiner Königsberger Rede ein Wort für die ganze Welt geformt: wir wollen unsere Pflicht tun, wir wollen in eigener Verantwortung arbeiten und schaffen, wir wollen auf unsere eigne Kraft bauen! Und dann am Ende werden wir vor den Herrgott hintreten und werden ihn bitten: gib Du jetzt Deinen Segen dazu!

Damit machte er einen doppelten Trennungsstrich: ein tief religiöser Mensch nimmt Abstand von den Gottlosen und verwirft zugleich die übliche, weichliche Form christlicher Schicksals- und Fügungsfassung. Es geht um den Schicksalsbegriff, wenn man es recht versteht. Schicksal ist aber die Willensformung der Gegebenheiten, die Bestimmung aller wichtigen Lebensentscheidungen von innen her. Dazu gehört aber in erster Linie die Ehe zur Fortpflanzung, richtige Auslese, die Pflicht, Kinder zu haben. Viele Quellen zur Erfüllung dieser Aufgaben sind verschüttet und müssen neu zu quellen beginnen. *)

Kehren wir zur Lage des Arztes zurück. Die individuellen Pflichten im einzelnen Krankheitsfall und seine Aufgaben liegen klar und bedürfen nur einer etwas lebensvolleren Orientierung. Nach meinen Erfahrungen wird allerdings noch zu wenig Wirklichkeitswille und Anerkenntnis der einmal gegebenen Lage verlangt. Die Rechte des Kranken, der Anspruch auf eine gewisse Aufklärung hat, werden noch zu wenig respektiert. Weichliche Verschleierungspolitik, mangelnde Anforderung an den Gesundheitswillen, die aus der falschen, deterministischen Einstellung der Aerzte entfließt, lähmen seine therapeutischen Mittel. Eins der wichtigsten Arzneimittel, welches ein Arzt seinem Kranken reichen kann und muß ist das: ich will und ich kann! Das kann aber nur ein Arzt reichen, der selbst frei ist, der den „Psychoanalismus" und die Zerlegung allen seelischen Geschehens in bedingte und unbedingte Reflexe, die leider auch in Deutschland die Geister infiziert hat, völlig überwunden hat. Wie wenig Wirklichkeitswille im Universitätsunterricht steckt, das zeigt die mangelnde Berücksichtigung der Biologie, die fehlende Verarbeitung der Lehren, die Driesch und vor allem der stille Lebensforscher v. Uexküll formuliert haben. Daß ein Buch, wie das von Schallmeyer nicht grundlegend in den klinischen Unterricht der inneren und chirurgischen Klinik eingebaut ist, daß die Studenten kaum den Titel kennen, geschweige den Inhalt, spricht für den Wissenden Bände. Rassehygiene als Lehrfach kann diesen Fehler nicht gutmachen, da notwendigerweise dann kein lebensvolles und am Kranken zu zeigendes Bild sich gestalten läßt. Ich habe bei Besprechung des Krebsproblems darauf hingewiesen, daß es zur Klärung der Geschwulstfrage darauf ankäme, daß die Aerzte mit „Mutationsaugen" ihre Kranken betrachten lernten, weil sie so überall die geheimen Pfade und Spuren sehen lernen würden, die durch falsche Auslese in den Nachkömmlingen entständen! So bleibt auch hier noch ein reiches Feld der Arbeit für die nächsten Jahrzehnte. Was Hitler als Aufgabe stellt und schon erfüllt sieht im Blick über Generationen, daran wird noch die Arbeit vieler Generationen zu gestalten haben.

2.

Viel größer und schwieriger fast noch sind die Aufgaben, die vom Einzelmenschen mit seinem Erbglück und Erbleid in Hinsicht auf seine Fortpflanzung zu lösen sind. Ich kann

*) Siehe „Deutsche Rundschau", Dezember 1930 und Januar 1931.

hier nur auf einige wenige Punkte eingehen und hinweisen, da es unmöglich ist, die ganze Fülle der Probleme zu umreißen. Gewiß, man kann einfache Formulierungen geben, denen jeder Vernünftige zustimmen wird. So den Satz: Säufer und Idioten müssen vom Fortpflanzungsgeschäft ausgeschaltet werden. Dazu gewisse Formen schwerer geistiger Erkrankung. Gewiß, man kann sagen: eine zu weit getriebene Geburtshilfe wird mancherlei kindliches Leben erhalten, welches die Vorbedingungen krankhafter Geburt und damit eine Unsumme von Schädlichkeiten, die sich für Mutter, Kind und die Allgemeinheit ergibt, weitergeben kann. Hier sind Gesetze eine mögliche Form der Ordnung und Regelung. Sie werden gegeben werden und helfen, viele Schäden zu beseitigen*). Aber die Ausschaltung von Säufern, Idioten usw. — das sind doch alles nur negative Faktoren. Gewiß: sie werden manchen Nutzen bringen, aber im Ganzen: ein Tropfen auf einen heißen Stein sein, wenn nicht positive Aufbauarbeit geleistet wird. Damit aber beginnen erst die größten Schwierigkeiten, die hauptsächlich dem Arzt als Aufgabe gestellt sind.

Suchen wir da ganz systematisch einige Linien aufzuzeigen, die richtungweisend sein können. Zuerst: die Wartung und Leitung der Geburt hat eine unheilvolle Entwicklung genommen. Ueberall hat man in falsch verstandenen Zielen große Frauenkliniken gebaut und damit die Geburt, die normale Geburt aus dem Rahmen der Häuslichkeit, in den sie gehört, aus der Familie in die Oeffentlichkeit gerückt. Diese Lösung des Kindes schon bei der Geburt aus dem Hause ist unheilvoll. Man sage nicht, daß sich dadurch etwa die Zahl der Wochenbett-Todesfälle verringert habe. Es ist nicht gelungen und wird nicht gelingen, die Dinge wesentlich von dem augenblicklichen Stand herunter zu bringen. (Klinik (Bumm): 0,5, Privathaus: 0,5—0,4 Prozent Mortalität!) Kein vernünftiger Arzt wird und kann etwas gegen die Einrichtung von Gebärkliniken sagen, aber sie sollen nach Art und Größe eingerichtet sein für pathologische Geburten. Der Sinn einer solchen Stellungnahme ist der, daß die Mütter es wieder selbstverständlich finden, daß sie ihr Kind zu Hause bekommen und nicht in der Klinik, während augenblicklich die Verhältnisse sich fast umgekehrt haben. Die notwendige Pflege läßt sich auch durch Gemeindeschwestern und die dann wieder häufiger zu den häuslichen Geburten zugezogenen Aerzte erreichen.

Dadurch wird auch wieder die durchaus notwendige Vertiefung der Stellung des praktischen Arztes zur Familie erreicht. Sie bindet fester, diese Ueberwachung und Hilfe bei der Geburt, als die Behandlung einer Grippe. Der Arzt kommt dadurch wieder in eine beratende Stelle hinein, die durchaus notwendig ist, wenn man aufbauende Rassenverbesserung treiben will. Er muß wieder Berater der Familie in Ehefragen werden oder besser, er muß es in diesen Zeiten erst recht von Wissen und Herzen werden. Die ganz unpersönlichen Beratungsstellen haben sich durchaus nicht bewährt und hatten sich, wie man mit Recht kritisiert hat, mehr zu Beratungsstellen zur Geburtenverhütung ausgewachsen. Ich glaube überhaupt, daß nur ein wieder stärkeres Eindringen des praktischen Arztes in die Familie die Aufgaben lösen kann, die gelöst werden müssen. Nur er kennt alle Familienmitglieder, nur er wird deshalb die verschiedenen Formen, in denen Erbgegebenheiten in der verschiedenen Kindern sichtbar werden, als einheitliches Erbbild erfassen.

Dazu muß allerdings als Vorbedingung eine andere Ausbildung gegeben werden, als sie jetzt besteht. Die Genpathologie, wie Bauer sein Buch getauft hat (welches bisher nicht erscheinen konnte, da es ihm jede Möglichkeit eines Fortschrittes durch den Einfluß der Schulmedizin gekostet hätte) ist eine der vielen durchaus notwendigen Grundlagen, die geschaffen und in einem lebendigen Unterricht eingebaut werden müssen. Die Unmenge von Filterundichtigkeiten — wie ich die mangelnde Fähigkeit getauft habe, den

*) Ist inzwischen erfolgt.

Körper vor dem Eindringen schädlicher Stoffe zu bewahren — wird besonders im frühen Alter und in ihren verschiedenen Formen bei den verschiedenen Kindern zusammengeschaut werden können und so unmittelbar dem Verständnis zugeführt werden. Die Individualmedizin wandelt sich in eine solche der Familie, der Erbstämme. In erhöhtem und noch weit komplizierterem Maße gilt das für die seelischen Eigenschaften und Begabungen. Hohes Urteil und gutes Wissen ist hier vom Arzt zu fordern, aber fast noch wichtiger: tiefer menschlicher Takt und scheue Zurückhaltung gegenüber allen sexuellen Fragen, kurz die gegenteilige Haltung, wie sie sich durch die Psychoanalyse breit gemacht hat. Ablenkung, geeignete Umwelt, Sport und die dringendste Wohnungshygiene: das sind die Ziele, denen wir nachstreben müssen, wenn es wieder gelingen soll, aus der Sexualität die zarte Blume der Liebe zum Erblühen zu bringen. Abgesehen — das ist ja selbstverständlich — von dem günstigen Einfluß, den es auf das ganze Leben hat, ist das im Sinne einer gesunden Rassenpflege noch besonders wichtig. Die starke rationale Ueberbauung des ganzen Lebens, Denkens und Fühlens hat die richtigen Leitkräfte, die ganz im Geheimen im Gemüt zu tiefst gelagert sind, so stark beeinträchtigt, daß sie die wichtige Aufgabe: die Menschen bei der Wahl eines Lebensgefährten zu lenken, nicht mehr erfüllen können. So werden die Gefühle irregeleitet, und herauskommen Ehen und Kinder aus diesen, die alle Hoffnungen auf Rassenverbesserung und -reinigung illusorisch machen.

3.

Ich habe schon früher betont, daß allzugroße Freizügigkeit rasseverschlechternd wirkt, daß eine gewisse Inzucht in weiteren Kreisen von bodenständigen Familien günstig und zu begrüßen ist. Ein Bauerngeschlecht muß auf eigener Scholle heranwachsen, das ist der Jungborn für jedes Volk. Neben dem äußeren Leben und seinen Einflüssen ist dabei die Hauptsache, daß der Kreis der zur Auswahl kommenden Lebensgefährten eingeengt wird. Das gleiche gilt, wenn wieder die ständische Gliederung des Volkes durchgeführt ist, die in gleicher Weise wirkt.

Die wirtschaftliche Stützung der Kinderreichen ist im Rahmen der Probleme selbstverständlich und steht ja auch schon vor der Verwirklichung. Immer wieder muß man daran erinnern, welch ungeheurer Schatz an Kulturwerten aus den protestantischen Pfarrhäusern mit ihrem großen Kinderreichtum hervorgegangen ist.

Eine schwierige Frage ist die Bekämpfung der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten. Sitte, Aechtung, Aufklärung und Eingliederung der Zugehörigen in den Arbeitsprozeß sind unsere Waffen. Der Arzt wird die schwierige Aufgabe haben, als Hausarzt die Aufklärung über das Unheil der Geschlechtskrankheiten anzubahnen, ehe das Kind ins Leben heraustritt. Wenig durchgreifende Erfolge bei viel Idealismus und Arbeit werden diese alte Menschheitsfrage noch auf lange Jahrzehnte hinaus nicht zur Ruhe kommen lassen. Viel Nutzen könnte geschaffen werden durch Zerschlagung der Großstädte.

Daneben ist ein wichtiger Vorstoß unternommen durch die Heiratsprämien, die Eheschließung zu erleichtern und besonders in den stark gefährdeten Jahren zu ermöglichen. So sehen wir überall den gesunden menschlichen Sinn am Werke, Grundlagen zu schaffen, auf denen der Kampf um die Rasse geführt werden kann.

Die Mischehe wird durch die gegebene Sachlage hoffentlich auch ohne gesetzliche Maßnahmen verschwinden. Hoffentlich sage ich, denn das will meinen, daß nach Ueberwindung der Vergangenheit doch so viel gesunder Rassensinn im deutschen Volke lebt, daß ein Gesetz nicht notwendig ist.

Eine letzte und ebenfalls wichtige Vorbedingung ist die Vereinheitlichung und damit Stärkung der evangelischen Kirche. Damit wurde die Grundlage geschaffen, auf der das tief religiöse Bedürfnis des deutschen Volkes, das Gefühl der schlechtinnigen Abhängigkeit, wie es Schleiermacher so schön genannt hat, in das Bett einer lebensdurchpulsten

Kirche geleitet werden und so wieder eine feste Lebensverankerung in breite Volksmassen getragen werden kann. Das Leben fürs Volksganze kann wohl zur Richtlinie für das Leben des Einzelnen gemacht werden, aber Lebensziel und Inhalt müssen jenseits verankert sein. Nur ein tiefer Lebensglaube kann dem Menschen in Glück und Leid wirklich von Grund aus helfen, sein Leben auch unter schwierigen Bedingungen reich und glücklich zu machen — das weiß niemand besser als der Arzt. Heiligkeit und Heiligung der Ehe, der Familie, des Kindes kann endlich einen Halt gegen den Bolschewismus geben, der das Universum zerstört. Das ist Sinngebung der Geschichte. Das ist der letzte Sinn einer jenseitigen Verpflichtung: Sorge um die Rasse, um gesunde Kinder nicht in weichlichem, halb unverantwortlichem Gewande eines verwässerten Christentums: Gott schenkt die Kinder — sondern in selbstverantwortlicher Handlung, für die wir einstehen müssen vor unserm Volke, vor Gott. Nicht mit Gott wollen wir handeln, sondern zu Gott hin als dem letzten Richter über unsere Verantwortlichkeit!

Franz Dülberg

Der Schöpfer der westnordischen Bildform

Zum vierhundertsten Todestag des Lucas van Leyden

Wenn wir Deutsche uns mit unsern westniederdeutschen Nachbarn und insbesondere mit den Holländern vergleichen wollen, so trifft unsere Aufmerksamkeit auf ein starkes trennendes Merkmal. Die Uhr dieser beiden Völker ist nicht die gleiche. Dies gilt ebenso von der Art, in welcher der Deutsche und der Holländer Entscheidungen der Sitte, der Gewohnheit, der gesellschaftlichen Anordnung und der Politik fällen, wie von dem Ablauf wichtiger Entwicklungen des Kulturlebens. Für den geschichtsbewußten Deutschen ist die Zeit, die wir mit einem gewiß nicht erschöpfenden Wort „Renaissance" nennen, das Gefäß der alles in allem höchsten bisher erreichten Vollendung. Albrecht Dürer und seine Zeitgenossen haben die deutschen Formmöglichkeiten so bezwingend in sich gefaßt, daß ein Schinkel, ein Schadow und andere es noch auf lange hinaus schwer haben werden, mit den Meistern der Wende vom fünfzehnten zum sechzehnten Jahrhundert als Verkünder der heimlichsten deutschen Werte zu wetteifern. — Den holländischen Meistern der Dürer-Zeit haftet hingegen unverkennbar das Kennzeichen des Vorläufertums an. Am sichtbarsten tritt diese Eigenschaft auf dem Wege der Leidener Schule zutage: mit dem um 1495 als junger Mann verstorbenen Geertgen tot sint Jans beginnend über Engelbrechtszoon zu Lucas van Leyden und erlöschend zu Jan Swart van Groningen blitzt der Entdeckerfunke hindurch. Aber auch der Haarlemer Hofmaler Jan Mostaert, der fruchtbare Amsterdamer Jacob Corneliszoon und der nach Köln gewanderte „Meister von Sankt Severin" setzen, häufig tastend den Fuß auf Neuland. Oft erscheinen sie noch ein wenig kernschwach, gleich als hätten sie dunkel empfunden, daß es ihre Hauptaufgabe sei, den Rahmen einer Form zu spannen, die erst das siebzehnte Jahrhundert in Besitz nehmen sollte.

In Deutschland erleben wir die herrlichste Vorblüte, der die letzte Reife der Frucht versagt blieb. In Holland bilden Errungenschaften beseelter Form die schöne Bettstatt, aus der nach drei Generationen sich der Erbe zu kraftvollem Schaffen erheben konnte.

Ganz anders sind wiederum die Höhepunkte bei beiden Nationen im Reich der redenden Künste verteilt. Holland besitzt eine sprachgewaltige Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts, die in feierlicher Heraldik und in breitem, verständigem Humor die deutsche Dichtung der Barockzeit vielfach hinter sich läßt. Die aber dann von den Holländern selber als etwas Kostbares, in sich Abgeschlossenes bewahrt wird. In Deutschland aber erhebt sich aus einer nicht völlig gezähmten Dichtersprache des siebzehnten Jahrhunderts jenes herrliche Vorstürmen von Christian Günther zu Lessing, Lenz und dem jungen Goethe!

Eine seltene Fügung will es, daß die gleichzeitigen und durch persönliche Begegnung miteinander verbundenen Führer der bildenden Kunst beider Länder in der Renaissance-Zeit das beiderseitige Volksschicksal in Kunstdingen aussprechen. Albrecht Dürer, der Nürnberger, handelt als Künstler vor allem stets verantwortungsvoll. Wenn ihn Goethe den „Männlichen" nannte, so wußte er, welches Eigenschaftswort er wählte. Frühreif, mit vierzehn Jahren bereits Schöpfer von Zeichnungen, die er und andere des Aufbewahrens würdig erachteten, hat Meister Albrecht dennoch sein Leben hindurch den Grundsatz innegehalten, sich Zeit zu lassen. Oft ein Erfinder von hinreißender Augenblicklichkeit, verdarb er sich bisweilen einen Einfall durch allzu gewissenhafte Ausarbeitung, da er nicht darauf verzichten konnte, seine letzten Möglichkeiten auszuschöpfen.

Im Gegensatz zu der bärtigen, lockigen Männlichkeit Dürers ist Lucas van Leyden auf den ersten Blick wirklich nur „ein kleins Männlein, das in Kupfer sticht". So zeichnet ihn Dürer bei der Antwerpener Begegnung in sein Tagebuch ein, und so hat ihn Ludwig Tieck in seinem Sternbald-Roman abgeschildert. Wir sehen heute das Wunderkind, das sich der früh errungenen Fertigkeit freut. Das aller Schwierigkeiten Herr wird, wenn wir unter „Herr werden" das Finden einer auf Jahrhunderte hinaus gültigen formalen Losung verstehen. Das zu einem jungen, von der Gesellschaft seiner Mittelstadt verwöhnten Manne geworden, schon von den ersten Todesschatten heimgesucht, nicht in Worten, aber in Handlungen das innere Wissen kundgibt, welche Gefilde ihm, dem Wegbereiter, zu durchfurchen bleiben. Der dann doch in der Ergründung eines menschlichen Kopfes, in dem Mitfühlen des tiefen zwischen Mensch und umringender Natur sich ergebenden Einklangs, inmitten reicher Werkfülle eine kleine Zahl von Dingen geschaffen hat, die aus der Seele heraus leben.

Es war wirklich nicht nur „weil über Dürer schon so viel gearbeitet war", und weil man gern wissen wollte, ob Rembrandt sich nicht zu Unrecht auf den einhundertzwölf Jahre älteren Landsmann als Sammler und Nachgestalter berufen hätte — wenn in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die Forscher sich des reichen, bereits 1797 von Adam Bartsch liebevoll beschriebenen Kupferstichwerks, der vielfach verzettelten Zeichnungen und der oft in ihrer Herkunft verkannten Gemälde des Lucas von Leyden annahmen. Die auf den ersten Blick verwunderlichen Angaben des alten Karel van Mander, der 1604 in seinem „Schilderboeck" die Biographien der niederländischen und hochdeutschen Maler darbot, wurden nur in Nebenpunkten durch die Leidener Archivforschung der Kammelman Elsevier, L. Dozy, Blok, Overvoorde, Bredius berichtigt. Ungefähr gleichzeitig begannen Max J. Friedländer und der Verfasser dieser Zeilen den Meister im Zusammenhang der Kunstentwicklung seines Landes anzuschauen. Sidney Colvin veröffentlichte den größten Zeichnungsschatz des Künstlers, und Campbell Dodgson beleuchtete die von Lucas für den Holzschnitt ausgeübte Tätigkeit. Nachdem Nicolaes Beets 1913 die bisher einzige neuere wissenschaftlich begründete Biographie des Meisters erscheinen ließ, brachten Rosy Kahn und Ludwig von Baldaß Einzelstudien, jene über den Graphiker, dieser über den Maler Lucas heraus. Nur den Maler und Zeichner in der Entwicklungsreihe der zeitlich und örtlich benachbarten Künstler Jan Mostaert und Cornelis Engelbrechtszoon behandelt geistvoll Max J. Friedländer im zehnten Bande

seiner „Altniederländischen Malerei" (Berlin, Paul Cassirer), nachdem er bereits 1928 im Leipziger Verlag von Klinkhardt & Biermann die „gedruckte Kunst" des Leideners herausgegeben hatte. Die jede Einzelheit ausdeutende Darstellung, der „Thausing" des holländischen Frühmeisters ist uns noch nicht beschert worden.

*

Ein eigenartiger Bursche muß es gewesen sein, der nach van Manders gut beglaubigter Erzählung um die Wende vom Mai zum Juni 1494 in Leiden zur Welt gekommen war. Schon der Vater, Hughe (Hugo) Jacobszoon, übte das Malerhandwerk aus. Der Knabe, klein bleibend, wohl mit der Anlage zur Schwindsucht behaftet, strebt nach einer neuen Kunst, die man in Leiden noch kaum pflegte, der des Kupferstichs. Weniger die Landesgenossen wie der durch leidenschaftliche Passionsszenen uns auffallende Meister „J. A. von Zwolle", als die mächtigen Oberdeutschen: Martin Schongauer, der Kolmarer Meister, und der dreiundzwanzig Jahre ältere Albrecht Dürer werden ihm zu Vorbildern. Das rein Handwerkliche soll ihm ein Harnischmacher beigebracht haben, der Verzierungen in Rüstungen einätzte. Die Verwandtschaft spricht die Begabung des Wunderknaben in der Stadt herum. Der angesehendste Mann am Platze, Herr van Lockhorst, kauft dem Zwölfjährigen ein Gemälde ab, das die Legende des Heiligen Hubertus darstellt. Aber auch die Buchdrucker werden auf ihn aufmerksam. Ein Brevier, in Leiden 1508 gedruckt, trägt als Titelholzschnitt einen Heiligen Martin zu Pferde. Die Zeichnung, keck vom Augeneindruck her das Körperliche erratend, erweist sich als Lucas' Eigentum durch den Vergleich mit seinen frühen Kupferstichen. Noch im gleichen Jahr bringt der — wenn das Geburtsdatum richtig überliefert ist — erst Vierzehnjährige den berühmten Stich heraus, der eine krause mittelalterliche Sage von dem armen Mönch Sergius und dem betrogenen Mahomet erzählt. Der Nachmittagsschlummer des beturbanten Orientalen, die Behutsamkeit des auf den Zehen schleichenden bärbeißigen Mörders, vor allem aber die Frühlingslandschaft am Waldesrand — alles dies ist bei einigen Ungeschicklichkeiten der Zeichnung mit frischem Erfassen wiedergegeben. Das Blatt erregte rasch den Appetit der Südländer: Marc Antonio Raimondi in Bologna, der Stecher erst Francesco Francias, dann Raffaels, machte sich die Hintergrundlandschaft für einen Kupferstich nach Michelangelo zunutze.

Schon damals funkten die geistigen Signale zwischen den Ländern hin und her: schon früh spricht Lucas in einigen Stichen seine Sehnsucht nach südlicher Körperschönheit aus. Weniger Dürer als der Venetianer Jacopo dei Barbari, wahrscheinlich auch der Südniederländer Jan Gossaert, heute meist Mabuse genannt, der vielfach bei Utrecht und bei Vlissingen arbeitete, waren hier die Vermittler.

In vielen der frühen Stiche des Künstlers begegnet uns die Augenblicklichkeit der Bewegungsverfassung, die dem aus Leiden gebürtigen, kurz nach Lucas' Geburt verstorbenen Geertgen tot Sint Jans eignete, dem Maler des gefeierten Haarlemer Johanniter-Altars, dessen Reste die Wiener Staatsgalerie besitzt. Zugleich sehen wir ein Vordeuten auf Dinge, die erst Rembrandt zu voller Aussage bringen sollte. So in dem Blatt, wo der Knabe David dem von bösen Träumen geplagten Saul auf der Harfe vorspielt und der König mit mahlendem Unterkinn bereits den Speer in der Hand wägt, den er nach dem Sänger werfen wird. Hier ist schon Vieles von der schweren Stimmung des großen Rembrandt-Bildes „David und Saul" im Haag, jener opfervollen Erwerbung, die Abraham Bredius für sein Land machte, vorausgenommen.

Zu gründlicherer Erlernung des Malerhandwerks war Lucas um das Jahr 1509 in der Werkstatt des mehr denn zwanzig Jahre älteren Cornelis Engelbrechtszoon tätig. Das zeigt uns eine Reihe gestochener Rundblätter aus der Passion, die als Vorlagen für Glasscheibenätzung dienen sollten. Aus den Stichen klingt uns das leidenschaftliche Aufschreien entgegen, das den nicht ganz seltenen Passionsgemälden des Meisters Cornelis

entspringt. Nach Friedländer hat Lucas an dem großen Kreuzigungsaltar mitgewirkt, den Engelbrechtszoon für das Kloster Marienpoel, zu Deutsch „Unserer lieben Frauen Sumpf" malte.

In der Hauptlinie seines Schaffens ging aber der Kupferstecher Lucas einen eigenen Weg, der ihn vom Nacheiferer Schongauers und Dürers zum Mitbewerber Raffaels werden ließ. Sein Trachten kreiste um die gestaltenreiche, mit absichtslos wirkender Natürlichkeit in den Raum gestreute Komposition, wie sie Geertgen bereits in Angriff genommen hatte. In der „Bekehrung Pauli" von 1509, mit der er an den Kolmarer Meister anknüpft, führt er den Zug mit dem, in seiner Betäubung seherisch erfaßten künftigen Apostel noch in einer einzigen geschwungenen Linie. Schon ein Jahr später aber, 1510, baut er in dem großen figurenwimmelnden „Ecce Homo" eine mehrteilige Bühne auf. Erregtes Volk, Stadt, Himmel, Palastanlage, Gebirge, alles kommt zu seinem Recht — nur leider wirken Pilatus und sein erhabenes Opfer fast wie Nebengestalten. Rembrandt hat in seiner großen Radierung des Stoffes sich den Baugedanken des Vorgängers angeeignet, aber lieber die Weiträumigkeit eingeschränkt, als daß er den ergreifenden Anblick des Heilands hätte verkümmern lassen. Sieben Jahre vergingen, und der Dreiundzwanzigjährige stellt in seinem „Großen Kalvarienberg" ein Kreuzigungspanorama auf, das Dürers einfallsreichste Erfindungen in der Natürlichkeit der Anordnung hinter sich läßt. Freilich räumt er in dem gewellten Hügelgebiet Golgathas dem vielgestaltigen Pöbel und den nach heute schwer begreiflicher Sitte bei der Hinrichtung anwesenden Kindern die besten Plätze ein, so daß man Christus und die beiden Schächer beinahe suchen muß. Das Ziel, das Lucas in diesen raumschwelgerischen Kompositionen verfolgte, war eben ein künstlerisches im engeren Sinne, sozusagen ein artistisches. — Den Fehler, den er mit der Wegdrängung der Hauptgestalten beging, hat Lucas wohl eingesehen; jedenfalls hat er ihn nicht mehr allzuoft wiederholt. Auf der „Anbetung der Könige" von 1513, einer etwas gedrückten Porträt-Versammlung, und vor allem beim „Tanz der Heiligen Magdalena" von 1519, einem mit stillem Humor wiedergegebenen Ringelreihen der guten Gesellschaft, flüchten die Träger der Handlung nicht vor den Augen des Betrachters.

Von den Gemälden des Künstlers besitzt Berlin vielleicht das früheste erhaltene Stück in der „Schachpartie". Ihr haftet etwas von dem bräunlichen Ton und der harten Kopfcharakteristik mancher Gemälde des Engelbrechtszoon, in der Aufreihung der Gestalten eine noch an die ältesten Gildenporträt-Gruppen der Holländer gemahnende Steifheit an. Aber welchen kühnen Vorstoß mochte damals ein Halbfiguren-Bild aus dem täglichen Leben der Zeitgenossen bedeuten! Lucas hat den Stoff wenige Jahre später in den weitaus überlegenen „Kartenspielern" der Sammlung des Earl of Pembroke in Wilton House leichter, gelockerter behandelt. Gedrängter Reichtum an kraftvollen Ratsherrenbildnissen und munterem Trachtflitter kennzeichnet zwei Halbfigurenstücke der frühen Jahre: „Susanna vor dem Richter" in Bremen und „Jepthas Rückkehr" in der Rotterdamer Sammlung van Beuningen. Durch feinere und edlere Ausfeilung schließt sich auf höherer Stufe die gleichfalls in Halbfiguren angelegte „Anbetung der Könige" der Chicagoer Sammlung Ryerson an. Hier überrascht Lucas durch den Mauerausblick auf den Troß, der sich in einer wilden, so unholländisch wie möglich gesehenen Stadtlandschaft tummelt. Die Jahreszahl 1511 finden wir auf der in fahles Spuklicht gesetzten „Versuchung des Heiligen Antonius" in Brüssel, wo der Künstler die höllische Beamtenschaft in Tiergestalten kleidet, und auf dem eigenartig erregten, in einheitlich graugrünem Ton gehaltenen Porträt eines älteren Mannes in der Sammlung des Barons Thyssen.

Auch bei Berücksichtigung der nächstpersönlichen Beteiligung des Autors erstaunlich, schließt sich das Selbstbildnis in Braunschweig, bereits 1620 als solches gestochen, an.

Die großen, schönen Augen, die unregelmäßige Stumpfnase, die vorgeschobenen sinnlichen Lippen, das zurückfliehende Kinn, die faltigen, herabhängenden Wangen bilden ein bezwingend eindringliches Ganzes.

Die überraschend reiche Feuerwerks- und Landschafts-Malerei um den äußerst bekleideten schäkernden Loth beim Brande Sodom's im Louvre, der Hiob bei Viscount Lee in Richmond, dessen Leid wortwörtlich austrompetet wird, die Predigtszene in Amsterdam, im Architekturschmuck ungemein aufschlußreich, nach Friedländer unter Beteiligung eines Sohnes des Engelbrechtszoon zu Ende geführt, dann der zartfarbige heilige Hieronymus und die prunkende Engelmadonna, beide in Berlin, runden die Anschauung von dem Maler Lucas der Mittelzeit glücklich ab.

*

Rascher Aufstieg, bunte Erlebnisreihe waren wohl auch für das bürgerliche Dasein des jungen Meisters bezeichnend. Bereits 1514 wird er unter den Stadtschützen genannt. Aehnlich frühzeitig hat sich sein Liebesleben entwickelt: er wurde Vater einer unehelichen Tochter, die ihrerseits heiratete und ihn neun Tage vor seinem vor Erreichung des vierzigsten Lebensjahres eintretenden Tode mit einem Enkelsohn beschenkte. Offenbar hat ihm das Abenteuer in den maßgebenden Kreisen wenig geschadet. Der Maler gewann ein Fräulein van Boschhuyzen, eine Tochter aus ratsherrlichem Geschlecht zur Frau. Die adlige Liesbeth aber gebar ihm keine Kinder und überlebte den Gatten nur um wenige Jahre. Ein etwas „unregelmäßiges" Familienmitglied war der Bruder Dirc Hughensz, ebenfalls ein Maler. Mit dem beschäftigten sich verschiedentlich die städtischen Gerichte, und, um für ihn als Bürge aufzutreten, mußte Lucas im Sommer 1521 seinen Antwerpener Aufenthalt abbrechen.

Schon vorher war in die große Begabung des noch nicht Dreißigjährigen ein Element flackernder Unruhe getreten. Einwirkungen von zwei Seiten scheinen vorübergehend die Selbständigkeit zu gefährden. Lucas hält sich in dem Stich, den er zum Gedächtnis des soeben verstorbenen Kaisers Maximilian ausführt, für den Kopf ziemlich genau an Dürers Holzschnitt und wendet im Beiwerk die Radierung in ähnlichem Sinn an, wie wir sie auf Dürers „Großer Kanone" finden. In der Kupferstichpassion von 1521, in einer Apostelfolge verrät er seine Abhängigkeit von Dürer gerade da, wo er versucht, es anders zu machen. In Wettbewerb mit ihm tritt er durch das Hieronymus-Blatt vom gleichen Jahr, wo er die grüblerische Gestalt des Kirchenvaters zur Hauptsache macht — nur weil Dürer in seinem „Hieronymus im Gehäuß" den Nachdruck auf die Innenraumwirkung gelegt hatte. Edelste Beispiele solchen Wettbewerbs sind einige Zeichnungen, männliche und weibliche Bildnisse von vornehmer Ruhe der Auffassung, in London, in Leiden, in Weimar und Stockholm. Diesen Blättern reiht sich zwanglos das vollendetste gemalte Porträtstück des Meisters an, das uns in Londons Nationalgalerie mit einem groß und überzeugt blickenden, achtunddreißigjährigen Denker bekanntmacht.

Die zweite Beziehung, die nunmehr bewegend und verwirrend bei Lucas auftritt, ist die zu Jan Gossaert Mabuse. Gossaert malte, seltsamerweise gerade im Schloß eines Kirchenfürsten unweit von Utrecht, einen Saal mit Nacktdarstellungen aus der antiken Göttersage aus; diese Triumphe blendender Körperpracht ließen den Leidener nicht schlafen. Er, der, wie Friedländer annimmt, den südniederländischen Kunstgenossen auf dem Prunkstich „Vergil im Korb" von 1525 abgeschildert hat, beschäftigte sich nunmehr eifrig mit den Raffael-Stichen des Marc Anton, der ja seinerseits vor Jahren bei Lucas eine Anleihe gemacht hatte. Eine Anzahl von Stichen aus den Jahren 1527, 1528 und 1530 — eine Venus auf Wolken, eine Reihe der Sieben Tugenden, Mars und Venus, Loth und seine Töchter — zeigen eine wunderliche Mischung von Renaissance-Vorschriften, Dürerischer Formenfestigkeit und — eigener Beobachtung, die doch oft wieder durch-

schlägt. Allein entscheidend wurde jedoch diese geistige Kompilgerschaft für den Künstler ebensowenig wie die Mabuse'sche Formenfülle seiner zwei späten gemalten Madonnen in der Pariser Sammlung Schloß und im Osloer Museum.

Von zwei Reisen des Lucas van Leyden haben wir Nachricht: die eine führte ihn 1521 nach Antwerpen. Dürer gedenkt in seinem Reisetagebuch einer Einladung des Kunstgenossen, der anscheinend in der fremden, großen Stadt auch Haushalt führte. Er hat den Siebenundzwanzigjährigen gezeichnet — das Blatt des Liller Museums zeigt einen schmalen Menschen mit herabfallenden Schultern, der etwas gespannt sich Haltung gibt. — Sechs Jahre später trat Lucas eine zweite Fahrt nach Seeland, wo Gossaert jetzt im Dienst der Markgrafen von Veere arbeitete, durch die flandrischen und Brabanter Städte an. Fröhliche Künstlerbankette erheiterten die Geschäftsreise, bei der es um den Absatz der inzwischen auf fast 200 Nummern angewachsenen Kunstdruckblätter ging. Ganz ähnlich wie dem großen deutschen Mitstrebenden, der die Niederlandfahrt nur um sieben Jahre überlebt hat, scheint auch für Lucas entweder das rasch wechselnde Seeklima oder die Fülle der Gastereien zum Verhängnis geworden zu sein. Sechs Jahre kämpfte der Meister mit der auszehrenden Krankheit; er ließ sich sein Handwerkszeug so einrichten, daß er auch im Bette liegend arbeiten konnte. Zwischen Ende Mai und Anfang August 1533 ist er dann seinem Leiden erlegen, nachdem er, geistig ein echter Mensch der Renaissance, als letzte stecherische Arbeit ein kleines Blatt, eine Pallas Athene, vollendet hatte. Seine Schule erlosch früh mit dem hauptsächlich in Gouda wirkenden Jan Swart van Groningen und dem Amsterdamer Cornelis Teunissen; doch wurde er um das Jahr 1600 von dem erfolgreichen Kupferstecher Hendrik Goltzius neu entdeckt und zum Klassiker gestempelt.

*

Sein künstlerisches Testament hat Lucas van Leyden, dessen in deutschen Landen bekanntestes Bild, eine der Münchener Pinakothek gehörige, 1522 datierte Madonna mit der Heiligen Magdalena und dem Stifter, bei trüber und mißvergnügter Farbe doch in der tief und groß aufgebauten Landschaft Reize besitzt, in drei Gemälden der letzten Jahre niedergelegt: in dem 1526 in Auftrag gegebenen „Jüngsten Gericht" des Leidener Museums, in dem Moseswunder von 1527, das aus dem Palazzo Borghese in die Dürerstadt Nürnberg wanderte, und in der zwei Jahre vor seinem Tode vollendeten „Heilung des Blinden", die jetzt in der Eremitage hängt. Das „Jüngste Gericht" ist in hellem, klarem Licht und im Geist naturwissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit gesehen. Die zahlreichen Akte der Auferstandenen, zeichnerisch bis ins Einzelne durchlebt, die Stufung der Gestalten, das lockere, weiche Wolkengebilde des Himmels, die glaubhaften Feuerwunder des Höllenflügels machen das Werk zu einer Fundgrube könnerischer Errungenschaften. Seelisch hat Lucas auf den Außenseiten der Flügel sein Stärkstes gegeben in den leuchtenden Großgestalten der Stadtapostel Petrus und Paulus, die vor wildbewegter Meerlandschaft der inneren Stimme lauschen. Das Felsenwunder des Moses erfreut durch das zart aufgetürmte Waldgebirge und die geistvolle Rundkomposition. Die Petersburger Blindenheilung endlich, deutschen Kunstfreunden durch eine frühe Kopie des Aachener Museums zugänglich, gleichfalls in reicher, auf die Romantik eines Ruisdael vordeutender Waldlandschaft, läßt uns in einer Personenschar von vielleicht dreißig Köpfen alle Grade der Anteilnahme, von Neugierde bis zu leidenschaftlicher Erregtheit miterleben. Die überströmende Hingabe des Heilands ohne Rest zu gestalten — das freilich blieb einem Rembrandt aufgespart.

Lucas Hughensz van Leyden, der bereits 1510 in dem Kupferstich „Die Melkerin" den Reiz und die Trauer der holländischen Weidelandschaft einfing, der vierzehn Jahre später in seinen Kleindrucken der Zahnärzte und musizierenden Alten die Vorbilder für Hunderte von Gemälden des siebzehnten Jahrhunderts aufstellte — er war im rein

Könnerischen der Kunst ein Wegbereiter. Sein dauerndes Verdienst wird es bleiben, daß er im Wettkampf mit den großen Meistern des Südens die eigentlich nordische Form der großen Komposition auf feste Grundlagen stellte. Es schreit und jauchzt nicht aus ihm wie aus einem Mathias Grünewald, aber in Blättern wie dem der Magdalena erscheinenden Christus von 1519, in den Aposteln der Außentafeln des Jüngsten Gerichts läßt der Leidener Virtuose das Herz sprechen. Offen und aufnahmefähig für alles, was seine Zeit bewegte, hat er sich manches von anderen schenken lassen. Doch das Angeeignete wiegt nicht schwer gegenüber dem unendlich Vielen, was er in Stoffwahl, Bildaufbau, Körperbeobachtung, Gewandbehandlung, Typenschaffung, Landschaftserfassung als Erbgut hinterließ. Er schuf die Grundlagen zu der klassischen holländischen Kunst des siebzehnten Jahrhunderts.

Otto Hachtmann

Wieland ein Klassiker?

Zum 200. Geburtstage am 5. September

Soviel Glück Wieland in seinem achtzigjährigen Leben hatte, mit seinem 200. Geburtstag hat er entschieden sehr wenig: er fällt in eine Zeit, die so unwielandisch, ja so antiwielandisch ist wie nur möglich.

Uebrigens kann man nicht sagen, daß es Wieland zu seinem 100. Geburtstage wesentlich besser ergangen wäre. Die vaterländische und asketische Romantik der Freiheitskriege hielt nichts von ihm, wie schon der „Sturm und Drang" und der Göttinger Hainbund, beide eine Art Vorromantik, ihn verworfen hatten, und 1833 war im Lärm der politischen Debatten seine zärtliche Viola d'amour auch kaum zu hören. Immerhin wirkte damals, erst zwanzig Jahre nach seinem Tode, der Zauber seines großen Namens und seiner liebenswürdigen Persönlichkeit noch nach: er blieb ein großer Dichter, wenn man auch seine Lebensanschauung ablehnte. Es lebten ja damals noch viele, die den liebenswürdigen, allverehrten Greis auf seinem Gute Osmannstedt und in Weimar gekannt und geliebt hatten. Und seitdem? Gewiß rechnete man ihn immer noch zu den „Klassikern", aber er war doch schon lange vor dem Weltkriege ins Dämmerland der Verschollenheit gesunken.

Wieland fehlten zum Weiterleben im Bewußtsein der Nachwelt zwei Dinge von entscheidender Wichtigkeit: die Bühne und die Schule. Seine Dramen und Operntexte waren längst verschollen, hatten auch zu seinen Lebzeiten nur kurze Zeit Beachtung gefunden, und die Schule erwähnte ihn höchstens als Hintergrundsfigur des Weimarer Kreises, nannte pflichtschuldigst den „Oberon", weil ihn Goethe so hoch schätzte, aber Schullektüre ist Wieland — weniger aus ästhetischen als aus moralischen Gründen — wohl kaum jemals gewesen. Es ging ihm, wenn auch aus ganz anderen Ursachen, ähnlich wie dem anderen Weimaraner und verschollenen Klassiker, den man lobte, aber kaum mehr las: Herder. Auch er kein Dramatiker, auch er kein Schulautor! So blieb Wieland eigentlich nur bei den Literaturkundigen von Fach einigermaßen lebendig, aber es wurde über ihn sehr viel weniger geforscht und geschrieben als über die anderen Klassiker. Er brachte es weder zu einer guten wissenschaftlichen Gesamtausgabe noch zu einer kritischen und lesbaren Biographie. Schon die unabsehbare Menge seiner Werke ließ zu beidem den Mut nicht recht aufkommen, und er schien auch verhältnismäßig nicht so wichtig. Er war kein selbstleuchtendes Gestirn, sondern empfing sein Licht von Goethe her. Ganz durfte man ihn eben nicht fallen lassen, da Goethe ihn so außerordentlich

schätzte, ja geradezu liebte. Daß er im 19. oder gar im 20. Jahrhundert noch irgendwie eine lebendig fortwirkende Kraft bedeutet hätte, wird niemand behaupten wollen. Er war und ist verschollen.

Wer vom Publikum des 18. Jahrhunderts nur allgemeine Vorstellungen hat, wird denken, daß dieses Vergessen Wielands bei seiner doch wohl von vornherein sekundären Bedeutung selbstverständlich sei. Man meint, ein ohnehin Halbvergessener sei nur ein Ganzvergessener geworden, seit die wahrhaft Großen wie Goethe und Schiller auf den Plan traten. Dabei vergißt man aber, daß Wieland — und nicht nur in Deutschland — schon hochberühmt war, als Goethe noch ein halbwüchsiger und Schiller noch ein Kind war. Man kann ferner geradezu behaupten, daß er schon 1772 den Ruhm Weimars begründet hat, als er dorthin als Erzieher der Weimarischen Prinzen berufen wurde. Er war tatsächlich zeitlich der erste der großen Weimaraner. Und wie sein Ruhm als eines der besten, ja als des „besten Kopfes" in Deutschlands Schrifttum lange vor dem Berühmtwerden Goethes und Schillers begründet war, so dauerte er auch noch lange an, mindestens bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Daß selbst noch in den ersten Jahrzehnten des 19. genügend Leser und Verehrer der Wielandschen Muse vorhanden waren, zeigt die erst um 1820 erschienene Göschensche Gesamtausgabe in 53 Bänden.

Worauf gründete sich nun dieser Ruhm Wielands als des führenden deutschen Schriftstellers? Ueberraschenderweise viel weniger auf seine graziösen und pikanten Verserzählungen als erstens auf seinen langatmigen Entwicklungs- und Kulturroman „Agathon", den selbst Lessing als den „ersten deutschen Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmack" sehr hoch stellte und der für das lesende Publikum etwa denselben Reiz und dieselbe Bedeutung hatte wie später Goethes „Wilhelm Meister"; und zweitens auf seine Zeitschrift „Der deutsche Merkur", die viele Jahre lang dank ihrer Vielseitigkeit äußerst beliebt war. Wenn man heute diese winzigen Oktavheftchen mit ihrem schlechten Druck durchblättert, wird man sie freilich im Vergleich mit heutigen führenden Zeitschriften dürftig genug finden, aber für die damaligen Leser bedeutete sie etwas Neues und höchst Wertvolles und hat sicherlich sehr viel zur Mehrung des Wissens und zur Bildung des Geschmacks bei der großen Masse des Lesepublikums beigetragen.

Der „Agathon", als dessen Verfasser Wieland lange Zeit etwa so im Bewußtsein der Zeitgenossen lebte wie Goethe als Verfasser des „Werther" und Schiller als Dichter der „Räuber", ist für heutige Leser mit seinen endlos ausgesponnenen Gesprächen zwischen dem Athener Agathon und den Vertretern der verschiedenen Philosophenschulen seiner Zeit (4. Jahrhundert v. Ch.), unter denen die Handlung erstickt, kaum noch genießbar. So sehr uns Wielands Verse noch heute entzücken, so unerträglich ist uns der ciceronianische Periodenbau seiner Prosa. Aber das störte ja seine im lateinischen Stil aufgewachsenen Zeitgenossen nicht. So konnten sie sich denn viel ungestörter dem Inhalt hingeben, der ihnen in der Erziehung des schwärmerischen, tugendschroffen Agathon zu einem resignierten Weisen, der Sinnenglück und Seelenfrieden zu vereinen weiß, als eine vollkommene Lösung des Lebensproblem erschien.

Ein weiteres Prosawerk Wielands, das jetzt auch verschollen ist, war der komische Roman „Geschichte der Abderiten" (1781), der erst der Weimarer Zeit angehört. Für die Zeitgenossen ein Meisterwerk an satirischem Witz, für uns, abgesehen von einzelnen Episoden, ein nur mühsam zu lesendes Werk, da auch hier die Komik durch Wielands langatmige Satzperioden verschüttet wird. Wir können es nicht mehr verstehen, daß den Menschen des ausgehenden 18. Jahrhunderts die Abderiten etwa denselben Genuß an Komik gewährten wie uns Wilhelm Busch. Wir können bei der Lektüre, wie einmal jemand sehr hübsch von Molière gesagt hat, kaum noch historisch lachen; damals lachte man sich tot darüber. Von der großen Anzahl ähnlicher umfangreicher philosophischer Erzählungen, die auch ihre begeisterten Leser fanden, will ich nur noch eine nennen, die für Wielands Leben bedeutungsvoll wurde, indem er hauptsächlich ihr die Berufung zum Weimarer Prinzenerzieher verdankte: „Der Goldene Spiegel", ein Staatsroman in der Manier des Fénelonschen "Télémaque", in dem der weise Ratgeber Danischmend seinem Herrscher an den von ihm erzählten Lebensläufen seiner humanen wie seiner tyrannischen Vorgänger die rechte Kunst der aufgeklärten Regierung darlegt. Wieland war überhaupt politisch sehr interessiert und hat auch sonst, z. B. in den sehr interessanten „Gesprächen

unter vier Augen" zu wichtigen Zeitereignissen wie der französischen Revolution und dem Aufstieg Bonapartes sehr gescheit Stellung genommen.

Wenn man aber auch den Verfasser des Agathon und ähnlicher weitschichtiger und gedankenreicher Prosawerke als den großen Weisen pries, gelesen hat man wohl doch mehr die pikanten Verserzählungen, die den Geist weniger anstrengten und die Sinnlichkeit angenehm beschäftigten.

Sie behandeln, wie auch viele Prosaerzählungen, z. B. der „Don Sylvio von Rosalva", mit dem sich 1764 der heiter-sinnliche Wieland der Lesewelt zum ersten Male offenbarte, eigentlich nur immer und immer wieder dessen im Untertitel angegebenes Motiv: „Der Sieg der Natur über die Schwärmerey", wobei Natur gleich Sinnlichkeit und Schwärmerei gleich Tugendstolz oder Askese zu setzen ist. Wieland, der aus einem pietistischen Pfarrhaus stammte, die pietistische Schule Klosterberge bei Magdeburg besucht hatte, der ein Jahrzehnt hindurch unter dem starken pietistischen Einfluß Klopstocks und Bodmers gestanden hatte, der in dem schwäbischen Reichsstädtchen Biberach, wo er zehn Jahre Kanzleidirektor war, sehr viel unter pietistischer Enge zu leiden gehabt hatte, hat in den weitaus meisten seiner Werke diesen Kampf gegen genuß- und schönheitsfeindliches Muckertum geführt.

Seine Gestalten sind tugendhafte Jünglinge und Jungfrauen, die von der Sinnenliebe nichts wissen oder nichts wissen wollen und dann eines Tages unweigerlich durch den unvermuteten Anblick eines halbenthüllt schlafenden oder ganz enthüllt badenden Mädchens, oft einer Nymphe oder eines Jünglings in entsprechender Situation, meist eines schönen Hirten oder eines rüstungslos im Walde schlummernden Ritters, ihrer Unschuld oder ihren Grundsätzen untreu werden.

Natürlich mußten Wieland als Helden oder Heldinnen besonders solche Männer und Frauen erwünscht sein, die sozusagen „Professionals" der Tugend und Keuschheit waren, also Mönche und Nonnen, fanatische Jünger der stoischen Philosophie, nicht zu vergessen die Keuschheitsgöttin Diana in eigener Person. Alle, alle erliegen sie trotz ihres Sträubens den Pfeilen des kleinen Gottes Amor, bei allen siegt die Natur über die Schwärmerei. Eigentlich ist also Wieland eintönig genug, was den Inhalt angeht, aber sein noch heute wirksamer Reiz ruht in der bezaubernd graziösen, lächelnd-überlegenen Darstellung, die in jedem Vers den Mann von Geist, Humor und Menschenkenntnis spiegelt, und in der unvergleichlichen Rhythmus- und Reimkunst. Goethe hat einmal gesagt, wenn man vor Wieland einen Setzkasten auf dem Tisch ausschüttete, würden sich unter seinem Zauberstab die Buchstaben ganz von selbst zu anmutigen Reimen fügen.

Daß für Wieland aber der Vers nicht nur der Träger des heiteren Sinnenspieles war, zeigen neben seinen vielen bis zur Langweiligkeit ernsthaften Versdichtungen der ersten „seraphischen", unter Klopstocks und Bodmers Einfluß stehenden Periode seines Schaffens auch seine Dramen wie „Johanna Gray" und seine Operntexte, vor allem „Alceste" (1773), die mit der Schweitzerschen Musik einen großen, wenn auch nicht dauernden Erfolg hatte und in der Tat, auch rein als Text angesehen, große Schönheiten hat. Ihre Sprache ist von einem reinen Adel, der oft an Goethes Iphigenie denken läßt. Man kann es wohl verstehen, daß die Zeitgenossen in Wieland den Schöpfer der ernsten deutschen Oper begeistert begrüßten, und es scheint mir ein guter Gedanke, daß die Goethegesellschaft sie zur diesjährigen Wielandfeier in Weimar aus der Vergessenheit retten will. Der Spott des jungen Goethe galt übrigens auch weniger dem Texte selbst als den etwas selbstgefälligen „Briefen über die Alceste", die Wieland im „Deutschen Merkur" veröffentlichte und die ihn wegen der Kritik an Euripides ärgerten.

Während also der Versdichter Wieland noch heute lebendig zu wirken vermag, weil Anmut unsterblich ist, ist ein anderer Teil seines Wirkens jetzt nur noch historisch wichtig, weil später in vielem überholt, darf aber doch nicht übergangen werden, da er seinerzeit von außerordentlicher Bedeutung gewesen ist: seine Uebersetzertätigkeit, vor allem seine Verdeutschung Shakespeares (von 1762 an). Man kann sich wundern, daß Wieland es nicht gewagt oder sich nicht die Mühe genommen hat, ihn durchweg in Versen zu übersetzen, statt sich mit dem „Sommernachtstraum" zu begnügen. Die Reimlosigkeit des Blankverses kann ihn nicht abgehalten haben, da er in seiner Frühzeit viele Tausende von reimlosen Versen geschrieben hat. Der Hauptgrund war wohl, daß das Versdrama

damals überhaupt nicht gepflegt wurde und Wieland auf den Geschmack der Schauspieler und des Publikums Rücksicht nahm, zunächst wohl sogar nur auf seine Liebhaberbühne in Biberach, wo er seine Uebersetzungen zuerst aufführte. An eine Eroberung der deutschen Bühne überhaupt hat er wohl gar nicht zu denken gewagt, da man Shakespeare damals im allgemeinen noch mit Voltaires Augen ansah. Tatsächlich aber fand seine Uebersetzung nicht nur Leser, sondern auch Zuhörer: der große Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder gab seine bahnbrechenden Shakespearevorstellungen in Wielands Fassung. Und der Leser waren unendlich viele: bis zum Erscheinen der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung — die Eschenburgsche (1775 ff.) fußte auf der Wielandschen — lernten alle, die Shakespeare nicht in der Ursprache lesen konnten, und das waren die meisten, den großen Dramatiker nur durch Wieland kennen. Ja, noch 1813, also nach Schlegel-Tieck, äußerte Goethe zu Falk: „Eben diese hohe Natürlichkeit ist der Grund, warum ich den Shakespeare, wenn ich mich wahrhaft ergötzen will, jedesmal in der Wielandschen Uebersetzung lese."

Was aber die Zeitgenossen an Wieland noch mehr entzückte als die Werke, war der Mensch im persönlichen Verkehr, der mit seinem lächelnden Verstehen, seiner väterlichen Güte und seiner bis ins höchste Alter nie versagenden Begeisterung für alles Bedeutende sich allgemeine Verehrung erwarb. Goethe sagte bald nach Wielands Tod zu Falk: „Wielands Seele ist von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt, daß sein langes Leben diese geistig schönen Anlagen nicht verringert, sondern vergrößert hat. Ich sehe wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wielands Erscheinung auf unserm Planeten verdanken, abhalten sollte, in ihrem neuen Zustande die höchsten Verbindungen des Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geist, womit sie so viel geschichtliche Zustände in sich aufnahm, ist sie zu allem berechtigt. Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland, als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wiederbegegnete und sähe und zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte."

Als Uebergang zu einer kritischen Würdigung Wielands von heutiger Auffassung aus scheint mir eine Aeußerung Schillers aus einem Brief an seinen Freund Gottfried Körner geeignet: „Wieland ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum mit mehr Recht zählen als Voltaire und Pope. Er gehört in die löbliche Zeit, wo man die Werke des Witzes und des poetischen Genies für Synonyme hielt. Was einen aber so oft an ihm irre macht, im Guten und Bösen, das ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum echten Dichter, und noch öfter zum alten Weibe und Philister. Er ist ein seltsames Mittelding. Uebrigens fehlt es seinen Produkten gar nicht an herrlichen poetischen und genialischen Momenten, und sein Naturell ist mir noch immer sehr respektabel, wie viel es auch bei seiner Bildung gelitten hat."

Wir wollen aber auch nicht vergessen, daß Wieland es war, der Heinrich von Kleists Größe erkannte und ihn umsorgt hat wie einen Sohn.

*

Selbst wenn einmal wieder eine unheroische Zeit kommen sollte, wird Wieland den Anspruch auf Klassizität nicht erheben können, wie er ihm ja bisher auch nie recht zugestanden worden ist, zumal seit der Zauber seiner lebendigen Persönlichkeit nicht mehr wirkte. Ganz abgesehen von dem Mangel an Männlichkeit und Charakter ist er auch dichterisch eben keine große, sondern nur eine liebenswürdige Gestalt gewesen. Wahrhaft große Menschen aber können zwar liebenswürdige Züge haben, aber ihr Grundzug wird die Liebenswürdigkeit nie sein können. Sie werden neben der Liebe und Bewunderung auch immer Widerspruch, selbst Haß erregen, weil Größe dem Durchschnittsmenschen stets unheimlich, ja hassenswürdig erscheinen wird. Wielanden hat nie jemand gehaßt: das war sein Glück, solange er lebte; das ist sein Unglück für sein Nachleben. Trotz Goethes Prophezeiung hat er sich nicht als unsterblich erwiesen. Er hat nur noch „musealen" Wert, ist nur noch eine lächelnde Porzellanfigur in der Vitrine „Rokoko", die zwar noch das Interesse des Historikers erregen, aber nicht mehr ins Leben der Gegenwart wirken kann.

Literarische Rundschau

Neue deutsche Lyrik (Schluß)

Rilke kann man jetzt aus den Briefen und freundschaftlichen Erinnerungen immer genauer kennen lernen. Seine Wirkung geht mit der Selbstverständlichkeit eines Naturvorgangs ins Weite fort, mag auch der literarischen Oeffentlichkeit im Augenblick nicht eben viel an ihm gelegen sein. Zu den bereits erschienenen Briefbänden aus den Jahren 1902 bis 1907 ist nun als Grundstein ein neuer gekommen, der mit den Vorbereitungen zur ersten russischen Reise Rilkes 1899 einsetzt und durch Tagebücher ergänzt wird. Wie unscheinbar und gering doch Rilkes Anfänge gewesen sind! Niemand hätte damals vermuten können, welch eigenstes Eigen in ihm steckte und wie die Kurve seines späteren Werkes, auch des Briefwerkes, sich stellen würde. Ob wohl auch von Rilke gilt, woran George in der Vorrede der „Fibel" erinnert: daß „Jugend gerade die seltensten Dinge, die sie fühlt und denkt, noch verschweigt?" Der Herausgeber, Carl Sieber, hat während der Sammeltätigkeit für die Briefe der Frühzeit den Plan des Buches „René Rilke" (Insel Verlag, Leipzig) gefaßt. Es zeigt, bis in die mühevolle Erforschung der Einzelheiten, die gleiche treue Hingabe, die Rilkes nächste Hinterbliebenen, Tochter und Schwiegersohn, dem Nachleben des Dichters angelegen sein lassen. Sieber wollte der Legendenbildung entgegentreten: das Martyrium, das man Rilkes Kindheit nachgesagt, trage nicht dazu bei, seine Gestalt zu erhöhen, sondern sei ganz im Gegenteil angetan, ihn herabzusetzen. Nun kommt es aber weniger darauf an, was das, doch immer der Ausdeutung bedürftige Tatsachenmaterial zu Rilkes Jugend beibringt, als vielmehr darauf, wie Rilke seine Jugend empfunden und später in Dichtung und Brief gespiegelt hat. Dort aber lebt die Kindheit nun einmal als eine ungewöhnlich schwere Zeit fort, und zwar deshalb, weil sie der Konstitution Rilkes nicht gemäß war. Daran wird sich trotz widersprechender Berichte aus Rilkes Kindheit nicht rütteln lassen, selbst durch frühe Selbstzeugnisse nicht, denen die Fibelerinnerung Georges entgegenzuhalten wäre. Aber dieser Einwand schmälert die Verdienstlichkeit von Siebers Buch kaum. Seine Bedeutung liegt im Familiengeschichtlichen. Bei einem Dichter, der dem Erbe und Herkommen, den Wegen, die das Blut geht, so ehrfürchtig nachspürte und so viel Wichtigkeit beimaß, ist diese Aufhellung der Ausfächerung des Familienplasma nach rückwärts überaus wertvoll. Hier hat Siebers Arbeit die anschauliche Erkenntnis um ein gutes Stück gefördert. Das gleiche läßt sich, vom andern Ende der irdischen Wegstrecke Rilkes, über die „Erinnerungen" der Fürstin Marie von Thurn und Taxis (Oldenbourg Verlag, München) sagen. Rilke hat, wie wir wissen, nur Frauen sich zwanglos aufschließen können. Dieser hochgebildeten, herzensklugen Freundin war seine Spätzeit so verbunden, daß er nach Abschluß der Duineser Elegien bekannte: „Nie ist in ein vollendetes Buch mit mehr Recht eine Zueignung geschrieben worden". Die Herrin von Duino hat die schirmende Hand über Rilkes Seele gehalten. Daß die Elegien kein Fragment geblieben sind, ist ihrem innersten Teilnehmen und Beistehen zu danken. Altes reifes Blut sprach da beschwichtigend zu altem reifem Blute, das seinen Schwanengesang singen wollte. Das Buch der Fürstin erzählt von den Tagen im Schloß Duino an der Adria mit atmospärischer Deutlichkeit. Wer Mühe hat, sich Rilkes schwierigstem Werke zu nähern, findet in diesen Erinnerungen manches von den örtlichen und seelischen Begleitumständen der Elegien festgehalten.

*

Rilke war Oesterreicher, aber er mochte das Land nicht leiden, er hat es sogar, wie die Fürstin von Thurn und Taxis versichert, gehaßt. Gleichviel bleibt seine Sprachkultur der österreichischen Tradition tief verpflichtet, denselben Ursprüngen, aus denen sich „Die Gruppe" (Krystall Verlag, Wien) aufbaut. Neun österreichische Lyriker haben sich da zu einer durch Herkunft und künstlerische Gesinnung bestimmten Werkgemeinschaft zusammengeschlossen. Die Idee ist gut, von der Not der Zeit gerechtfertigt, und sollte in andren deutschen Landschaften und Stämmen Nachhall finden. Die Dichter der „Gruppe" wollen alle drei Jahre mit einer strengen Auswahl ihres Besten vor die Oeffentlichkeit treten und haben Friedrich Sacher, selber einen der neun, zum Herausgeber bestellt. Junge gärende Talente sind ausgeschlossen, die Jahrgänge halten sich zwischen dreißig und fünfundvierzig. So verstärkt sich der Eindruck: Lyrik aus einem alten Kulturboden. Berückend die weiche linde Klang-

schönheit, die wohlig atmende Allverbundenheit der mit breitem Pinsel hingestrichenen Landschaftsgemälde Hans Leifhelms. Sehr klar und durchgeformt die Bildlichkeit bei Arthur Fischer-Colbrie, ohne daß die Melodik seiner Verse darüber zu Schaden käme. Aber es können nicht alle mit Namen genannt sein, die hier ein österreichisches Volks- und Hausbuch stiften wollen. Nur Billinger und Zerzer erfordern ein besonderes Wort, weil sie außerhalb der Gruppe mit eignen Büchern erscheinen. Richard Billingers „Pfeil im Wappen" (Langen-Müller Verlag, München) hält das Durchschnittsniveau seiner „Sichel am Himmel", auf die unsre letzte Ueberschau nachdrücklich verwiesen hat. Billinger bestätigt sich im schon Gewonnenen, in der saft- und kraftvollen lyrischen Gestaltung seiner innviertler Bauernheimat mit Erde und Tier, Menschen und Brauchtum, ohne daß freilich für die neue Ernte ein Prachtstück wie die „Sommerlegende" oder die „Glockenbuben" dazugekommen wäre. Billinger ist, ähnlich Ruth Schaumann in ihrer „Tenne", der sichre Herrscher eines lyrischen Sonderreiches, das er jetzt nach allen Seiten in die Breite ausschreitet.

Julius Zerzer, der Steiermärker, dagegen läßt wenigstens formal mit dem Gedichtband „Vor den Bergen" (ebenda) die Entwicklungsstufe des Sonettenbandes „Das Drama der Landschaft" hinter sich, aus dem noch die „Gruppe" abdruckt. Zerzer kann bestechend viel. Er hat über reiche Rhythmen Gewalt, über eine verwickelte Strophenbildung, hat eine quellende Sprachphantasie, und mit schlafwandelbarer Sicherheit stellt sich ihm, was auch bei gebürtigen Lyrikern gar nicht so selbstverständlich ist wie man glauben möchte, auch in schwierigen Fällen immer das natürliche und gerechte Reimwort ein, das er braucht, niemals stammen seine Reime aus dem Kompromiß und der Verlegenheit, nur weil einmal gereimt werden soll, während der Sprachfluß ohne diesen Zwang ganz anders verlaufen würde. Aber Zerzer läßt sich von seiner Virtuosität zu oft ins Spielerische verführen und hat seine lyrische Stiltechnik auch nicht voll aus dem Eignen errungen. Wie nämlich Heinz Flügel zu George, so steht Zerzer zu Rilke, zeigt sich geradezu hypnotisiert von den „Neuen Gedichten", von dem Willen, Dinge ganz genau so zu machen, wie Rilke Dinge gemacht hat. Nun mag gewiß die dichtungsgeschichtliche Ironie dieser Uebernahme hingehen, daß Rilkes seinerzeit so unerhört neue Kunst lyrischer Kleinplastik auf den österreichischen Stoffbezirk Anwendung findet, auf die schwelgerische, festlich bewegte, volkstümlich verwurzelte Barockwelt, in der Zerzer zu Haus ist wie der Fisch im Wasser und von der Rilke sich feindlich abkehrte. Aber man vergleiche einmal Zerzers „Reisebegleitung" mit des Altmeister „Ball" und „Römischer Fontäne", oder den „Alten Stadtplatz" mit Rilkes belgischen Stücken. Da geistert bis in die syntaktische Kunst, ein solches mehrere Strophen langes, anschaulich fast überfülltes Gedicht in den Kontur eines einzigen Satzes zu schließen, ein literarisches Doppelgängertum, das ein unbefangenes Erleben dieser Lyrik unterbindet. Wieder ist wie bei Flügel zu erinnern, daß alle Nachahmung, auch die täuschend genaue, im Parodistischen versackt, auch ohne Mutwillen. Hat Zerzer die „Vier Hunde" oder die „Welt der Krähen" ästhetisch ernst gemeint, hat er Rilke, hat er sich selbst verspotten wollen, der alles kann und gar nichts muß? Die Frage bleibt offen. Könnte doch Zerzer sich auf solche Motive beschränken, von denen er tiefer ergriffen wird und solche Motive dann innerlich füllen und langsam austragen! Zum flüchtigen Schweifen und Tändeln ist dieses Erbe zu wertvoll und Zerzers Begabung zu schade. Daß er Innerliches bilden kann, beweist seine Prosa.

*

Aehnlich, nur in einer viel bescheideneren Sphäre, macht Karl Willy Straub („Zwischen Gott und Welt", Meister-Verlag, Heidelberg) sich das Dichten zu leicht. Unbedenklich, unwählerisch schreibt er hin und läßt stehen, was ihm gerade einfällt, auch wenn es Banalitäten sind. „Umsonst sucht hier (auf dem Kurfürstendamm) der griechische Weise nach Menschen, was ihm begegnet, sind Wölfe im Schafspelz!" Oder die Gedächtniskirche am Zoo wird als Zugspitze Gottes besungen. So ähnlich haben vor dreißig Jahren die naturalistischen Bohemiens gedichtet. Anklagegesten ohne verzehrende seelische Spannung. Heut paßt dergleichen nicht mal in die Sonntagsbeilage eines Provinzblättchens mehr hinein. Dabei kann Straub, wenn er sein natürliches Format nicht vergrößert und vorgegebene Form ihn in Zucht nimmt, so schöne stimmungsvolle Verse schreiben wie die Terzinen an Dauthendey. Ein ernstes Wollen bekunden die „Gedichte" (Krohn Verlag, Berlin) von Karl Georg Hemmerich. Seine blaß opalisierende Kunst, die an Trakl erinnert, hat hie und da gute neue Bilder und verstreut vortreffliche Zeilen. Erstrebt ist offenbar etwas ganz Gelöstes, Schwebendes, Aetherisches. Aber ganz ohne Umrisse geht es in der sublimsten Lyrik nicht, und eigner Klang und Rhythmus entsteht noch nicht damit, daß gewohnte Klänge gemieden, überkommene Rhythmen zerbrochen werden. Hemmerichs Gedichte

tappen fast durchgehend wie in einem Nebel. Ganz anders Hans Christoph Ade, der mit seiner „Verbundenheit" (Hummel Verlag, Leipzig) gewiß keine großen lyrischen Ansprüche stellt, aber ein saubrer Zeichner ist, der seine Grenzen kennt und ausfüllt. Er spricht mit leiser bescheidener Stimme von Natur- und Menscheneinigkeit, geistfreudig und seelenwillig. Wenn die Sprache auch etwas gläsern bleibt, wenigstens ist es geschliffenes Glas, das Ade in seinem kleinen lyrischen Schrein aufstellt. Und die besten seiner Gedichte sind immerhin in einer unaufhebbar echten Nachfolge des Westöstlichen Divan entstanden. Auch in Martin Raubisch begegnet ein vornehmes gepflegtes Talent. Man darf die sorgfältig überlegte Auswahl seiner „Gedichte" (Lichtenstein-Verlag, Weimar) keinesfalls als bloß epigonisch abtun. Wo so lautre Innerlichkeit, ein so reges Sprachgefühl am Werk ist wie in den Gesängen von Gott, Liebe und Tod, liegt eine Fortbildung der besten Tradition vor. Raubisch mag nichts Außerordentliches gelingen, aber er macht nie leere Verse, und sein sicherer Geschmack läßt es ausgeschlossen erscheinen, daß er je schlechte macht. Er klingelt nicht und er räckelt sich nicht; er ist, ohne flaue Sättigung, ein kultivierter Erbe mit der Bedürftigkeit und Regsamkeit, der Wachheit eines Erben . . .

Traditionslos und dieser unbeschwerten Freiheit froh, nur den jeweiligen Augenblicken und Oberflächen erbötig, steht die bänkelsängerische Zeitlyrik Erich Kästners („Gesang zwischen den Stühlen", Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) zur Schau und findet ihr applausfreudiges Publikum. Es soll Kästner zugestanden werden, daß er ein sehr wendiger lyrischer Kabarettsänger ist. Knapp und schlagkräftig in der Form, nüchtern und doch einprägsam im sprachlichen Griff, schwulstlos und federnd, so hält er der Zeit den Spiegel vor, trägt schicklich eine melancholisch belustigte Miene zur Schau und läutet die Narrenschelle, wie sie vordem Heine und Wedekind geläutet haben. Wäre nur Kästner an all den Schäden, die er aufdeckt, durch Ingrimm beteiligt und seine Satire als Widerspruch aus dem Positiven zu bewerten, dann käme sie sehr zu paß. Aber man glaubt ihm den Zorn und den Rückhalt nicht. Das bißchen labbrige Menschheitsliebe und Allerweltsbeglückung, das seine Songs einflechten, reicht nicht aus. Im Grunde freut sich Kästner doch, daß die Welt aus den Fugen ist, und überläßt Schmach und Gram, sie wieder einzurenken, dem lieben Bruder Mitmensch. Und wenn dem deutschen Volk nun eben doch neue Führer erwachsen — wer kann dann sein loses Mundwerk noch über deutsche Heldensagen spazieren führen und wischt schmunzelnd selbst dem lieben Gott eins aus? Wenn Kästner eine „Animierdame Bescheid stoßen läßt" oder „An ein Scheusal im Abendkleid" seine bis zum Unaussprechlichen dekolletierten Verse richtet, dann klatscht doch schon heute nur dasselbe ausgemergelte Publikum dazu Beifall, das an Peter Pons' „Großem Zeitvertreib" (Kiepenheuer Verlag, Potsdam), den George Grosz mit entsprechenden Zeichnungen sekundiert, sein flüchtig schales Vergnügen findet und morgen eine noch abgefeimtere Sensation braucht, die müden Nerven zu hetzen, wenn die lyrischen Ergüsse über Zurunkulose und Flaschenbier nicht mehr vorhalten. Wir haben uns aber bereits so weit erholt, daß dergleichen Verskunst auch als scharfen Zeitspiegel der Verfallswelt zu registrieren, in Zukunft nicht mehr nötig sein wird.

*

Wem ein weltanschaulich unterbauter, volkhaft gegründeter Humor lieb ist, greife zu Moritz Jahns „Unkepunz. Ein deutsches Gesicht" (Spielmeyer Verlag, Göttingen). Seit Morgenstern hat sich spezifisch deutsche Komik nicht so meisterhaft in Versen kristallisiert. Palmström und Unkepunz sind Vettern von unverkennbarer Familienähnlichkeit, wunderliche Käuze voll seltsamer Einfälle, mit dem staunenden Kinderblick auf das große unergründbare Wunder und Wirrsal des Lebens, der immer auch Blick eines Weltweisen ist. Schalkhaft und innig nimmt Unkepunz die Welt, steht über ihren Versuchungen und dünkt sich doch nichts, weil er die Unvollkommenheit des Daseins erlitten hat und sich lächelnd bescheidet. Jahn erfindet drastische kleine Situationen und Handlungen; seine Form hat glückliche Treffsicherheit; er weiß, wieviel die Sprache für den Dichter schon vorgetan hat; als Sonntagskind pflückt er von ihren reifen Früchten, an denen die Werkeltagsmenschen vorbeigehn, vorbeisprechen.

Mit der Auswahl „Meine geliebten Claudiusgedichte" setzt Hans Grimm sich in schöner Kameradschaftlichkeit für die Versbücher des viel zu wenig bekannten Hamburger Arbeiterdichters Hermann Claudius ein, hoffentlich recht erfolgreich. Denn der Urenkel des Matthias Claudius verdient einen guten Platz im Bewußtsein unsres Volkes. Grimm wirbt im Vorwort schlicht und eindringlich. Er erzählt, wie diese Gedichte, die, „selbst wo sie Stadt lauteten, wie Felder waren und Wald, aber wie Felder und Wälder, darinnen noch alles lebendig ist von heimlichen, ursprünglichen

Geistern, und Denken und Dogma also noch nicht gewütet haben", wie diese Verse mit ihrer wunderlichen Gabe und Gnade, davor menschliche Zufälligkeit verschwindet, ihn und andre Hörer aus der Mannschaft an der Westfront erquickt hätten, wenn Claudius sie an manchem Abend vortrug. Die Auswahl Grimms ist vorzüglich und bekundet ein feines Ohr, das nicht alle Erzähler haben, für die melodische Gesetzlichkeit und den heiklen Formanspruch der lyrischen Gattung. Ihre Güte liegt aber auch darin, daß sie gleichzeitig sehr einfachen Ansprüchen entgegenkommen. Grimm hat sich mit Absicht auf Gedichte beschränkt, die jeder „zu Hilfe und Erholung brauchen kann, ohne für absonderliches Tönen und schwierig turnende Gedanken" geschickt zu sein. Trotzdem sind diese Verse keine bloße Gebrauchskunst, Nutzgewächse, wie sie der Urgroßvater in seinem Bauerngarten anzubauen pflegte. Der Nachfahre trägt wohl noch Züge der heiteren Vernünftigkeit des Wandsbecker Boten; auch der gemäßigte Realismus ist beiden gemeinsam, aber dichterisch wieviel reiner und gelöster bei Hermann Claudius! Hold und kräftig die Lieder, mit dem Silberstift hingezeichnet die köstlichen Miniaturen; am entzückendsten, wenn das Platt verwandt wird.

Ausgesprochen naturalistische „Strophen von heut" enthalten die Gedichte eines Arbeitslosen aus Oberschlesien, Hans Niekrawietz (Oberschlesien-Verlag, Oppeln), der in Augenblicksimpressionen ein Stück Grenzlandgeschichte festhält. Niekrawietz hat scharfe Beobachtung, seine Verse sind wirksam und auf Wirkung berechnet, aber ohne die agitatorisch gehässigen Züge, die solche stofflich beschwerte Lyrik oft entstellen, und erlebter, sozusagen am eigenen Leibe erfahrener, als die verwandte soziale Lyrik Richard Dehmels war. Niekrawietz meidet die literarische Phrase und Konvention, auch im Liebeslied. Seine Naturgedichte halten die Landschaft und den Rauch- und Fleißbezirk um die Schächte seiner Grubenheimat mit klarer Anschaulichkeit fest. Er ist nach diesem Ausschnitt aus einem der Drucklegung noch harrenden umfangreichen Schaffen eine echte lyrische Kraft.

*

Wegmarken auf der Erdenwanderung eines Sechzigjährigen, in den Gang der Jahreszeit verflochten vom Januar bis Silvester, sind die einfachen Seelenstimmungen und Naturbilder des Dr. Owlglaß „Stunde um Stunde" (Langen-Müller Verlag, München). Manchmal stören unscharfe Reime in dem Büchlein. Aber das wiegt nicht schwer. Der Verfasser nimmt anscheinend selbst seine Verse nicht sonderlich wichtig. Sie geben sich mehr als der fast zufällige Ausdruck einer grundehrlichen, schlicht kräftigen Natur, die gesund und männlich und ohne viel Wesens von sich her zu machen so gelassen in sich selbst ruht, daß der Leser allenthalben wohltätig durchspürt und auf die Gedichte überträgt, worauf sie eigentlich nur hinweisen. So bewahrheitet sich einmal der Satz, der allgemeinhin nur selten zutrifft, daß der Mensch immer mehr als der Dichter sei. Dr. Owlglaß ist gewiß sehr viel mehr als sein literarisches Schaffen, und der feine eigenartige Reiz seiner anspruchslosen Verse liegt darin, daß sie von diesem Plus so unverstellt und fast gegen sich selbst Zeugnis ablegen.

Könnte Owlglaß sich restloser in Gedichte ausgeben, er würde wohl Friedrich Deml nicht unähnlich sehen. Man möchte den Verfasser der „Sprache der Dinge" (Kösel und Pustet Verlag, München) auf einem fränkischen Bauernhof sich vorstellen dürfen wie Owlglaß irgendwo im bayerischen Oberland sässig, abgekehrt beide von der literarischen Profession, in treuer naher Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle. Deml nimmt es mit dem Rhythmus nicht allzu genau, er gibt oft nur Gedichte in Prosa, deren Zeilen sich auch anders abteilen ließen, er verzichtet durchgehend auf den Reim, gewiß aus Abneigung gegen den künstlichen Wohlklang. Aber der Leib der fränkischen Landschaft atmet in seinen Versen, die Dinge verlauten sich unmittelbar, ohne Kunstprunk; sie haben, der Winterwald und die Eichen, Acker und Hohlweg, Schwalbe und Mauer, aber auch die Bahnhofshalle und die weggeworfene Zitrone und vieles andre noch, ihr Selbstbewußtsein, sie gebärden sich wie menschliche Iche. Deml, dem eine starke Spannkraft der Gleichnisse und hartgepreßten Wortfügungen zugute kommt, weiß es stets so zu wenden, daß diese Vermenschlichung nicht stört. Nirgends erleidet die Dinglichkeit und Dichtigkeit eine Einbuße. In vielem erinnert das Buch mit seiner Mischung aus panischer Naturbeseelung und süddeutscher Katholizität an Richard Billingers Lyrik. Dieselbe Erdennähe und die gleiche kräftige Witterung. Franken und Würzburg: wie eine heidnische Göttin thront die Madonna als ewiges Symbol über der holdselig fruchtenden Landschaft und Stadt. Ebenbürtig und eigen klingt neben allen, die ihren Ruhm schon gesungen haben, neben Dauthendey, Leonhard Frank und Friedrich Schnack, nun die junge blühende Stimme Friedrich Demls.

Das tiefste lyrische Erlebnis der beiden letzten Jahre ist unstreitig der „Herbstgesang" von Agnes Miegel (Diederichs Verlag, Jena), die man als suggestive Gestalterin balladesker Stoffe in der Nachbarschaft Börries von Münchhausens und als visionäre Erzählerin aus der historischen Frühzeit ihrer Heimatprovinz im Gedächtnis hat. Im ostpreußischen Raum ist ihr Name schon längst als der beste genannt. Mit dem „Herbstgesang" aber tritt Agnes Miegel in die vorderste Reihe lebender deutscher Dichter überhaupt, trotzdem sie auch in diesem Buch von nichts andrem kündet als von der angestammten altpreußischen Erde, ihren Menschen und ihrem Schicksal. Nur freilich, dieser Gesang ist jetzt so überpersönlich geworden, so homerisch in seiner anschaulichen Fülle, seiner wuchernden Kraft, seiner gewaltigen Wirklichkeit, so „wahrhaft und seiend", wie Goethe den Zauber des Nichts-als-Lebenden pries, daß die ostpreußische Landschaft aus Urtiefen her bis zum jüngsten Geschichtstag nur auf den liebenden und fürchtigen Mund ihres herznächsten Kindes, dieser mütterlichen, seherischen Frau gewartet zu haben scheint, um ihren herben Adel, die Einsamkeit ihrer unberührten Wälder und morgendlichen Dünen, den Trutz und Stolz ihrer altersgrauen Siedelungen, den unverwelklichen Ruhm Königsbergs und Kants, Tannenbergs und Hindenburgs, das Angedenken all der Geschlechter von den deutschen Ordensrittern bis zu den Kämpfern des Weltkriegs und im Wandel der Geschlechter das erb-eigene Blut und Gut dieses deutschen Stammes, sein derbes Behagen und seine zarte Innerlichkeit, Erdenlust und Scheu, für immer im Gedicht zu verewigen, in die bleibende Form hinüberzuretten.

Es läßt sich zum Lobe von Agnes Miegels „Herbstgesang" nichts Höheres sagen, als daß man, Seite um Seite des Buches wendend und bis zur Selbstverlorenheit hingegeben, die Dichterin über ihrem Werke vergißt, ja kaum mehr Dichtung erlebt, sondern an der Wirklichkeit selbst teilzuhaben meint, an der vielfältigen Verstrickung, dem unergründlichen Zauber, den das unmittelbare Welterleben vor dem vermittelnden der Kunst voraushat. Ein äußeres Zeichen dafür: das Buch zählt noch keine hundert Seiten und nicht mehr als dreißig Gedichte. Bei der Rückschau wird jeder Leser sich ungläubig fragen, wie denn diese Fülle des Gehaltes an Natur, Seele, Geschichte in solcher Enge Platz finden, ein von den Triften bis an die Sterne, von des Herzens Heimlichkeit bis zur festlich öffentlichen Volksmenge, vom Ringwall und heidnischen Grabermal bis zu den donnernden Zügen des ostpreußischen Abstimmungstages geweitetes Schicksalsbild einer ganzen raunenden deutschen Landschaft so lebensdunkelnd und geistmächtig in den beschränkten Raum dieses lyrischen Werkes gebannt werden konnte.

Zwei Mächte haben bei dem „Herbstgesang" Pate gestanden und dieses Gedichtbuch weit über die früheren Gaben Agnes Miegels hinausgehoben: das Leid und das Alter. Erst die Bedrohung hat ihr den ganzen Wert und die volle Bedeutung der Heimat geoffenbart. Wie ein Kranker um das Gut der Gesundheit aufgeschlossener weiß als der Heile, der sie achtlos für selbstverständlich nimmt, so haben erst die dunklen Wolken im Osten und die Zerklüftung durch den inneren Feind der ostpreußischen Dichterin die flehenden, mahnenden, beschwörenden und segnenden Worte eingegeben, den ins tiefste greifenden Ausdruck ihrer Sorge für Deutschland. Aus solchem schmerzhaften Erleidnis, das den Bestand der völkischen Gesamtheit angegriffen fühlt, kommen die breit hinströmenden Gesänge „Patrona Borussiae", „Der Jahrestag", „Hindenburg" und die erschütternd große, die Wucht griechischer Tragödienchöre mit dem gothischen Dunkel und Aufschrei einer christlichen Betergemeinde vereinigende „Deutsche Weihnachtskantate", Gesänge, in denen Hölderlinsche Hoffnung sich erfüllt. Denn hier singt nicht mehr der einsame Einzelne, sondern des Volkes „offene Gemeinde Gesang". Hier ist schon verwirklicht, was Hölderlin das Schwerste und Letzte dünkte: die nationale Volksgemeinschaft in der Feier des Hymnus. Wie in Hölderlins „Germanien" die Priesterin, die stillste Tochter Gottes, von der segnenden Macht der Höhe auserwählt und „ein schweres Glück zu tragen stark geworden" ist, so hebt die Dichterin des Herbstgesanges, der blonden göttlichen Landesmutter nicht nur rufend, sondern durch nornische Eingeweihtheit in die letzten Dinge fast eins mit ihr, die jungfräulich mütterliche Stimme, Deutschlands Leid und Größe, seinen Glanz und sein Dunkel an die Sterne zu heften. „Arachne" und „Demeter", das sind im Rahmen dieses Buches nicht mehr griechische Sagengestalten, glückliche Abwandelungen antikischer Motive, wie unsre Klassiker sie gepflegt, auch nicht bloße Einkleidungen deutsch-eignen Gehaltes ins überlieferte Symbol, sondern Arachne, die kunstreiche Weberin, die Tochter des Führers der Völker, die Athene-Freundin, die allem irdischen Tag- und Freudwerk abgeschworen hat und nur das Kleid wirken will, das unvergänglich bunte, der Vaterstadt-schirmenden Göttin: sie

ist die überindividuelle Macht und Kraft vaterländischer Kunstübung selbst, die immer wieder einmal sich verkörpert und von der Agnes Miegel, das reine und heilige Werkzeug solchen Volksganges, sich demütig beschwingt weiß, Arachne, die ihr buntes Gewirk webt „fernen Geschlechtern zum Denkmal, / Daß es dort deuten die Späten, die nicht meinen Namen mehr kennen". Und wer wollte entscheiden, ob „Demeter" die antike Göttin des Feldes meint oder die deutsche Roggenmuhme? Sie ist beides und mehr bei Agnes Miegel, ist, als Vermächtnis am Ende des Herbstgesanges gestellt, auch die Dichterin selbst, wie sie die Magna mater der deutschen Erde ist, alles einzelne Leben aus ihrem Schoße gebärend, alle von ihr genährt und entstaltet in sie zurückgenommen, ein ewiger Traum von Völkern und Aehren, am geliebtesten aber der Traum von deutschem Volk und deutschem Erntetag. Agnes Miegels metaphysischer Blick reicht mit diesen Gedichten, die in unserem Schrifttum ihresgleichen suchen, in mythische Gründe hinab, das schlechthin Unvergleichliche ist, daß sie nicht nur von mythischen Gewalten weiß — das tun viele — sondern sie hat teil an ihnen und lebt sie dar. Wenn sie von der „sonnendurchleuchteten Klarheit" singt, „Drüben wie Wellen schon zittert des Wassermanns Zeichen,/ Letztes von allen ..." und von der „Gorgo starrer Verzweiflung, / Eisiger Urnacht Gram und Erkenntnis eignen Erlöschens...", so zuckt eddisches Nordlicht durch die Verse. Der dichterische Stammbaum dieser Ostpreußin reicht weiter zurück als der auch der Feinsten und Klügsten von heut. Aber sie bleibt nicht in solcher Tiefe gefangen. Wohl hat erst das nahende Alter Agnes Miegels Blick entsiegelt und ihr Ohr hellhörig gemacht für das Brausen der Urnacht, doch sie grüßt auch, und schon im Eingang des Herbstgesanges, die neue Generation, sie will mit der Jugend „zu ihres neuen Tages jungem Lichte" gehn, alternd, nicht alt, noch die Dämmerung dieses Tages gewahren dürfen. Sie neigt sich nicht nur dem Einst der Vergangenheit zu, mehr und inbrünstiger noch dem Einst der Zukunft. Agnes Miegel will der Mutter Deutschland, über den kärglichen Witwenstand ihrer Gegenwart hinweg, den alten Glanz unverwelklicher Schöne neu gewinnen helfen, und ihr Buch ist schon die dichterische Gewähr solchen Wunsches, wie die Gnade des Betenkönnens schon die Erfüllung einschließt. So hat der Herbstgesang zum grauen Kornenblick in die Schicksalstiefe auch den hellen Lynkeusblick auf die weite deutsche Welt, die wieder schön sein wird, weil sie schön war, wie sie im Augenblick auch sei.

Es kann nicht anders als gut stehen um ein Volk, aus dessen Schoß in drangvoller Stunde noch lyrische Dichtung von so urtümlicher Gewalt und gemeinschaftsbildender Kraft hervorbricht.

Conrad Wandrey

Briefe an Masaryk

Dieses Buch von Viator Secundus (Heidelberg, Bündischer Verlag) gehört in jedes deutsche Haus. Es zeigt das Nachbarvolk der Tschechen, seine führenden Staatsmänner, vor allem den Staatspräsidenten Masaryk, in seiner wahren Gestalt. Einem Mann wird die Maske abgenommen, der als Philosoph und als Wissenschaftler von Wahrheitsliebe und Objektivität gilt. Wer dieses Buch, das sich so spannend liest wie ein Kriminalroman, begreift und ganz in sich aufnimmt, vertieft sein Urteil über geschichtliche Vorgänge, die so manchem Deutschen bisher unverständlich geblieben sind. Wir müssen dem Autor dankbar dafür sein, daß er uns die Korruption aufzeigt, die sich in dem neuen Staat der Tschechen wie selten anderswo breitgemacht hat, daß er weiter die Geschichtsfälschung von den Taten der Legionäre klarstellt und von Legenden den Nimbus nimmt, deren Tragweite heute noch gar nicht bekannt ist. Fällt das Märchen von den Legionären, so fällt auch eines der Fundamente, auf denen der Tschechenstaat ruht. Viator Secundus hat diese Tatsache klar erkannt und als Politiker von reicher Erfahrung und großem Format Thesen von historischem Wert aufgestellt. Wir müssen sie als ganze Nation kennen und erfassen, damit wir endlich dahin kommen, außenpolitisch richtig zu urteilen, nicht nach dem Gefühl, sondern nach den Tatsachen. Hoffentlich nimmt der Autor recht bald wieder die Feder zur Hand, um uns neue Briefe zu bringen, die mit dem jetzt vorhandenen Buch politisch verwertbar sind. Schriftstellerisch auf hohem Niveau, politisch auf klarer Grundlage, menschlich aus warmem Herzen geschrieben, ist dieses Buch ein Dokument zur Zeitgeschichte, das in jede Volks- und Staatsbücherei gehört, für das zu werben Sache aller volksdeutsch Denkenden wäre.

Reinoldus

Politisches ABC

Als ein erstrebenswertes und beglückendes Zukunftsbild erscheint es mir, wenn künftig jede Unterhaltung über politische Fragen, vor allem über die im neuen Deutschland, durch eine Umfrage bei allen Gesprächsteilnehmern eingeleitet würde: „Haben Sie das „Poli-

tische ABC des neuen Reiches" von Carl Haensel und Richard Strahl bereits gelesen?" Im verneinenden Falle würde dann von allen verständigen Leuten jegliche Unterhaltung abgelehnt werden. Dadurch könnte man einen großen Schritt weiterkommen in der Vermeidung des widerwärtigen Phrasendrusches und Wortgeklingels mit Menschen, denen die einfachsten Voraussetzungen zu einer Unterhaltung über politische Fragen, nämlich die klaren Begriffe der verschiedenen Schlagworte, fehlen. Carl Haensel hat hier wiederum seinen Wirklichkeitssinn erwiesen und mit straffem Zug eine empfindliche Lücke ausgefüllt. Dieses handliche Büchlein (Stuttgart, J. Engelhorn, 1,50 Mark) gibt nüchtern und sachlich, in knappstem Rahmen alles Erforderliche erfassend, ein Schlag- und Stichwörterbuch, in dem die grundlegenden, aber auch die schwierigeren Begriffsbestimmungen Aufnahme gefunden haben. Unter rund 130 Stichworten ist alles untergebracht, von den Grundbegriffen Kapitalismus, Marxismus, Liberalismus, Nationalismus, Pan-Europa, Parlamentarismus, Faschismus, Demokratie, Bolschewismus usw. usw. bis zu Sonderfragen Auslanddeutschtum, Minderheiten, Autarkie, Irredenta, Intellektuelle, Korruption, Diffamierung, Eugenik, Film, Führerprinzip, Humanität, Tradition, Sterilisierung, Studentenrecht, Rundfunk, Währung, Golddecke, Devalvation und „Dopolavoro". Es ist ein politischer Katechismus, bestimmt nach den Glaubenssätzen Adolf Hitlers, dessen und anderer Führer Aussprüche als Beleg für die Richtigkeit der Begriffsbestimmung angeführt sind. Zwei Juristen haben hier tüchtige Arbeit geleistet, und dem Dichter dürfte es zur Last fallen, daß auch schwierige Begriffe bei knappster Sachlichkeit durchaus kurzweilig dargestellt sind, so daß man nicht nur in dem Büchlein vorkommendenfalls blättern, sondern es als fortlaufende Lektüre in sich aufnehmen kann. „Der kleine Haensel-Strahl" als Wertmesser für politische Diskussionsfähigkeit ist ein hoffnungsvolles Zukunftsbild, damit endlich die fürchterliche Zeit überwunden wird, in der sich noch mehr als früher Worte einstellen, wenn Begriffe fehlen. R. P.

Von Brockhaus bis Luther

Vor 125 Jahren, im Oktober 1808, erwarb der Gründer des Verlages F. A. Brockhaus in Leipzig das Konversations-Lexikon, das dann in unermüdlicher, zielbewußter Arbeit von ihm und seinen Nachfolgern das Gesicht erhielt, das den „Großen Brockhaus" in der ganzen Welt berühmt gemacht hat. Die erworbenen Rechte und Bestände entsprachen in keiner Weise weder im Wert des Dargebotenen noch in der Anordnung dem Plan, nach dem der Ausbau durch die Brockhaus erfolgte. Jetzt ist von der 15. Auflage der 15. Band erschienen, umfassend die Stichworte „Pos bis Rob". Dieser Band reiht sich der unendlich langen Reihe seiner Vorgänger würdig an und beweist erneut, daß die 15. Auflage in jeder Weise der alten Tradition dieses Kulturwerkes entspricht.

*

Die Stadtgemeinde und der Kunst- und Altertumsverein in Biberach haben zum 200. Geburtstage ihres berühmtesten Sohnes eine Ehrengabe herausgegeben, „Festschrift zum 200. Geburtstage des Dichters Christoph Martin Wieland" mit 35 Abbildungen (4 Mark). Diese Tat der Pietät verdient Anerkennung, wenn auch wohl die Einordnung des Lebenswerks Wielands in unsere Literatur nicht ganz dem heimatlich bedingten Wunschbild entsprechen dürfte. Die Herausgabe besorgte im Auftrag der Stadtverwaltung und des Kunst- und Altertumsvereins Wilhelm Aichele. Die Schrift gliedert sich in die Abschnitte: „Der Dichter". Eine geschickte Auswahl aus seinen Schriften und Briefen. „Der Dichter und seine Vaterstadt", „Schwäbische Dichter und Schriftsteller ihrem großen Landsmann" mit Beiträgen von H. H. Ehrler, Ludwig Finckh, Hermann Hesse, Otto Heuschele, Th. Heuß, Isolde Kurz, Heinrich Lilienfein, W. Schäfer und vielen anderen. „Gelehrte und Forscher über Christoph Martin Wieland", unter denen wir besonders den Beitrag des Altmeisters der Wielandforschung, Bernhard Seuffert, und den ausgezeichneten Aufsatz von Hans Wahl „Wieland und Goethe" sowie die Ehrung Bernhard Seufferts durch seinen Schüler Karl Polheim hervorheben. Die Schrift kann auf wissenschaftliche Genauigkeit vollen Anspruch erheben, auch durch die beigegebenen Anlagen: Ahnentafeln und Namenregister.

Das „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft", herausgegeben von Karl Glossy (Wien I, Moritz Perles) erscheint im 32. Jahrgang. Es bringt Beiträge von Ludwig Rademacher „Grillparzers Medea", Otto Zausmer „Beiträge zur politischen Lyrik Grillparzers", Friedrich Rosenthal „Klassisches Drama und modernes Theater" und weitere von Reinhold Backmann, Wolfgang Wurzbach und Karl Glossy. Dazu kleine Mitteilungen und den Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft.

Die „Insel-Bücherei" wird in ihren neuen Bändchen den Aufgaben unserer Zeit für gute und preiswerte Literatur vollauf gerecht. In den prächtigen, immer wieder mit Freude zur Hand genommenen Bänden ihrer Bücherei sind neu erschienen „Gespräche Friedrichs des Großen mit Henri de Catt", Notker, der Stammler, „Die Geschichten von Karl dem Großen, Brüder Grimm „Die Hausmärchen", 1. Teil, Graf Alfred v. Schlieffen „Gneisenau", Eduard Mörike „Die Historie von der schönen Lau", mit den herrlichen Bildern von Moritz v. Schwind, Isolde Kurz „Solleone" und ganz besonders ansprechend „Der Struwelpeter in seiner ersten Gestalt", wie ihn Heinrich Hoffmann zu Weihnachten 1844 seinem dreijährigen Söhnchen Karl mangels anderer geeigneter Bücher bescherte. Zu dieser ersten Ausgabe sind die Geschichten vom Feuerzeug und vom Zappel-Philipp, Hans Guck in die Luft und dem fliegenden Robert hinzugenommen. Das ist eine Freude, nicht nur für die Kinder, sondern ebensosehr für die Erwachsenen.

★

Just zur rechten Zeit, gerade zur Beendigung des siegreichen Ozeanfluges, erscheint das Buch von Italo Balbo, dem italienischen Luftmarschall, „Fliegerschwärme über dem Ozean (Berlin, Rowohlt). Das Bild, das man von der außerordentlich anziehenden Persönlichkeit dieses echten Fliegers hat, wird durch seine eigenen Darlegungen in sympatischer Weise vertieft und abgerundet. Dieser Mann von unbeugsamer Energie und weitgreifender Phantasie bringt alle Voraussetzungen mit, ein Führer im eigentlichen Sinne, nicht nur seiner technischen Waffe, sondern auch seines Volkes an seinem Platze zu sein. Bei innerlich belebtem Stil, der ganz persönlich ist, steht der große, sachliche Ernst, der allein solche Aufgaben zu lösen befähigt, über dem Ganzen. Ein solches Buch sollte schon aus Vergleichsgründen möglichst weite Verbreitung finden.

★

Der deutsche Büchermarkt bietet ein vielfältiges Bild. Natürlich bleiben die Schriften, die mit der politischen Umwälzung in Deutschland in engster Verbindung stehen, auch jetzt noch im Vordergrund. Daneben aber wird mit heißem Bemühen um die realen Grundlagen des Aufbaues gerungen, und der deutsche Geist zeigt seine ungebrochene Spannkraft durch die Inangriffnahme der großen Menschheitsfragen.

Aus der Fülle der Neuerscheinungen heben wir folgende hervor: der erste Band des ausgezeichneten Nachschlagewerkes zur Sicherheitsfrage und Abrüstungskonferenz von Dr. K. Schwendemann „Abrüstung und Sicherheit" liegt in 2. Auflage vor; das völlig hieb- und stichfeste Material ist noch erweitert durch eine Sammlung der wichtigsten Dokumente (Leipzig, Historisch-politischer Verlag Hoffstetter).

Als ein neues Zeugnis seiner unermüdlichen Arbeit, das deutsche Volk zum Blick über die Grenzen hinaus und zum geopolitischen Denken zu erziehen, legt unser Mitarbeiter Professor Dr. Karl Haushofer wieder eine Schrift über Japan vor „Japans Werdegang als Weltmacht und Empire", erschienen in der Sammlung Göschen (Berlin, de Gruyter, 1,62 Mark). Das Büchlein ist ein wahres Kunstwerk in seiner Zusammenballung und strengen Disziplin: auf 142 Seiten ist der gewaltige Stoff völlig erschöpfend, übersichtlich und klar behandelt. Sehr wesentlich ist die beigegebene Zeittafel zur japanischen Großmacht-Geschichte. Den Gebrauch erleichtert die Liste hervorgehobener außenpolitischer Führer, Gruppen und Personen.

In dem Buche „Revolution 1918" rechnet Harald v. Königswald noch einmal grundlegend mit den Kräften und Gegenkräften, die vollständig mit ihren dokumentarischen Niederschlägen zur Erscheinung kommen, ab. Das Buch ist auch für das Verständnis dessen, was jetzt geschieht, unentbehrlich (Breslau, W. G. Korn, 4,80 Mark, Leinen 5,80 Mark).

Eine Erinnerung an Deutschlands tiefste Erniedrigung, in der sich die innere Selbstbesinnung ankündete, ist das Buch von Wilhelm Wiedfeld „Gequälte Nation. Das Buch vom Ruhrkampf." (Duisburg, Duisburger Verlagsanstalt, 4,80 Mark). Es ist, in einem viel knapperen Rahmen als das Standardwerk von Paul Wentzcke, ein mit innerer Beteiligung des Autors geschriebenes Volksbuch vom Ruhrkampf. Gerade das Persönliche des Buches spricht an, ohne den dokumentarischen Wert zu beeinflussen.

Arnold Oskar Meyer bringt in seiner schönen Schrift „Bismarcks Glaube" auf Grund neu erschlossener Quellen aus den Familienarchiven viel Unveröffentlichtes von Bismarck aus den Jahren der Einigungskriege und der Reichsgründung, der Zeit des Kulturkampfes und seiner großen Reden zur inneren Politik (München, C. H. Beck). Dabei tritt der Mensch Bismarck und der gläubige Christ

eigenster Prägung in wundervoller Weise in die Erscheinung. Die letzten Worte sind Bismarcks Gebet auf seinem Sterbebette: „O Gott, nimm mein schweres Leiden von mir, oder nimm mich auf in dein himmlisches Reich. Behüte meine Geliebten und behüte auch mein Land, und laß es nicht verloren gehen!"

Das Buch von Otto N. Gervais „Die Frauen um Friedrich den Großen" (Graz, Das Bergland-Buch, 3,75 Mark) ist wohl geeignet, manche der unglaublich törichten und bösartigen Legenden über die Rolle, die Frauen im Leben des großen Königs gespielt oder nicht gespielt haben, zu zerstören. Er benutzt allerhand auch entlegene Quellen und behandelt in gründlicher Arbeit die Stellung zur Mutter, seinen Schwestern, zur Gräfin Orczelska, der armen Doris Ritter, Frau v. Wreech, zu seiner Gattin Elisabeth Christine, das Rheinsberger Idyll, zur Marquise de Châtelet, zur Barberina und zu Gertrud Schmeling. Aufgenommen ist auch der Briefwechsel mit der Königin Juliane von Dänemark. Ein weiterer Abschnitt gilt den Feindinnen des Königs: Maria Theresia, Elisabeth und Katharina von Rußland und der Marquise von Pompadour. Ergänzend tritt hinzu die Stellung des Königs zu Heiratskonsenzen und ähnlichem, Briefe an Frauen und Gedichte an Frauen. Auch für den Kenner von Friedrichs Leben ist manches neu, manches neu beleuchtet. Das sei willkommen. Ob der Ton, den der Verfasser wählt, wirklich geeignet ist, diese schwierigen Dinge richtig anzupacken, muß der Entscheidung durch das Gefühl jedes Einzelnen überlassen bleiben.

✶

Mit der ganzen ihm innewohnenden Gründlichkeit und Phantasie, dieser anziehenden Mischung, gibt Wilhelm Scheuermann in seiner Schrift „Woher kommt das Hakenkreuz" (Berlin, Rowohlt, 1,80 Mark) eine gründliche und kenntnisreiche Untersuchung des Zeichens, das er als uraltes Stammeszeichen der Arier nachweist.

Ein wirklich zeitgemäßes Flugblatt ist „Luftgefahr — Luftschutz" von Wilhelm Schumann (Frankfurt, Moritz Diesterweg, 0,35 Mark), das auf acht Seiten alles das, was jeder Einzelne wissen muß, in klarem Text, Karten und Bildern zusammenstellt. Das Ganze, geschrieben mit fortreißendem Temperament und dem sittlichen Ernst der Empörung und des Appells an das deutsche Volksgewissen, nicht untätig zuzusehen, sondern durch Erkenntnis und Selbsthilfe der furchtbaren Gefahr die wesentlichste Bedrohung zu nehmen.

In der Reihe der Schriften zur deutschen Erhebung nennen wir noch Wilhelm Fanderl „Von fieben Mann zum Volk" (Oldenburg, Gerhard Stalling), das mit 85 Bilddokumenten eine illustrierte Geschichte der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei und der SA von ihren Anfängen bis zu ihrem Siege darstellt. Reichsminister Dr. Goebbels schrieb ein knappes Vorwort. — Weiter „Wie Adolf Hitler der Führer wurde" von Erich Czech-Jochberg und „Luftschutz" von Oberstleutnant a. D. Albert Benary, der sachlich und knapp die Gefahren und ihre Abwehrmöglichkeiten schildert (beide bei Reclam, Leipzig). — Ferner die Biographie des Vizekanzlers „Franz v. Papen" von Gert Buchheit (Breslau, Bergstadtverlag, 2,— Mark), gescheit und ruhig geschrieben und ein Bild der politischen Persönlichkeit Papens zeichnend auf Grund seiner Reden.

✶

Mit der Stellung der Frau im neuen Deutschland beschäftigt sich die Schrift von Else Frobenius „Die Frau im dritten Reich", die sich stolz eine Schrift für das deutsche Volk nennt. Gewidmet ist sie „dem Volkskanzler und Volkserzieher Adolf Hitler in tiefer Dankbarkeit" (Berlin, Nationaler Verlag J. G. Huch, 2,— Mark). Mit sehr viel Wärme und einem großen Aufwand von Gefühl versucht Else Frobenius, die ja aus der volksdeutschen Arbeit herkommt, den Frauen ihren Standort und die Richtung unter sehr starker Unterstreichung der Bedeutung der Frau für die innere und äußere Gesundheit des Volkes anzuweisen.

✶

Ein wichtiges und recht genau zu beachtendes Buch ist die Schrift von Eugen Hadamovsky „Propaganda und nationale Macht", in der die Organisierung und Aktivierung der öffentlichen Meinung als Mittel nationaler Politik mit Gründlichkeit und Entschiedenheit und unzweideutiger Zielsetzung dargelegt wird (Oldenburg, Gerhard Stalling).

In der Reihe „Schriften an die Nation" (Oldenburg, Gerhard Stalling), die schon so viele wertvolle Beiträge gebracht hat, sind neue Bände erschienen, von denen wir besonders die Schrift von Werner Beumelburg „Arbeit ist Zukunft" hervorheben. Sie hat etwas sympathisch Soldatisches, Klares und Förderndes und ist in ihrer Männlichkeit Ziele zeigend und Wege weisend. — Maria Kahles „Deutsches Volk in der Fremde" ist eine knappe Zusammenfassung

aller Probleme des Auslanddeutschtums von einer berufenen Vorkämpferin. — F. W. Fleischers „Sturmfahrt der »Tinto«" beschreibt die kühne und geglückte Flucht von 28 deutschen Seeleuten aus der Internierung in Südamerika im Jahre 1915 auf gebrechlichem Kahn.

Wir haben früher schon auf das nützliche Unternehmen, das sich „Colemans kleine Biographien" nennt, die Fritz Endres, Lübeck, herausgibt, hingewiesen (Lübeck, Coleman), in der jeder Band nur 0,60 Mark kostet und in knappester Form alles Notwendige bringt, und können uns darauf beschränken, die neuen Bände, die fast noch mehr halten als die ersten, anzuführen. Wir empfehlen ganz besonders „Admiral Scheer" von Admiral v. Trotha, ein Meisterstück militärisch-kameradschaftlicher Biographie; weiter erschienen „Machiavelli" von Hermann Hefele; „Helene Lange" von Gertrud Bäumer; „Edison" von Hugo Dingler; „Meister Ekkehart" von Walter Lehmann; „Richard Wagner" von Fritz Jung; „Roald Amundsen" von Otto Baschin; „Rasputin" von Karl Roetzel. Daß Josef Hofmiller es unternahm, bei seiner bekannten Einstellung zu Nietzsche, den Band „Friedrich Nietzsche" zu schreiben, dafür muß der Verfasser und der Verlag die Verantwortung übernehmen. U. E. nach ist das ein Mißgriff.

*

Wäre die politische Umwälzung nicht gekommen, so würde es notwendig sein, das Buch von Heinrich Claß, dem alldeutschen Führer, „Wider den Strom" (Leipzig, K. F. Koehler) einer eingehenden und harten Kritik zu unterziehen. Diese Schilderung vom Werden und Wachsen der nationalen Opposition im alten Reich ist genau so ausgesprochen und eigenwillig wie ihr Verfasser selber. Er ist immer „draußen" gewesen, was an sich den Wert eines Menschen nicht in Frage zu stellen braucht, sondern ihn gerade bestätigen könnte, aber er wird auch immer draußen bleiben, und so ist diese Schrift im heutigen Deutschland nur noch ein Dokument der Vergangenheit und keine Zukunftsweisung. So wollen wir auch davon absehen, die groben Gedächtnisfehler, die sich an mehr als einem Falle nachweisen lassen, und die im Kern falsche Ideologie, die das Scheitern der bürgerlichen Rechten mitverschuldet hat, aufzuzeigen und richtigzustellen.

*

Das im Augustheft der „Deutschen Rundschau" angezeigte Buch von Erich Czech-Jochberg „Vom 30. Januar bis 21. März" ist im Verlag „Das neue Deutschland", Leipzig, erschienen und nicht, wie ein Druckfehler meinte, im Verlag „Das neue Reich".

*

Zum bevorstehenden Luther-Jubiläum, der 450. Wiederkehr seines Geburtstages im November, haben die Mitteldeutschen Stahlwerke in Lauchhammer eine „Luther-Plakette" geprägt. Sie folgen damit einer großen Tradition, denn auch Ritschels Luther-Denkmal zu Worms stammt aus ihrer Werkstatt. Die Plakette, die unmittelbar vom Lauchhammer-Werk zu beziehen ist (2,25 Mark), ist dank ihrer Ausführung, in der Luthers harter Charakterkopf im harten Stoff zur vollen Wirkung kommt, wert, von den deutschen Protestanten erworben und auch an die Protestanten der ganzen Welt versandt zu werden. Auf ihr steht das Luther-Wort: „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen." Jeder Kunstfreund kennt die entzückenden Eisenplaketten der großen Werkstätten in den Museen, die zu allen möglichen Ereignissen, so auch den Jahreswechseln, wertvolle Gedenkstücke bilden. Die Fortsetzung dieser Tradition sehen wir in der Luther-Plakette. Durch ihre Verbreitung fördern wir zu gleicher Zeit einen bodenständigen Zweig deutschen Kunsthandwerks. D. R.

Politische Rundschau

In Südosteuropa ist ein Krisenherd aufgebrochen, der schon seit langer Zeit in bedrohlicher Weise sich ankündigte. Rumänien hat für seine öffentlich-rechtlichen Verpflichtungen ein Moratorium verkünden müssen. Wir haben bereits vor langer Zeit darauf hingewiesen, daß die Zinszahlung Rumäniens nicht mehr aus natürlichen Ueberschüssen der eigenen Wirtschaft erfolgt, sondern nur dadurch ermöglicht wurde, daß Frankreich jeweils bei Fälligkeit von Zinsen und Amortisationsraten einen neuen Kredit hergab, um den Inhabern der rumänischen Staatspapiere im eigenen Lande zu verheimlichen, daß das Land nicht mehr zah-

lungsfähig ist. Rumänien gehört zu den Gewinnern des Weltkrieges, es hat seinen Territorialstand enorm vergrößert, reiche Bodenschätze wurden ihm zugewiesen, es hatte keine Kriegskosten zu tilgen, denn aus dem neugewonnenen Lande flossen ihm so hohe Werte zu, daß es bei guter Finanzwirtschaft über einen großen Reichtum hätte verfügen können. Rumänien ist das Opfer der französischen Freundschaft geworden, es mußte seine Rüstung so weit verstärken und alle notwendigen Ergänzungsmittel im Schneider-Creusot-Konzern kaufen, daß es immer neue Schulden aufzunehmen hatte, ohne daß die eigene Wirtschaft sie tragen konnte. Man ist schließlich zur Autarkie übergegangen und hat nun eine Armut innerhalb der eigenen Grenzen, die angesichts der natürlichen Kraftquellen des Landes vollkommen unverständlich ist. Würde sich Rumänien in eine Großraumpolitik eingliedern, die seinen natürlichen Interessen Rechnung trägt, es wäre rasch zur Gesundung zu bringen. Dazu würde allerdings gehören, daß es sich aus den Fesseln der Pariser Finanzgrößen und der Kleinen Entente löst und dorthin Verbindungen anknüpft, wohin es seinen Agrarüberfluß abströmen lassen kann. Das Deutsche Reich ist ein großer Markt für Rumänien, Differenzpunkte zwischen beiden Ländern gibt es so gut wie nicht. Wir rechnen jetzt noch nicht mit einer Lösung der Wirtschaftskrise in Rumänien durch Aufsuchen dieser Möglichkeit; sie ist zu einfach und zu natürlich, als daß sie rasch gefunden werden könnte, sie sollte jedoch von Zeit zu Zeit zur Erörterung gestellt werden, bis einmal dort die Erkenntnis durchbricht, wo heute noch in Gedankengängen gearbeitet wird, die sich schon lange totgelaufen haben. Vielleicht ließe sich die Richtung der rumänischen Politik zum Reiche dadurch umbiegen, daß man bei uns Zinszahlungen in natura annimmt. Rumänien hat Produkte, die sich zu solchen Methoden des Notausgleichs eignen, wir brauchen sie und sparen Devisen, wenn wir sie auf diese Weise hereinnehmen.

Für die Beurteilung der Lage im Südosten ist ein Ereignis von Bedeutung, das zwar für den Augenblick nicht übergroße Folgen haben wird, das aber symptomatischen Charakter trägt und deswegen besondere Beachtung verdient. Die Slowaken haben kürzlich in nicht mißzuverstehender Form der ganzen Welt zur Kenntnis gebracht, daß sie auf ihrer Autonomie bestehen. Der greise Pater Hlinka wurde gegen den Willen der anwesenden hohen tschechischen Regierungsvertreter zur Rednertribüne getragen und verkündete klar und eindeutig, daß die Slowaken nicht auf die Autonomie verzichten wollen, die ihnen wider alle Versprechungen durch die Tschechen vorenthalten wird. Wir hatten immer wieder Gelegenheit, auf die innere Schwäche des tschechischen Staates hinzuweisen. Er hält sich nur durch rücksichtslose Gewalt, durch eine zentralistische Politik, die alle Entscheidungen in die Hände Prags gelegt hat, wo die tschechische Bürokratie nach altösterreichischem Muster herrscht und den Absolutismus nur durch die zum Volkscharakter gehörende Korruption mildert. Wir wissen, daß auch die dreieinhalb Millionen Sudetendeutsche die Selbstverwaltung verlangen. Wenn von den beiden großen Gruppen der Unterdrückten in einheitlicher Zusammenarbeit gemeinsam an der Erreichung dieses politischen Zieles gearbeitet würde, so könnte es nicht schwer sein, es zu erringen. Wir haben nach der Slowakenkundgebung die Hoffnung, daß im kommenden Winter die Frage der Stammesautonomie in der Tschechoslowakei einen Schritt vorwärts gebracht werden kann.

Während die beiden oben erwähnten Ereignisse die Krisenmerkmale in den Staaten im Benesch-Block deutlich zeigen, gehört die Begegnung zwischen Mussolini und Dollfuß wohl eher in die Kategorie der Heilmethoden, die man anwenden möchte, um die vorhandenen Schäden zu mildern. Aus Kommuniqués ist nicht immer viel herauszulesen, interessanter ist schon die Pressemusik, die sie begleitet. Es fällt uns auf, daß die französische Presse wenig zu sagen hat, man scheint also wohl in Paris damit einverstanden zu sein, wenn die Beziehungen zwischen Wien und Budapest weiter vertieft werden. Daß mit einer engeren Verbindung zwischen den beiden Stammländern der Habsburger Monarchie zu rechnen sein dürfte, wird in den Verlautbarungen über die Begegnung der beiden Regierungschefs ziemlich deutlich zum Ausdruck gebracht. Die Besprechungen darüber werden sich wohl im Rahmen des Viererpaktes bewegen. Herr Dollfuß deutet auch eine Verbesserung der Beziehungen zum Reich an. Wien bleibt im Mittelpunkt des europäischen Interesses. Es wird gut sein, die Aktivität der früheren Feindbundmächte in Oesterreich genau zu beachten. Frankreich hat als neuesten Vermittler Polen zur Verfügung. Die Erinnerungsfeier an die Befreiung Wiens aus der Türkengefahr soll den Polen Gelegenheit geben, die Heldentaten weiland des Königs Sobieski in lauten Tönen zu feiern. Wir denken uns hierzu unser Teil. Die Geschichtsfälschungen, mit denen zu rechnen sein wird, sind in diesem Heft beleuchtet. Jedenfalls war Polen in der

Türkenzeit ebensowenig der Retter und Hort der europäischen Kultur, wie es heute diese Rolle übernehmen könnte. Der Völkerbund wird in seiner nächsten Tagung wiederum Gelegenheit haben, sich mit berechtigten Beschwerden der deutschen Minderheit in Polen zu befassen. Wenn die Lobeshymnen auf den König Sobieski ertönen, sollte man gleichzeitig die Minderheiten in Polen zu Worte kommen lassen, um der Welt deutlich zu machen, was es mit der Kulturhüterei auf sich hat. Die Lage der Minderheiten ist erneut schlechter geworden.

Der östliche Nachbar Polens hat seine innere Lage nicht verbessern können. Die russische Hungersnot greift weiter um sich, im kommenden Winter wird das furchtbare Drama, dem schon unzählige Tausende von Menschen zum Opfer gefallen sind, noch weiter dauern und noch schrecklichere Ausmaße annehmen. Hier rächt sich die Teilnahmlosigkeit der Welt an den Geschehnissen in den Sowjetrepubliken. In diesen Tagen wurde durch den Erzbischof von Wien zu einem Hilfswerk aufgerufen. Gewiß, die Menschheit muß Hilfe bringen, wenn ganze Völker dem Hunger erliegen. Nötiger noch wäre es, wenn man durch ein Machtwort von draußen Einhalt gebieten würde und anstatt auf Konferenzen mit der Sowjetvertretung Freundschaftsverträge zu schließen, den Sendboten der zweiten und der dritten Internationale klar machen würde, daß die Experimente mit der Lehre von Karl Marx endlich einzustellen sind. Glaubt denn die zivilisierte Welt immer noch, der Bolschewismus sei eine friedliche Zeiterscheinung, die sich von selbst überleben wird? Der Bolschewismus hat als Weltanschauung seinen Kampfcharakter behalten, er trifft seine Gegner, wo er kann, ein großer Teil der Hetze gegen Deutschland, das einzige Land, in dem ohne Schonung gegen den Kommunismus vorgegangen wird, geht auf dieses Konto. Man wird in Moskau nie vergessen, daß durch die Machtergreifung des Nationalsozialismus im Reiche ein Widerstandszentrum geschaffen wurde, das nicht mehr zu werfen ist, wenn nicht der Haß gegen das deutsche Volk, aus dem Frankreich einen Waffenring rings um uns geschaffen hat, der vielleicht die österreichische Frage zum Anlaß eines Eingreifens nehmen wird, größer ist als die Sorge um den kapitalistischen Geldbeutel und selbst den Todfeind Europas, Rußland, als willkommenen Bundesgenossen nimmt.

In letzter Zeit häufen sich wieder einmal die Nachrichten über Kriegsvorbereitungen Stalins gegen Japan. Die sibirische Bahn wird ausgebaut, Versorgungswerkstätten für die Armee werden errichtet, man meldet Truppenzusammenziehungen an der Ostgrenze der Sowjetrepubliken. Vor kurzer Zeit ist von japanischer Seite offen erklärt worden, daß eine kriegerische Auseinandersetzung mit Rußland durchaus im Bereich des Möglichen liege. Wir glauben an diesen Krieg nicht recht, es wird wohl ein Bluff Japans sein, wo man weiß, daß Stalin jede territoriale Konzession zu machen bereit ist, wenn er der Idee der Weltrevolution weiter Raum geben kann. Immerhin stehen zwischen beiden Ländern Raumfragen zur Entscheidung. Die Völkerschaften Rußlands sollen auf ihr Expansionsgebiet im Osten verzichten. Angesichts der trotz aller Not noch starken Bevölkerungszunahme ist daher die Frage berechtigt, ob eine weitere Festigung der japanischen Macht auf dem asiatischen Festland von Rußland noch ruhig hingenommen werden kann oder ob der Bolschewismus nicht das Ventil eines populären Kampfes im Osten sucht, um mit einer nationalistischen Handlung seine wankende Macht zu stützen.

Japan hat seine Truppen hinter die Große Mauer zurückgezogen. Die Grenzlinie des Mandschurischen Staates im Süden liegt damit wohl fest. Da von China aus mit Störungen jetzt nicht zu rechnen sein dürfte, wird die innere Festigung der japanischen Kontinentalmacht wohl rasche Fortschritte machen. Was wird man sich auf der Herbsttagung des Völkerbundes wohl ausdenken, um den nun einmal gegebenen Status als vorhandene Tatsache hinzunehmen? Jedenfalls kann man nicht erwarten, daß unsere Feinde in Europa sich von der Erkenntnis leiten lassen werden, daß Europa zusammenhalten muß, um den aus andern Erdteilen drohenden Gefahren einig entgegentreten zu können.

Da es allenthalben auf der Welt wieder einmal trübe aussieht, ist die Aussicht auf wirkliche Abrüstung noch geringer geworden. Die Konferenz wird wieder zusammentreten, aber kann sie überhaupt noch ihre Existenz plausibel machen? Oder sollte auch hier der Deutschenhaß das Wunder der Einigung bewirken und ein Abrüstungsabkommen zustande bringen unter „zusätzlicher Sicherheit" für Frankreich?

Im Frühling waren Belgien und Holland auf den guten Gedanken gekommen, einen Wirtschaftsraum aus beiden Ländern zu schaffen. Die Völker hätten ihren Vorteil davon gehabt, denn ein solches Wirtschaftsgebilde wäre sicher kräftig und lebensfähig gewesen. Leider hatten die beiden Länder die Rechnung ohne Großbritannien gemacht, das vor seiner Küste solche Wirtschaftsgebilde aus alter Erinnerung an die großen Niederlande nicht gerne sieht.

Man hört, daß Holland unter dem Druck Englands in einem idyllischen Ort der Schweiz kürzlich feierlich auf seinen Traum verzichtet hat. Damit hat England wieder einmal den Beweis erbracht, daß es die Wohlfahrt Europas nur in seinem Sinne aufgefaßt wissen will. Dies dürfte auch für die Randstaaten gelten, die jetzt eine engere innere Verbindung suchen. Wir bezweifeln, daß sie Erfolg haben werden, es sei denn, daß für England eine gute Flottenbasis in der Ostsee zu erhalten wäre. Reinoldus

Vor dem Schnellrichter

Farbige Hemden allein

sind noch kein vollgültiger Beweis für ungefärbtes nationales Wollen. Das schwarze Hemd in Italien, das braune in Deutschland legitimieren nicht das blaue Irlands als Ehrenkleid der nationalen irischen Bewegung. Bei der Verständnislosigkeit eines großen Teiles der deutschen Tagespresse für den Freiheitskampf der unterdrückten Völker, die sich zum Teil auf Instinktlosigkeit, zum anderen Teil auf unausrottbare englische Beeinflussung gründet, werden die Blauhemden und ihr Kampf gegen die Regierung Lamon de Valeras schlechthin gleichgesetzt mit dem Kampf einer nationalen Bewegung gegen eine nicht genügend nationale Regierung. Die Bemühungen der „Deutschen Rundschau", in den Jahren nach dem Zusammenbruch das deutsche Volk dazu zu bringen, sich uneingeschränkt und durch die Wucht seiner Bevölkerungsdichte bald führend an die Seite der vergewaltigten Völker zu stellen, um unter Ablehnung des Versailler Diktates den harten, aber unter allen Umständen erfolgreichen Weg zur Freiheit zu gehen, gestützt allein auf den für die Länge nicht zu unterdrückenden ethischen Gedanken der Freiheit gegen die Macht, blieben völlig ergebnislos. Ein großer Teil von uns kann sich von der Psychose imperialistischen Machtdenkens eben nicht freimachen, obwohl alle Erfahrungen des Krieges und vor allen Dingen des Nachkrieges die uns von Anderen zudiktierte Stellung als Entrechtete unter den Völkern mit blutiger Eindringlichkeit uns klargemacht haben sollten. Wir, deren Sympathien immer bei den irischen Freiheitskämpfern gewesen sind, konnten keinen Augenblick zweifeln, daß eine Gleichsetzung der Träger des deutschen Freiheitskampfes mit den Blauhemden ein barer Unsinn ist. Wenn man die ganz unterschiedlichen Verhältnisse miteinander vergleichen will, so können nur de Valera und seine Leute die wahren irischen Freiheitskämpfer sein. Diese Meinung wird durch die Tatsachen vollauf bestätigt. Ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung belehrt darüber.

Nachdem es Lloyd George nicht gelungen war, de Valera für seine Zwecke einzuspannen, glückte es ihm, die Iren Griffith und Collins dank ihrer menschlichen Schwächen zu seinen gefügigen Werkzeugen zu machen. Dadurch wurde die irische Einheitsfront gesprengt und in dem beginnenden Bruderkrieg de Valera auf zehn Jahre von der Regierung ausgeschaltet. Cosgrave, damals am Ruder, führte eine Erfüllungspolitik gegenüber England durch, von der unsere Erfüllungspolitiker noch hätten lernen können. Teilweise hielt er es nicht einmal für nötig, die irische Volksvertretung, das Dail Eireann, zu befragen. Die irische Jugend blieb bei de Valera. Sie und die Irish Republican Army, der deutschen SA entsprechend, setzte sich mit Leib und Seele für die Gewinnung der nationalen Freiheit ein. So konnte de Valera im Frühjahr 1932 mit einer überwältigenden Mehrheit die Regierung wieder übernehmen. Die Fianna Fail, de Valeras engere Gefolgschaft, bildete die Regierungsmehrheit zusammen mit der irischen Arbeiterpartei, die ausgesprochen national und von kommunistischen Tendenzen völlig frei ist. De Valera stellte die Zahlungen an England ein und ließ die irischen Beamten nicht mehr auf den britischen König vereidigen. Es ist verständlich, daß infolgedessen England alles versuchte, um Irland wieder in die Hand zu bekommen. Wieder, wie im Jahre 1921, erboten sich die Opportunisten vom Schlage Cosgraves zu englischen Helfershelfern. Dr. T. O'Higgens faßte die britischen Soldaten des Weltkrieges in Irland zu einer Privatarmee zusammen, der Army Comrades Association. Die Aushängeschilder für diese britischen Hilfstruppen wechselten. Vor einem Jahre noch kämpften sie für die Freiheit und die Rechte der Persönlichkeit. Diese nicht genügend zugkräftige Parole wurde vor wenigen Wochen ersetzt durch

die Schlagworte: Einigung Irlands und Kampf dem Kommunismus. Der Zeit entsprechend gaben sie sich ein faschistisches Mäntelchen. Die Fadenscheinigkeit dieser Parole ergibt sich aus der Tatsache, daß im irischen Parlament kein einziger Kommunist sitzt, und selbst in den Großstädten wie Dublin und Cork die Kommunisten sehr dünn gesät sind. Aber dieser Vorwand mußte gewählt werden, weil auf parlamentarischem, gesetzmäßigem Wege der pro-britischen Bewegung jeder Erfolg versagt war. Durch die Abwehrmaßnahmen Englands, die hohen Einfuhrzölle auf die Erzeugnisse der irischen Viehzucht und Landwirtschaft, war die Lage der irischen Farmer und Bauern außerordentlich kritisch geworden. Trotzdem hielten sie zu de Valera, wie die letzten Wahlen im Januar 1933 erweisen.

Es ist also so, daß sich hier eine Bewegung, die auf englischen Einfluß zurückgeht, die nationale Maske des Faschismus vorhängt, um die freiheitliebenden Iren über ihre wahren Ziele zu täuschen. Die Army Comrades Association änderte nun ihren Namen in National Guards, und der General O'Duffy übernahm die Führung. Zu Cosgraves Zeit war er Polizeioberhaupt von ganz Irland. Da er für de Valera natürlich nicht tragbar war, ging er zur Opposition. Als Polizeigewaltiger sah er in seiner heutigen „unbewaffneten" Gefolgschaft eine „furchtbare Revolutionsarmee" und eine „äußerste Gefahr für den Frieden und das Gleichgewicht des Landes". Jetzt beklagt er sich, daß gegen seinen Anhang gerade die Gesetze wieder in Kraft gesetzt werden, die Cosgrave seinerzeit zur Unterdrückung de Valeras und seine Anhänger erlassen hat. Die Behauptung, daß der Kommunismus für Irland eine Gefahr sei, wird durch die Angabe der Frequenzziffern kommunistischer Versammlungen in das rechte Licht gerückt: auf der letzten Versammlung in Dublin, die von englischen Kommunisten einberufen war, erschienen im Ganzen — zehn Mitglieder!

Der Tatbestand ist so eindeutig, daß jeder Deutsche wissen sollte, wohin seine Sympathien gehören. Die nationale irische Jugend jedenfalls trägt diese Bewegung ebensowenig wie die blauen Hemden.

*

Das „Geheimnis von Riccione"

hat vor allem in der französischen Presse lebhafte Anteilnahme gefunden. In den französischen Kommentaren, unter denen „Echo de Paris" bereits die „Wiedergeburt des heiligen römisch-germanischen Reiches" an die Wand malte, fiel die scharf betonte Gegnerschaft zu Italien auf. Frankreich ist die Macht, die am unmittelbarsten an der sogenannten Unabhängigkeit Oesterreichs interessiert ist; aber wenn es „den Anschluß" fürchtet, so fürchtet es auch die Politik Italiens, welche die Front der französischen Vasallenstaaten im Südosten verwirrt und von sich aus keinerlei Interesse daran hat, aus Oesterreich einen französischen Stützpunkt zu machen. Ebenso dürfte das Rom Mussolinis keine stärkere Neigung mehr besitzen, auf Kosten der italienisch-deutschen Freundschaft für das System Dollfuß irgendwelche Kastanien aus dem Feuer zu holen, so sehr man auf italienischer Seite auch jetzt noch die Erhaltung eines schwachen österreichischen Staates wünschen und einer Lösung zuneigen mag, welche die gegenwärtige Zwischenlage auf Zeit garantiert.

Die französischen und italienischen Interessen sind also im Schnittpunkt Wien alles andere als gleichgeschaltet. Dieser Tatbestand ist auch für den jüngsten italienischen Ausflug des österreichischen Bundeskanzlers von Bedeutung. Die „internationalen Sicherungen" seiner Hausmacht, um derentwillen Herr Dollfuß die deutschen Schiffe hinter sich verbrannte, sind aus dem gleichen Grunde höchst verschieden zu bewerten, und ob sie ausreichen werden, die geschlossene Volksopposition im eigenen Lande niederzuhalten oder auch nur die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die für Herbst und Winter heraufdämmern, zu bannen, erscheint mehr als fraglich, zumal im Regierungslager selbst Glauben und Einigkeit fehlen.

Diese Regierung verfügt über das Entscheidende nicht: das nationale Ethos. Ihr Tun und Lassen wird von zweierlei Art Angst beherrscht: von der Angst vor der nationalsozialistischen Bewegung, hinter der heute in den Alpenländern die große Mehrheit der Bevölkerung steht, und von der Angst vor dem eigenen Sicherheitsminister Fey, der als „starker Mann" gar zu gern den Alleindiktator spielen möchte, aber in diesem Punkte bei seinen Genossen wenig Gegenliebe findet. Angst und Brutalität hängen innigst zusammen, und das ungeheuerliche Polizeiregiment, welches das System Dollfuß organisierte, um die Meinungsfreiheit der Bevölkerung zu knebeln, wird nur aus dieser Angst verständlich. Dabei schrumpfen auch die „stummen Hilfstruppen", die Austromarxisten, immer mehr zusammen, und die Hauptsorge, die Beschaffung der finanziellen Mittel für die arg verschuldeten Heim-

wehren, wurde durch die Bitternis, daß die zweite Sommerrate der italienischen Subsidien überraschend ausblieb, vergrößert, ganz abgesehen davon, daß insbesondere im niederösterreichischen Heimwehrlager die Sympathien für diese Art Führung mehr und mehr schwinden. Obwohl der regierungsamtliche Optimismus die nationale Opposition täglich totsagt und der entsprechende Propagandaapparat die Bevölkerung von der Außenwelt völlig isoliert, sind die innerpolitischen Schwierigkeiten der Regierung Dollfuß von Tag zu Tag gewachsen, und die Flugzeugfahrt nach Riccione glich nicht zuletzt auch der bekannten Flucht des Politikers in die Außenpolitik, wenn er mit seinem innerpolitischen Latein am Ende ist.

Wesentlich im letzten bleibt für die fernere oder nähere Liquidation der Aera Dollfuß die wirtschaftliche Lage. Wenn auch dieser Regierung, schon auf Grund der bisherigen Erfahrungen, durchaus zuzutrauen ist, daß sie, um der eigenen Rettung willen, die nackte wirtschaftliche Existenz breiter Bevölkerungsteile opfert, wo ist der Ausweg — ohne Deutschland? Ohne Lösung der gesamtdeutschen Krise, für deren Ausmaß diese Regierung volle Verantwortung trägt? Herr Dollfuß und die Seinen haben sich den einzig möglichen Ausweg versperrt. Selbst wenn Mussolini sich in Riccione zur Vermittlung bereit gefunden hätte, diese österreichische Regierung hat das Recht verwirkt, in einem gesamtdeutschen Gremium, für Deutschösterreich zu sprechen. Wie lange immer das Diktaturabenteuer noch dauern mag, die Träger des Systems Dollfuß sind Gezeichnete. Und erst wenn sie abgetreten sind, wird Deutschösterreich die ihm als deutschem Land gestellte Aufgabe wieder aufnehmen können.

*

Irgendwo

in einer deutschen Stadt wurde bei irgendeinem landwirtschaftlichen Anlaß von den Gastgebern die alte Operette „Der fidele Bauer" als Festvorstellung aufgeführt. Darauf hat der Leiter der bäuerlichen Bewegung gebeten, von weiteren Aufführungen Abstand zu nehmen, weil das Stück den Bauernstand verspotte oder nicht genügend ernst nehme. — Es ist sicher, daß diese Bitte nur ausgesprochen wurde auf Grund von Erfahrungen, die auf der Tagung und bei der Aufführung gemacht wurden. Der Fall zeigt aber zugleich einen der Punkte auf, an dem die Führer der nationalen Bewegung Gelegenheit haben, einmal einem alten oder besser einem neuen deutschen Laster auf den Leib zu rücken, nämlich der erst mit den bürgerlichen Jahrzehnten bei uns mehr und mehr eingerissenen grauenhaften Ernsthaftigkeit. Das deutsche Volk hatte und hat von altersher bis heute einen prachtvollen Sinn für Humor und Witz; die Lalenbürger und der Lulenspiegel, der Pfaffe Ameis und Johannes Fischart beweisen das ebenso wie Reuter und Brinkmann, Julius Stinde und Wilhelm Busch. Volk lacht mit dem größten Vergnügen auch über sich selbst — der Ernst um jeden Preis ist eine Angelegenheit unsicherer Menschen, die ihr fehlendes Wesen durch die Betonung und Sicherung ihrer bürgerlichen, d. h. rein äußerlichen Rolle im Leben ersetzen müssen. Sie haben überall eine Aengstlichkeit und Vorsicht des Scherzes und des Witzes geschaffen, die andere Völker kaum kennen: über alles darf gelacht werden, nur nicht über den Fetisch des heiligen bürgerlichen Berufs. Das alte Deutschland — man braucht sich nur die Fastnachtsspiele des Hans Sachs und ähnliche Dinge anzusehen — lachte mit dem größten Vergnügen über alle Handwerke und Berufe; die bürgerliche Zeit hat gerade diese Berufe heilig gesprochen. Es ist hohe Zeit, daß im neuen Deutschland der alte Humor wieder in seine Rechte eingesetzt wird: das Lachen ist eine Macht, die das neue Reich sich ganz bewußt zunutze machen sollte. Ernst ist etwas wunderbar Schönes, aber man soll ihn für die Gelegenheiten aufsparen, die seiner Würde würdig sind. Das Lachen aber hat einen Anspruch auf alle übrigen Gebiete des Lebens — wenn man ihm die nimmt, verzieht es sich unter die Oberfläche, wird heimlich und boshaft und verliert damit sein Bestes.

*

Zwischen dem Vatikan und Polen,

dem „treuesten" Kinde der katholischen Kirche, bestehen zur Zeit sehr scharfe Spannungen. Die Gründe sind ganz ungewöhnlicher Art und verdienen die Aufmerksamkeit der ganzen christlich-abendländischen Welt. Polen protestiert gegen ein Unternehmen der katholischen Kirche, das von säkularer Bedeutung werden kann. In aller Stille hat der Vatikan an der Ostgrenze Polens, im Bereich der orthodoxen Weißrussen — oder Ruthenen — einen neuen Keim aus der Wurzel der römisch-katholischen Kirche entwickelt, einen neuen morgenländisch-slawischen Ritus. Mit dem Ziel, den den ganzen früher orthodoxen Teil Osteuropas

und Asiens für die römisch-katholische Kirche zurückzugewinnen. 1930 schon hat der Vatikan für diesen gewaltigen Plan die sogenannte „Russische Kommission" ernannt. Sie hat mit ihrer Vorbereitungsarbeit an der polnischen Ostgrenze bereits begonnen, wo von der griechisch-unierten Kirche aus der Ansatzpunkt gegeben ist.

Rom hat seit dem großen Schisma im 11. Jahrhundert, das die morgenländisch-byzantinische Kirche abspaltete, nie ganz die Fühlung mit der Kirche in der Ukraine verloren. Es kam im 17. Jahrhundert sogar wieder zu einer Union der westukrainischen Kirche mit Rom. Das blieb von Dauer, obwohl die russisch-orthodoxe Kirche als Russifizierungs-Instrument Moskaus diese Union zu zerreißen sich bemühte. Die Kirche der Ostukraine wurde orthodox. Aber sie war nie eine Volkskirche; das zeigte sich nach der Revolution 1917. Sie löste sich sofort vom russischen Patriarchat und suchte Anlehnung an die griechisch-unierte Kirche der Westukraine, die den Papst in Rom als Oberhaupt anerkennt. Die völlige Unterdrückung der Kirche durch die Bolschewisten erstickte diese Annäherung schon im Keim. Der Vatikan hat sich verschiedentlich vergeblich bemüht, Priester als Missionare in Rußland anzusetzen. So beschränkte sich Rom auf das erreichbare Missionsgebiet, auf die Ostgrenze Polens. Von da aus gehen Fäden nach der Sowjetukraine, wo eine Million orthodoxer Weißrussen leben. Sind sie für die katholische Kirche zurückerobert, dann wäre ein neuer Ansatzpunkt gewonnen, wenn die Stunde gekommen ist, daß der gewaltige Missionsplan Roms über die Grenzen Polens hinausgreifen könnte.

Für diese Missionsaufgabe hat der Vatikan einen neuen morgenländischen Ritus geschaffen, der, wie der griechisch-unierte, dem orthodoxen sehr stark angenähert ist. Jesuiten haben ihn im Kloster Aberdyn bereits in die Praxis überführt. Sie gehen gekleidet wie die russischen Popen und tragen langes Haupt- und Barthaar. Kirche und Gottesdienst haben orthodoxe Formen. Die Messe wird in altslawischer Sprache zelebriert. Der Gläubige empfängt stehend, mit über der Brust gekreuzten Armen, das Abendmahl, das in einem Löffel gereicht wird. Der Altarraum ist vom Kirchenschiff abgetrennt, während der Opferung, Wandlung und Kommunion werden die Türen zum Altarraum geschlossen. Auf dem Altar steht das Doppelkreuz, und das Kreuzzeichen wird von rechts nach links gemacht. Trotz dieser orthodoxen Formen: es ist katholischer Gottesdienst, katholisches Meßopfer. Es wird auch den Gläubigen ausdrücklich gesagt. Mehrere Male ruft ein Priester während des Gottesdienstes ihnen zu: „Lasset uns beten für den Allerheiligsten Weltpatriarchen Pius, den Papst zu Rom, und für den Bischof."

Die Ruthenen zeigen sich diesem neuen Ritus zugänglich. Es wäre nicht schwer, sie zu gewinnen. Aber Polen machte Schwierigkeiten von Anfang an. Als der Vatikan 1929 einen Bischof der neueren orientalisch-slawischen Kirche ernennen wollte, lehnte die polnische Regierung ab mit dem Hinweis auf das Konkordat, nach dem die Zustimmung der Regierung zur Ernennung eines Bischofs notwendig ist. Rom umging diese Bestimmung, indem es einen — „Apostolischen Visitator" ernannte, und ließ sich in seiner Arbeit nicht stören. Der Grund des polnischen Widerstandes ist: Polens Furcht für seine Polonisierungspolitik. Eigenes religiöses Bekenntnis, eigene Kirche sind ein Fundament des Volkstums. Die Sprache, in welcher der Mensch in der Kirche betet und zu seinem Priester spricht, bestimmt und erhält sein Volkstum. In der neuen Kirche nun wird russisch gebetet, und die Jesuiten von Aberdyn sprechen mit Ruthenern russisch. Hier wittern die Polen Gefahr, weniger für heute als für die Zukunft.

Mit der fortschreitenden Missionsarbeit hat sich der Konflikt zwischen dem Vatikan und den führenden polnischen Kreisen verschärft. Im Herbst vorigen Jahres erschien in Warschau ein kleines Buch „Der Weg Roms nach Osten". Verfasser ist Graf Lubienski, der Generalsekretär der Regierungspartei. Darin wird das Unternehmen des Vatikans verurteilt und abgelehnt. Ein paar Tage nach Erscheinen des Buches wurde es vom Kardinal-Erzbischof von Warschau verurteilt und für die Gläubigen verboten. Ein Führer der Regierungspartei gab darauf in der Presse eine sehr scharfe Erklärung ab, worin die neue Kirche als untragbar bezeichnet wird. Papst Pius XI. blieb die Antwort nicht schuldig. Er erklärte dem Bischof von Podlachin: wer sich gegen die Unionsarbeit äußere, sein kein guter Katholik. Es sei nicht zu dulden, wenn Gläubige sich zum Richter aufwerfen wollten über die Methoden der katholischen Kirche, die sie anwende, um die russische Kirche mit der katholischen wieder zu

vereinigen. Sie müsse Glauben und Gehorsam fordern. Die Jesuiten in Aberdyn, der Apostolische Visitator — an Bischofs Stelle — und die „Russische Kommission" arbeiten an der polnischen Ostgrenze weiter an der neuen Kirche mit morgenländisch-slawischem Ritus, mit der sie eine halbe Welt dem Katholizismus wiedergewinnen wollen. Ebenso entschlossen scheint man in Polen zu sein, über kurz oder lang die Weiterarbeit unmöglich zu machen. Ueber Nacht kann es so zu einem ernsten religionspolitischen Konflikt kommen.

*

Der Siedlung

war noch nie eine Zeit im Gefühl unserer Mitwelt so günstig wie die heutige. Es ist eine innerliche Bereitschaft zur Siedlung da, die auf der Entzauberung der industriellen Welt beruht. Die Maschine und die mit ihr betriebenen Städte haben ihren Reiz verloren. Nun aber die Parole ausgegeben ist: zurück aufs Land, zurück in die Gebiete, die der Liberalismus im verflossenen Jahrhundert entvölkert und zerstört hat, werden mit einem Male die ungeheuren Schwierigkeiten sichtbar, die es noch zu überwinden gilt. Es sind Schwierigkeiten, die in den Menschen selbst und in den äußeren Umständen liegen. Heute ist nämlich Land und Landschaft in der Vorstellung der Städter von einer neu entdeckten Romantik umgeben, die in Wahrheit nicht existiert. Die äußeren Umstände aber entstammen einer Vergangenheit, die landfremd geworden war und ihre minutiöse, kleinbürgerliche, städtische Ordnung als bürokratische Vorschrift einer weltfremden Verwaltung auch auf das Land erstreckt hat. Es ist Gefahr, daß aus diesen beiden Gründen eine doppelte Enttäuschung entsteht.

Siedlung ist nämlich erfahrungsgemäß nur möglich, wenn der Neusiedler alle Brücken hinter sich abbricht. Selbst wenn dies der Fall sein sollte — und erfahrungsgemäß ist dazu eigentlich nur das Kind der Landschaft imstande, die besiedelt werden soll, weil nämlich das Kind der Landschaft ebenso den Zauber wie auch die brutale Realität der Heimat empfindet —, dann bleibt die administrative Hemmung, die Bauvorschrift, der Kulturbegriff, kurz und gut eine Summe von Fürsorglichkeit, die den Einsatz des ganzen Menschen verhindert. Durch Siedlung muß wirkliches Neuland erobert werden, und zwar wirkliches und seelisches, wobei das seelische die größere Realität besitzt. Der wirkliche Siedler muß als ein Auswanderer, von Gott und der Welt verlassen, vor seiner Aufgabe stehen, die ihn Heimat und Gott wieder entdecken läßt. Heute sind solche Menschen in Hülle und Fülle vorhanden, aber der staatliche Apparat, der Fürsorgestaat als solcher, nicht seine Führung, hat seinerseits noch keinen Mut zu solcher Haltung, weil er notwendigerweise in alten Gleisen weiterläuft und den neuen Sinn der Gegenwart nur langsam aufnimmt. Am Anfang aller Siedlung steht nämlich die Rentabilität der Landwirtschaft. Aber die Rentabilität der Landwirtschaft ist unvergleichbar mit den kommerziellen Begriffen der Großstadt und des Industriegebiets. Hier herrscht die absolute Wirtschaft, die um der Arbeit willen arbeitet. Ihr Sinnbild ist die Höhlenwohnung, das Erdloch, in dem alle blühenden deutschen Bauernhöfe in Wolhynien im vergangenen Jahrhundert ihren Anfang fanden, das verbotene Strohdach, ein Schicksal ohne soziale Fürsorge; ein Kampf mit den Elementen. Die Bereitschaft, ihn aufzunehmen, ist da, aber sie gedeiht nicht in Stubenluft.

*

Max Reinhardt

wird am 9. September 60 Jahre alt. Als er vor kurzem das Jubiläum 25jähriger Tätigkeit am Deutschen Theater beging, gefeiert von Ministern, Professoren, Männern der Presse, ahnte niemand, daß schon dieser 60. Geburtstag im Reich sang- und klanglos vorübergehen würde. Das alte Berliner Theater, das im Grunde nur bis etwa 1920 gedauert hat, ist verschwunden, mit dem Nachkriegstheater der Zeit zwischen 1920 und 1930 zusammengebrochen, und mit ihm sind die Männer verschwunden, die ihm sein Gesicht gaben. In der Geschichte des Deutschen Theaters der Kaiserzeit bleiben ihre Namen stehen: vor allem die Erscheinung Max Reinhardts ist aus der Entwicklung der neuen Bühne nicht fortzudenken. Der späte Reinhardt, der, an den das jüngere Geschlecht hauptsächlich denkt, wenn sein Name fällt, der Mann, der die „Artisten" inszenierte und französische Boulevardschmarren mit letztem Raffinement auf die Szene stellte, dem das Selbstzweck gewordene Theater alles und die Dichtung eigentlich nichts mehr war, wird mit dem Zwischenspiel der Nachkriegszeit versinken und vergessen werden: der junge Reinhardt, der die letzten großen Shakespeare-Inszenierungen brachte, die Berlin gesehen hat,

von Otto Brahm aus das farbige Theater der impressionistischen Zeit schuf, hat sich seinen Platz in der Theatergeschichte gesichert. Er hat viel getastet und sich oft im Ton vergriffen; er hat der Größe oft die Härte zu nehmen versucht und die Bitterkeit der Tragik versüßt: er hat aber als erster die Mittel der heutigen Szene zusammengefaßt und unbefangen nicht nur heutigem, sondern auch den großen Dichtungen der Vergangenheit dienstbar gemacht. Er hat sie oft mehr aus dem Geist des Theaters als aus ihrem eigenen inszeniert: er hat einmal gezeigt, wieviel Geist und Geistmöglichkeiten allein im Theater und seinen Mitteln stecken. Es lebte etwas vom Wesen des alten Wiener Zaubertheaters der Raimundzeit in ihm: nicht umsonst war der „Alpenkönig" eine seiner stärksten Regieleistungen neben dem unvergeßlichen „Heinrich IV." Shakespeares, dem ersten „Kaufmann von Venedig", dem ersten „Sommernachtstraum" von 1905. Wir stehen heute an der Schwelle einer neuen Epoche des Berliner und des Deutschen Theaters; da ist es Pflicht, zurückzuschauen auf die Leistungen, welche die Männer von damals hinterließen.

*

Die Auflösung der Sozialdemokratie im Reich wirkt sich zwangsläufig auch in den abgetrennten Grenzgebieten aus, wo sozialistische Gruppen noch vorhanden sind. Typisch für die durch die nationale Neuordnung im Reich vorgezeichnete Entwicklung war der Austritt der Mehrheit der Mitglieder aus der sozialdemokratischen Parteileitung in Malmedy. Nach der Annektion schlossen sich die deutschen Sozialdemokraten Eupen-Malmedys der sozialistischen Partei Belgiens an, und da diese Partei, im Gegensatz zu den anderen großen Parteien im belgischen Staate, geschickt für das Selbstbestimmungsrecht Propaganda zu machen wußte (was ihren Führer Vandervelde nicht hinderte, für die Annektion deutschen Landes verantwortlich zu zeichnen), bedeutete dieser Zusammenschluß an sich noch keine Belastung für den Kampf, den das abgetrennte Deutschtum für sein Selbstbestimmungsrecht und die Rückkehr ins Reich, geschlossen und unabhängig von der parteipolitischen Einstellung des Einzelnen, führte. Ja, die sozialistischen Stimmen in Eupen-Malmedy stiegen, weil mancher heimattreue Wähler ehrlich glaubte, mit Hilfe der belgischen Sozialdemokratie noch am ehesten dem belgischen Zwangsstaat entrinnen zu können.

Die führende Beteiligung der belgischen Sozialdemokratie an dem gehässigen Kampf der marxistischen Internationale gegen das Deutsche Reich und Volk legte klar, wie wenig ernst es den belgischen Sozialisten auch mit ihrem Eintreten für das Selbstbestimmungsrecht Eupen-Malmedys gewesen ist, befahl man doch von Brüssel aus sogar den Ausschluß aus der Partei für den, der es als Eupen-Malmedyer wagte, sich an der Durchführung der üblichen Ferienkinderreisen ins Reich zu beteiligen. Damit wurden die heimattreuen Sozialisten in Eupen-Malmedy vor die Frage gestellt: was bist du mehr: internationaler Sozialdemokrat, der der Partei in Brüssel bedingungslos gehorcht oder heimattreuer Deutscher, der seinem Volkstum die Treue hält? Die Antwort derer, die der Parteileitung in Malmedy den Rücken kehrten, weil sie es als Deutsche ablehnen mußten, sich einem internationalen deutschfeindlichen Befehl zu beugen, handelten zugleich im Sinne der großen Mehrheit ihrer Wähler, die, wenn sie auch bisher sozialistisch wählten, in erster Linie an ihre Zugehörigkeit zum deutschen Volke dachten. Und diejenigen, die der Brüsseler Parteileitung nachgaben und damit ihr Deutschtum verleugneten, dürften, sofern sie sich nicht noch in letzter Stunde eines Besseren besinnen, bald erfahren, daß sie in Eupen-Malmedy endgültig ausgespielt haben.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Rechtsanwalt Dr. Edgar J. Jung, München. — Professor Dr. Georg Weippert, München. — Hermann Ziese-Beringer, Berlin. — Dr. Peter Dörfler, München. — Professor Dr. Otto Brunner, Wien. — Helene Voigt-Diederichs, Jena. — Professor Dr. D. Kulenkampff, Zwickau. — Dr. Franz Dülberg, Berlin. — Dr. Otto Hachtmann, Dessau. — Dr. Conrad Wandrey, München.

Für die Schriftleitung: Hans Kraus, Berlin-Wilmersdorf • Für die Anzeigen: Heinz Callm, Berlin
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin • Druck: Wilhelm Greve Aktiengesellschaft, Berlin SW 68
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Uebersetzungsrechte vorbehalten

040144 BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

APRIL 1933
59. JAHRGANG

DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERAUSGEGEBEN
VON RUDOLF PECHEL

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN
EINZELHEFT M. 1.—
PRO QUARTAL M. 2.75

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
ERICH MÜLLER	Konservativer Anspruch	1
MATTHIAS SCHOLTES	Katholizismus und deutsche Revolution	6
PAUL FECHTER	Der Zusammenbruch des Kunstbetriebes	9
ROBERT PAUL OSZWALD	Wilhelm von Oranien. Zum 400. Geburtstage	12
WILHELM KOHL	Dilettanten. Erzählung	21
GEORG KEFERSTEIN	Zur Charakteristik des Parvenüs	30
FRIEDRICH KOTTJE	Götzendämmerung in der Naturwissenschaft	36
ALBERT DRESDNER	Ein langobardischer Königsschatz	45
WERNER BERGENGRUEN	Bücherschrank und Papierkorb	48
D. R.	Neue Bücher	52
FRITZ H. HERRMANN	Herman Wirth's Werk und die Wissenschaft	57
POLITISCHE RUNDSCHAU		60
VOR DEM SCHNELLRICHTER		73

AUS DEM INHALT DER NÄCHSTEN HEFTE

PAUL BERNHARD	Johannes Brahms
ARVID BRODERSEN	Henrik Steffens und der deutsche Freiheitskampf
FRANZ DÜLBERG	Der Schöpfer der westnordischen Bildform
CARL HAENSEL	Die Krisis des Strafrechtes
J. v. ÜXKÜLL	Magische, mechanische und dämonische Weltanschauung
JULIUS ZERZER	Die Krähe. Erzählung

Ferner Beiträge von Werner Deubel, Hans Prinzhorn, Ruth Schaumann, Georg Schmidt-Rohr u. a., wie im Märzheft angekündigt

DEUTSCHE RUNDSCHAU im Jahre 1874 von Julius Rodenberg gegründet, erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis pro Heft 1.— Mark • vierteljährlich 2.75 Mark
halbjährlich 5.25 Mark • Jahresbezug 10.— Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag. Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung, Berlin SW 68, Ritterstraße 51, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft, Depositenkasse J 2, Berlin SW 19, Jerusalemer Straße 65-66 / Postscheck-Konten: Berlin NW 7 Nr. 595 01 und Leipzig Nr. 4531 / Fernsprecher: Amt Dönhoff A 7 Nr. 7450 und 80 56

GERHARD MENZEL

Flüchtlinge

Erlebnis Deutscher in fernen Ländern

Ganzleinen Mark 5.80 • Kartoniert Mark 4.—

Es ist ein erzählerisches Meisterstück: wie Menzel auf engstem Raum, im Ablauf von Tagen, ein höchst bewegtes Gemeinschaftserleben sich gestalten läßt. Das ist in einem großen Zuge zwingend aufgebaut, gesteigert, der befreienden Lösung zugeführt: deutsches Volksschicksal, unbeeinflußt, unpolitisch, wesenhaft erschaut und gestaltet. Von Menzels Arbeiten, und gerade von den „Flüchtlingen", geht die Gewißheit einer von Erkenntnis und Verantwortung getragenen, eindeutig positiven Kraft aus, eine über alle tragischen Stationen hinweg befreiende Gewißheit.

Berliner Börsenzeitung

Wilh. Gottl. Korn Verlag / Breslau

Wollen Sie

zuverlässig

unterrichtet sein?

... dann lesen Sie die

Deutsche Allgemeine Zeitung

DAS GROSSE DEUTSCHE WIRTSCHAFTSBLATT